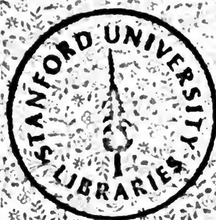
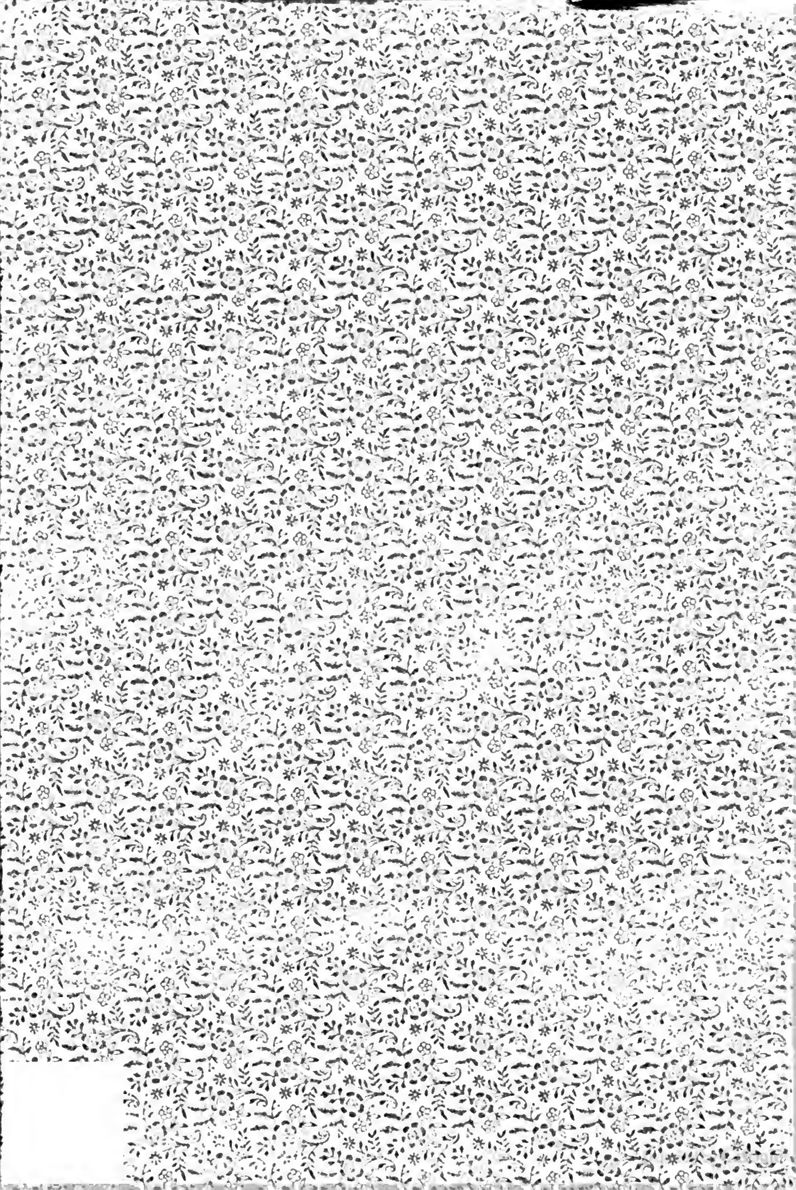
Beda Weber 1798-1858 und die tirolische litteratur 1800-1846

Joseph Eduard Wackernell





1901

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

GESCHICHTE, LITTERATUR UND SPRACHE

ÖSTERREICHS

UND SEINER KRONLÄNDER.

DURCH DIE LEO-GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON

DR. J. HIRN U. DR. J. E. WACKERNELL
PROFESSOREN AN DEN UNIVERSITÄTEN WIEN U. INNSBRUCK.

IX.

BEDA WEBER 1798—1858 UND DIE TIROLISCHE LITTERATUR 1800—1846.

INNSBRUCK.
VERLAG DER WAGNER'SCHEN UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG.
1903.

BEDA WEBER 1798—1858

UND DIE

TIROLISCHE LITTERATUR 1800—1846.

VON

J. E. WACKERNELL.



INNSBRUCK.
VERLAG DER WAGNER'SCHEN UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG.
1903.

DRUCK DER WAGNER'SCHEN UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI.

Dr. A. Brandl

Professor an der Universität Berlin

zum dreissigsten Jahre unserer Freundschaft

gewidmet.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

I. Kindheit. Schusterei und Gymnasium 1798—1818 4
Herkunft. Ererbung von den Eltern und erste Einflüsse 4. Schule und Handwerk 7. Gymnasium 8. Kapuziner 10. Kränklichkeit 11.

II. Hochschule, Noviziat und Lehramtsprüfung 1818—23 13
Philosophie in Innsbruck 13, moderne Sprachen 15. Eintritt in Marienberg 16, Theologie in Innsbruck 17, Lehramtsprüfung 19. Vergleich mit Pius Zingerle 21, Studentenverein 24.

III. Censur und Litteratur in Tirol 1800—23. Beda's erste Dichtungen 26
Tätigkeit des Revisionsamtes 26. Folgen derselben für die Litteratur 30. die Censur 30. deren Folgen 32. Zeitungen und Zeitschriften in Tirol 34. Dramen von Hormayr 36. Weissenbach 37. Petz 40. Zoller 42. Benitius Mayr 44 und 47. Kasp. Wörndle 46. Erhard 48. Rinna 50. Pöder 51; epische Gedichte von Waibel, Ladurner 52. Michaeler, B. Mayr. Weissenbach 53; Kanzelredner 55; Lyriker: Weissenbach 57. Mayr, Wörndle u. a. 59. Rautenkranz, Illert, Posch 60; Kriegslyrik 61. neubairische Lyrik 62: Spruchdichter: Fuhrmann 63, Pöder, Zobel, Al. Mayr 65. Liederhandschriften, Kirchhofgedichte 66; Einwirkung dieser Litteratur auf die Dichter des Bundes. Beda's erste Lieder 67. Einwirkung der Göttinger 70. der Barden 71.

Seite

IV. Seminare, Primiz und Cooperatur 1823—26 . 72
Brixen 72, heimliche Dichtung 73. an den Fürstbischof und Siegeslied 77. Nationalkalender 78, Lieder in demselben 78. Priester und Pfaffe 80, gegen Protestantismus und Calvinismus 84, derbe Ausdrucksweise 86, Primiz 88. Seminar in Trient 89. wieder in Marienberg 89. Hilfspriester in Burgeis 91.

V. Professur und die „Alpenblumen" 1826—29 . 91
Das Meraner Gymnasium 91. Bs Wirksamkeit daselbst 93, Auszeichnung und Berufungen 94. Erhards phil. Schriften 101. dessen Wallace 102, Wörndle's kleine und scherzhafte Gedichte 103, Teilnehmer an den Alpenblumen 104, deren Ziel 105. I. Bd. der Alpenblumen 106. Bs. Beiträge zu demselben 109: II. Bd. 121, Bs. Beiträge zu demselben 125, III. Bd. 132, Eingehen der Alpenblumen 141.

VI. Reisen und wissenschaftliche Erstlinge 1829—39 143
Reise nach Rom 143, in die Schweiz 146, nach München 147, Kränklichkeit 148. Übersetzung des Priestertums von Chrysostomus 149. Beschäftigung mit Oswald v. Wolkenstein 152, Fund der Nibelungenhandschrift 155, kleinere Abhandlungen 156, Lyrika 159, Emmerts Almanach 161, das Land Tirol 162. Handbuch für Reisende 168. Denkbuch der Erbhuldigung 169. Weltverbitterung 171, Tauben- und Blumenzucht 172, Verhältnis zu Streiter 173. Übersiedlung nach St. Martin in Passeier 178.

VII. Taleinsamkeit. Mystik und die Lieder aus Tirol 1839—42 179
Seelsorgstätigkeit und Studien 180. Giovanna Maria dalla croce 181. Censurdrangsale 185, Blüten hl Liebe und Andacht 186, Tirol und die Reformation 187, neue Lieder 191, Tiroler Dichter (1838—42) 192, die Lieder aus Tirol 193. deren litterarhistorische Stellung 206, gesammelte Gedichte von Pius Zingerle, Streiter und anderen Tiroler Dichtern (1843—44) 207, ein neuer Almanach geplant 209. Bs. Rückkehr ans Meraner Gymnasium 210, Auswanderung der Zillertaler 210, Einzug der Jesuiten 211, dessen Folgen 212. Bruch der Freundschaft zwischen B. und Streiter 213.

Seite

VIII. Der Sängerkrieg in Tirol 1843—47 218
Streiters poet. Regungen 219, Steubs „Sängerkrieg“ 221, Steubs und Lentners Verhältnis zu B. 222; erstes Kriegsjahr 227, Albert Jägers Vortrag über die Jesuiten 233; zweites Kriegsjahr 249, litter. Anzeigen und Essays von B. 257, das dritte und vierte Kriegsjahr 260, Folgen des Sängerkrieges 275, Bs. politische Erstlinge 276.

IX. Tätigkeit ausser dem Sängerkrieg 1843—48 . 277
Kleinere Aufsätze und Besprechungen 277, Geschichte Tirols 278; das Werk über Meran 279, über Passeier und Andreas Hofer 283, über Bozen 286, Ausgabe Oswalds v. Wolkenstein 288, das Werk über Oswald und Friedrich 292, der Tod eines Dorfcaplans 296, Pichlers Frühlieder 298, Bs. vormärzliche Lieder 304. Ehrungen 324.

X. Abgeordneter der Nationalversammlung . 325
Die Wahl 326, Reise nach Frankfurt 329, allgemeine Parlamentseindrücke 330, Parteistellung 333, Tätigkeit für Österreich 335, in der Kirchen- und Schulfrage 350; Organisation der Katholiken 353; Tätigkeit für das Volk 355, gegen die Trennungsbestrebungen der Italiener 361; B. lebt sich in Frankfurt ein 370, gewinnt Vertrauen und geistliche Würden 372.

XI. Stadtpfarrer von Frankfurt 1849—58 . . 374
Damaliger Zustand seiner Gemeinde 374, sein Amtseifer 376, seine Mildtätigkeit 377, seine Predigterfolge 378, Ausgabe der Predigten aus Tiroler Volk 381, Ausbreitung und Verschönerung des Gottesdienstes 382, Förderung gemeinnützigen und kirchlichen Vereinswesens 383, Schulreformen 384, Volksmission 386, Gründung des Kirchenblattes 388 und der Zeitung „Deutschland“ 389, Ausgabe der Charakterbilder 395, Klotilde von Paiersberg 396, die Ausläufer der Lyrik 397, die Cartons 399, Ergebnis seiner Wirksamkeit als Seelsorger 408, Besuche der Heimat 409, die Abtwahl in Marienberg 410, Schulstreit in Frankfurt 414, Restauration des Frankfurter Domes 415, Krankheit 420, Tod und Begräbnis 421.

Personenverzeichnis 425
Druckversehen und Nachträge 433

Beda Weber 1798—1858

und die

tirolische Litteratur 1800—1846.

Einleitung.

Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Mit gutem Fug kann man dies Schillerwort einer Biographie Beda Webers vorsetzen. Schon zu seinen Lebzeiten hat er Gunst und Neid, Lob und Tadel, Lieb und Hass in aussergewöhnlicher Weise erfahren, und nach seinem Tode setzte sich das in verstärktem Masse fort. Es erschienen Preisgedichte und panegyrische Nekrologe in reicher Zahl. Der damalige Germanist der Innsbrucker Universität Ignaz V. Zingerle und der Meraner Bürgermeister Val. Haller erliessen einen schwunghaften Aufruf zur Errichtung eines Bedadenkmals. Derselbe I. V. Zingerle unternahm es, eine Biographie Beda's zu schreiben, die jedoch niemals das Licht der Welt erblickt hat; dafür veröffentlichte Mor. Brühl einen Lebensabriss und veranstaltete eine kleine Auswahl von Beda's Werken. Zu Frankfurt a. M. gab Philipp Veit in seinem grossen Altarbild des Kaiserdomes (Mariahimmelfahrt) einem der Apostel den Kopf Beda's, während die Stadtgemeinde Beda in einem monumentalen Glasgemälde derselben Kirche verewigte, ... und so fort bis in unsere Zeit, wo die Meraner Bürger eine Strasse ihrer Stadt nach ihm benannten, die Bürger von Lienz desgleichen taten, überdies das Bild ihres berühmtesten Sohnes in ein Glasfenster der Lienzer Pfarrkirche setzten und zuletzt noch

das aere perennius an ihm verwirklichten, indem sie sein Geburtshaus mit einem Bronzedenkmal schmückten.

Auf der anderen Seite dagegen regnete es Schmähschriften und Hohnartikel vom ersten litterarischen Auftreten Beda's bis zu jenem umfangreichen biographischen Pamphlet, das Ludwig Steub in einem eigenen Buche unter dem maskierten Titel „Sängerkrieg in Tirol“ veröffentlicht und das selbst mancher seiner Freunde beklagt hat; es erschien 1882, als Steubs einstige Tirolbegeisterung sich bereits allgemach in Bitternis wandelte. Noch schlimmer sind die bösartigen Verunglimpfungen, deren sich W. Ernst 1898 in seiner Gilmbiographie schuldig gemacht hat.

Die Erklärungsgründe hiefür sind unschwer zu finden. Beda war eine scharf vorspringende Kampfnatur voll Tatendrang und urwüchsiger Kraft, so recht seines Glückes eigener Schmied von der Zeit an, wo er als junger Schuster ausziehen wollte, die Welt zu probieren, bis zum Jahre 1858, wo er als Stadtpfarrer zu Frankfurt, geistlicher Rat, bischöflicher Commissarius und Limburger Domherr zur ewigen Ruhe gebettet wurde. Er hat auf seiner Kämpferbahn viel Wunden empfangen, aber noch mehr geschlagen; denn Rücksicht nehmen auf Kosten von Grundsätzen galt ihm als Schwäche und Menschenfurcht als Laster. Mancher Getroffene glaubte die Hiebe, die er einst erhalten, noch nachträglich an dem Todten rächen zu müssen; politische Gegensätze verschärften allerwegen die persönliche Feindschaft, besonders bei jenen Zeloten, denen schon der Mönch an sich ein Greuel war. Dazu kommt ein anderes. Beda hat in seinem Leben viel äussere Wandlungen durchgemacht: er war Bauer, wurde Schuster, Student, Mönch, Gymnasiallehrer, von wo sich ihm wiederholt der Anstieg zum Universitätsprofessor öffnete, wurde Cooperator, Politiker, Parlamentarier, Zeitungsgründer, Stadtpfarrer und Domherr. Es ist leicht begreiflich, dass er auf diesen vielverschlungenen Wegen auch innere Entwicklungen durchgelebt hat: dass die Lebensanschauungen des reifen Mannes in wesentlichen Punkten abwichen von jenen des sich emporringenden Jünglings, zumal in jenen wechselreichen Zeiten vom Beginne bis über die Mitte des

neunzehnten Jahrhunderts. Das bot nun den Gegnern, welche die verschiedenen Zeiten nicht beachteten, erwünschte Gelegenheit, von Inconsequenzen, Widersprüchen, ja von Charakterlosigkeit zu sprechen, statt dass sie fern vom kleinlichen Treiben des Augenblicks, von den hasserfüllten Tendenzen des Tages mit der abgeklärten Ruhe des Geschichtsschreibers sich in die verschiedenen Entwicklungsphasen dieses ebenso hochfliegenden wie reichen Geistes eingesenkt und den Entwicklungsfactoren bescheiden nachgespürt hätten.

Aus der geringen Zahl jener, die sich eine gerechte Würdigung Beda's angelegen sein liessen, ragt Adolf Pichler bedeutsam hervor. Den Gerechtigkeitssinn, mit dem er etwa nach einander Janssens Geschichte des deutschen Volkes lobte, die Gedichte von Wallpach und Bruder Willram anzeigte, hat er auch hier wiederholt und mit zunehmenden Jahren immer mehr bekundet. Seiner Anregung ist dies Buch entsprungen. Einen grossen Teil davon hat er mit förderlicher Teilnahme begleitet, bis ihm der Tod das helle, weitschauende Auge schloss. Was er von dieser Arbeit gesehen, erhielt seine Zustimmung. Die heutigen Parteien, die im Grunde noch die aus der Zeit Beda's sind, haben mich nirgends beirrt; daher mag es wohl kommen, dass die links mich zu weit rechts, die rechts mich zu weit links erblicken werden; hoffentlich ist mir gelungen, was ich mit Eifer erstrebt: über ihnen zu stehen.

I. Kindheit, Schusterei und Gymnasium 1798—1818.

Beda Weber stammt aus dem Kern des Tiroler Volkes, aus dem Bauernstande: er war der Erstgeborne eines Kleinbauern im Städtchen Lienz (Pustertal), dem noch drei Töchterchen beschert wurden. Der Cooperator P. Joachim O. S. Fr. taufte ihn am Geburtstage, 28. October 1798 [1]), in Vertretung des damaligen Decans Sterzinger, und gab ihm den Namen Johann Chrysanth.

Die führenden Geister seiner Kindheit waren der Vater und der Franziscanerprofessor Clemens Spiegelgraber. Jener besass wie seine Vorfahren ein kleines Häuschen auf dem Rindermarkte, zwei Kühe und die notwendige Feldung dazu, so dass er die sechs Köpfe redlich, wenn auch im Schweisse seines Angesichtes nähren konnte. Einst hatte ihm eine andere Laufbahn gewinkt: die innere Triebkraft des Talentes hatte ihn zuerst aus diesem Webergeschlechte von Haus und Feld weg zu einer Bildungsstätte des Geistes gedrängt; allein widrige

---

[1]) Mitteilung des hochw. Herrn M. Hölzl in Lienz, dem ich mancherlei Aufschluss über Beda's Lienzer Zeit verdanke und der das Geburtsdatum aus der verlässlichsten Quelle, dem Taufbuche, geschöpft hat. Es ist Gedächtnistäuschung des späteren Beda, wenn er in seinem kurzen Lebensabriss (vgl. Deutschland 1858, Nr. 69) den 26. angibt. Der Irrtum hat sich verbreitet und ist durch eine merkwürdige Sorglosigkeit sogar in die Bronzetafel auf Ws. Geburtshaus geraten, wo ihn auskratzen zu lassen, die Herren das Vergnügen haben werden.

Schicksale erwiesen sich stärker als der Studiendrang und nötigten ihn nach ein paar Gymnasialcursen zur Rückkehr ins väterliche Haus. Dieses Streben von der kleinen Welt in die grosse als Folge der im Geschlechte wachsenden geistigen Begabung vererbte sich in verstärktem Masse auf den Sohn, der schliesslich alle Hindernisse überwand und ausführte, was dem Vater misslungen war. Trotzdem blieb dieser eine Frohnatur und vererbte dieselbe auf den Sohn, bei dem sie schon früh in verschiedenen harmloslustigen Streichen zum Ausdruck kam[1]), bis sie später durch schwere innere und äussere Kämpfe allmählich zu Tode gedrückt wurde. Merkwürdig für den Biographen ist ferner, dass der Vater, der auch Johann hiess, durch aussergewöhnliche Phantasiebegabung und Freude am Fabulieren, durch eine starke satirische Ader und durch Lust am Versemachen seiner Umgebung auffiel. Er erzählte gern volkstümliche Märchen und ersann selber solche, er verspottete Torheiten einzelner Nachbarn in gelungenen Versen, die von den Kleinstädtern mit Behagen weiter verbreitet wurden. Alles finden wir beim Sohne potenziert wieder.

Geringer war das geistige Erbe, das er von seiner Mutter, geb. Anna Mair, empfangen, die neben dem Vater zurücktritt[2]). Sie wirkte auf ihn durch den Wohltätigkeitssinn, den B., sobald er konnte, reichlich betätigt hat, und durch die Innigkeit des religiösen Gefühls. Von den Belegen, die B. selbst später erzählt, hebe ich nur einen heraus: „Oft gedenke ich mit Schmerzen und Freude jenes stillen Fastenfreitags, wo wir ohne alle festliche Äusserlichkeit, ohne eitle Schaustellung unserer Kleidung zur ersten hl. Communion giengen. Als ich

---

[1]) Ein paar Belege dafür in der Ferdinandeumszeitschr. III. F. 44. Heft, S. 50, wo O. v. Zingerle etwas weniges aus der Bedabiographie seines Vaters mitteilte.

[2]) Gestorben am 11. V. 1840, der Vater am 11. VI. 1836. Aus Bs. Gedicht „Die Osterlerche“ (vormärzliche Lieder 61) müsste man schliessen, dass die Mutter früh gestorben wäre: ein Beweis, wie wenig man seine Lyrik persönlich deuten darf, was leider oft geschehen ist, besonders wenn man Ungünstiges für ihn herausfinden konnte. Seine Poesie wurzelt auch stofflich zumeist in der Phantasie.

erregt nach Hause kam, gieng mir die Mutter mit Tränen in den Augen entgegen und schloss mich in ihre Arme, während der Vater einsilbig sagte ‚Vergiss es nicht‘; ich fühlte einen Eindruck in der Seele, den mir tausend Rührstücke nicht hätten machen können“ [1]).

Der Vater gab dem lernbegierigen Knaben den ersten Unterricht, der jedoch bald der Ergänzung durch Pater Clemens bedurfte, da die wechselnden Kriegsläufte seine Tätigkeit nach anderen Seiten hin lenkten. 1796 waren die Tiroler in ihr Heldenzeitalter eingetreten, in dem sie die Purpurfarbe des Tiroler Adlers wieder einmal mit ihrem Blute auffrischten und sich vor aller Welt als Mustervolk der Königstreue und des Patriotismus erwiesen. Die ganze Jugend Beda's war durchbraust von Sturm und Drang, von Sieg und Not der heimatlichen Befreiungskämpfe. Seine junge Seele empfing unauslöschliche Eindrücke. Die flammende Begeisterung für Land und Volk von Tirol, die felsenfeste Treue zu Österreich haben hier bereits ihre Wurzeln. Die Erinnerung an diese grosse Zeit begleitet ihn durchs ganze Leben und drängt sich in späteren Schriften auch bei fernstehenden Themen oft unvermittelt hervor. So kommt er z. B. bei der Schilderung der Ruinen Hocheppans vom Bergfeuer als Warnungs- oder Siegeszeichen im Kriege zu sprechen und bricht in den Dithyrambus aus: „Ich habe dich auf unseren Bergen als Knabe gesehen, wenn mein Vater aus Kampf und Not heimkehrte; ich konnte die Inbrunst meines Herzens nicht verbergen; ich rang die Hände nach deiner lieblichen Glut, ich küsste mit Andacht den freien Boden und hielt mich fest am freien Vaterlande. Schlaft sanft, gefallene Helden für Gott und Tugend, und lasst euch nicht vom Schlummer wecken, wenn ein Feigling dieser Zeit vergisst.“ Sein Vater war sehr kriegsmutig geartet, selbst in Vorarlberg beteiligte er sich als Unterofficier an den Kämpfen und erwarb sich die Landesverteidigungsdenkmünze; in Lienz, dem Durchzugstor für die Heeresmassen aus und nach Kärnten.

---

[1]) Vgl. Dr. Franz Alfred Muth in der alten und neuen Welt 1881, S. 103.

war er überdies Quartiermeister, was ihn auch zu Zeiten, wo er nicht im Felde stand, in Anspruch genommen hat.

Dadurch wurde er im Unterricht des Sohnes stark behindert. Allein die Lienzer Normalschule füllte die Lücken aus, sie stand seit 1797 unter der Leitung der Franziscaner, welche hier über ein Jahrhundert allen zu Dank wirkten, bis sie in unserer alles gleichmachenden Zeit vom starren Gesetzesparagraphen verdrängt wurden. Clemens Spiegelgraber, früher Professor am Gymnasium in Bozen, dann in Hall [1]) und nun Lehrer in Lienz, erkannte bald das Talent des jungen Weber und billigte dessen Wunsch nach weiterer Ausbildung. Allein der Vater leistete Widerstand. Die Enttäuschung, die er einst selbst erfahren, und die Ungunst der Zeit bestimmten ihn. Man wird das leicht begreifen: Grosses und Grösstes versank damals in der allgemeinen Hochflut, tausendjährige Staatsgebäude giengen in Brüche, Tempel und Altäre stürzten, Diplome des Adels und Geldcassen der Plutokraten wurden zugleich mit den Trümmern stiller Mönchszellen hinweggespült. Was gilt daneben die Existenz eines armen weltfremden Studentleins? Sie gleicht einem Tropfen im Meeressturm, der unbeachtet untersinkt. Dazu kam noch das Bedrohlichste für die Vorstellung eines damaligen Bauernkämpfers: das ganze Land in der rächenden Hand des verhassten Feindes! Statt seinen Sohn als mittellosen Studenten in diese Weltbrandung hinauszulassen, schien es dem Vater rätlicher, ihn zu Hause doppelt sicher zu stellen: zu der Bauerschaft sollte er noch ein Handwerk lernen, damit ihm dieses mit seinem oft gepriesenen goldenen Boden Ersatz schaffe, wenn die ländliche Ernte nicht zureichen oder ganz ausbleiben würde.

So geriet der junge Weber in die Schusterei, wobei nicht zu ermitteln, ob väterlicher oder eigener Geschmack gerade dieses Gewerk bevorzugte. Doch liess der neue Lebensberuf sich äusserlich ganz gut an; der Meister war zufrieden und eröffnete ihm die besten Aussichten; im dritten Jahre wurde der

---

[1]) Vgl. Director Justinian Lener im Progr. des Gymnas. Hall 1900, S. 10.

Lehrling Geselle. Als solcher strebte er nun neuerdings in die Welt. Es war der Charfreitag 1814 [1]). Der junge Schuster hatte das Bündel geschnürt, den Wanderstock ergriffen und wollte der Heimat den Rücken kehren, als P. Clemens in diesem entscheidenden Augenblick des Weges daher kam und dem Weltdurst des jungen Weber eine andere Richtung gab, indem er ihm, unterstützt von den Bitten der Mutter, beim Vater die Einwilligung zur Studienlaufbahn erwirkte. Die schwersten Bedenken, die der Vater einst hatte, standen jetzt nicht mehr hindernd im Wege. Der Kriegslärm war verhallt, der Friede mit seinen Segnungen in das Land gezogen, Tirol wieder an Österreich gekommen. Sollte der Studeo trotzdem irgendwie Schiffbruch erleiden, blieb ihm ja das erlernte Handwerk als sichere Rückzugsstation.

W. fühlte sich wie von drückenden Fesseln befreit: das Talent hatte endlich freie Bahn erreicht! „Ich war wie ausgewechselt; ich wollte studieren, was es auch kosten möge", schreibt er selber. Von Hammer und Leder giengs zu Tinte und Feder, und die Schusterei war bald nur mehr eine heitere Erinnerung, aus der er für sich und andere nicht selten Stoff zu Scherzen gezogen hat.

Wer die grosse Zahl der tirolischen Gelehrten, Dichter und Künstler überblickt, kann beobachten, wie in den meisten Fällen Geistliche zuerst die Talente entdeckt und ihnen nach Kräften die Wege per aspera ad astra geebnet haben. Auch P. Clemens tat alles, was er konnte, um den angehenden Studeo dem neuen Ziele möglichst rasch entgegenzufördern: er unterrichtete ihn in den Lehrgegenständen des Gymnasiums, vermittelte ihm im Herbst 1814 die Aufnahme in das Gymnasium seines Ordens zu Bozen und stattete ihn mit Empfehlungsbriefen aus. Der gute Schuster ward ein ausgezeichneter Student. Wie trefflich er schon die vier Vorbereitungsmonate benützt hatte, beweist die Tatsache, dass er gleich über die erste Classe Prü-

[1]) Der Charfreitag steht bei Brühl S. XVIII, der diese Ergänzung zu Bs. Lebensabriss wie anderes aus mündlicher Quelle geschöpft hat.

fung ablegte und in die zweite eintrat. Hier arbeitete er mit gleichem Eifer und mit gleichem Erfolge: am Schlusse dieses Schuljahres erscheint er bereits als der zweite seiner Classe mit lauter Eminenzen, am Schlusse des nächsten Jahres (1816) als der erste praemio donatus. Das war jedoch nur der eine Teil seiner diesjährigen Leistung, gleichzeitig studierte er privatim die vierte Gymnasialclasse, so dass er im folgenden Jahre (1817) die erste, im nächsten (1818) die zweite Humanitätsclasse zurücklegen konnte, beidesmal weisen ihn die Gymnasialkataloge wieder als ersten Preisträger aus [1]).

So hatte er tatsächlich, wie er in seiner kleinen Selbstbiographie erzählt, das sechsclassige Gymnasium in 4 Jahren durchstudiert. Über Webers Leistungen an dieser Anstalt besitzen wir auch ein Zeugnis des Bozner Advocaten Dr. Josef Streiter, der einen kurzen Lebensabriss über seinen Freund Weber [2]) in späteren Jahren aus dem Gedächtnis entwarf, als die Freundschaft bei ihm bereits in Feindschaft umgeschlagen hatte, die in den Urteilen leider überall durchklingt, so dass wir das Lob um so sicherer glauben können: „Als Weber ins Bozner Gymnasium eintrat, ragte er durch seine lange bleiche Gestalt und noch mehr durch sein Talent aus allen Jünglingen hervor. Uns Jungen, denen Schiller bei harter Busse, ja nach wiederholter Betretung selbst bei Karzerstrafe verboten war [3]), wurden seine proloco und prodomo als Muster in die Hand gegeben." Hier haben wir die aussergewöhnliche Begabung Webers, die schon der Fortgang beweist, auch direct bezeugt. Allein wir staunen über seine Leistungen, wenn wir vernehmen, wie er nebenbei noch einen beträchtlichen Teil seiner

---

[1]) Aus den Katalogen des Bozner Gymnasiums von Prof. Innoc. Ploner ausgezogen.

[2]) In Steubs Nachlass vorgefunden.

[3]) Darüber braucht man sich nicht zu entsetzen; es war damals an anderen Lehranstalten in und ausser Tirol nicht besser. Rud. Hildebrand, Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht V, S. 3, erzählt, wie 1800 in der Thomasschule zu Leipzig durch Rector Fischer den Schülern das Lesen Lessings verboten wurde; „an Schiller oder Goethe ward da gewiss noch gar nicht gedacht."

täglichen Zeit auf Instructionen verwendete, um sich damit den Unterhalt zu verdienen, und überdies eine ausgebreitete Privatlectüre betrieb. Er selber meldet: „Ich ergab mich einer regellosen Lectüre, wobei jedoch die deutsche strenge ausgeschlossen war. Hier las ich zuerst die Confessiones des hl. Augustin, sein Buch de civitate dei, die Briefe des hl. Hieronymus, das griechische neue Testament und anderes [1]), ohne Halt und Billigung bei meinen Lehrern zu finden. Aber Baron Joseph von Giovanelli und seine Schwester Antonia, deren Söhne ich unterrichtete, wendeten mir ihre Teilnahme zu, und ihnen verdanke ich mehr als der Schule, die manches zu wünschen übrig liess."

Diese freiwilligen Studien der Bibel und patristischen Litteratur weisen deutlich auf den kommenden Theologen. In der Tat trat Weber schon nach der ersten Humanitätsclasse, Sommer 1817, in das Kapuzinerkloster zu Bruneck, verliess aber dasselbe nach ein paar Wochen wieder. Es war ein übereilter Schritt gewesen, den die Anlockung der betreffenden Ordensmänner verursacht hatte; Streiter meldet: „Ich weiss noch, wie sehr wir (Schüler des Gymnasiums) uns ärgerten, als die Kapuziner im V. Curse Werbung hielten (so!) und ihn für ihren Recruten erklärten." Schon der kränkelnde Körper vermochte den Anforderungen des strengen Ordens nicht nachzukommen; alsdann war die Expansivkraft seiner Talente, das Verlangen nach weiterer Geistesbildung und gelehrter Schulung viel zu mächtig, als dass er sich in diesen engen Kreis hätte hineinfinden können [2]). Seine Studien hat dieser Brunecker Aufenthalt

[1]) Darunter jedenfalls antike Classiker; denn der Jugendfreund Aigner erzählt von Weber, „dass er jedes durch Instructionen verdiente und nach Bestreitung des Nötigsten erübrigte Geld in die Eberlische Buchhandlung trug und sich wissenschaftliche Bücher anschaffte. So kaufte er sich während meiner Anwesenheit in Bozen mehrere und darunter römische Classiker, aus welchen er uns Mitwohnenden mit der ihm eigen gewesenen Begeisterung vorlas; denn er war für alles Grosse und Erhabene, besonders für Cäsar und Cicero ein Enthusiast." Bei Zingerle S. 52.

[2]) Auch Albert Jäger wollte Kapuziner werden, verlor aber bald

nicht verzögert, da er in die Ferien fiel. Auch im letzten Schuljahre war Weber, wie wir gehört, unbestritten der erste.

Das Ergebnis dieser Gymnasialstudien war folgendes. Er sammelte ein tüchtiges Schulwissen, besonders in den classischen Sprachen, so dass ihm Privatlectüre lateinischer und griechischer Werke leicht und anziehend wurde; Griechisch blieb ihm auch weiterhin ein Lieblingsfach, was um so höher angeschlagen werden muss, als sonst diese Sprache in jener Zeit nur geringe Beachtung fand, in Bozen ganz darniederlag [1]. Alsdann bildete er sich eine grosse Sehweite, eine rasche Auffassungsgabe aus und lernte grosse Stoffmassen spielend beherrschen; auch auf ihn passt der bekannte Ausspruch: „Er war ein Pferd, das doppelt Futter haben musste": wiederholt hatte er doppelte Jahresaufgaben bewältigt, wodurch der Altersvorsprung, den er anfänglich den meisten [2]) Mitschülern gegenüber besessen, ausgeglichen wurde. Hier entwickelte sich dann jene eigenartige Energie, Kühnheit und Selbstgewachsenheit seines Wesens, die ihn fortan charakterisieren.

Neben diesen Vorzügen entwickelten sich auch Nachteile, die er teilweise selber erkannt und mit grosser Offenheit in seiner Selbstbiographie gebucht hat: „Ich studierte besonders die Nächte viel, verdarb mir mein Gesicht, meine Gesundheit und alle frische Ansicht des Lebens." Kränklichkeit wird ihm von nun an eine schwere Last. Am Schlusse des Bozner Aufenthaltes steigerte sich sein phthisischer Zustand so sehr, dass

---

die Freude daran, weil er bei ihnen viel Despect vor der Wissenschaft fand, wie er in seiner Selbstbiographie erzählt.

[1]) Man sieht das am besten aus dem Bericht, den der Rector des Innsbrucker Lyceums 1814 an die Hofstelle sandte (Probst, Geschichte der Universität Innsbruck S. 320). Er enthält die Klage, dass am Gymnasium zu Trient kein Buchstabe Griechisch, in Bozen nur sehr wenig gelehrt werde, weswegen man am Lyceum griechischen Anfangsunterricht einführen müsse.

[2]) Verspäteter Beginn der Gymnasialstudien kam damals nicht selten vor, gerade bei Tirolern, die später berühmt geworden, finden wir es öfter: so war z. B. Albert Jäger vorher Bäcker, Sebastian Ruf Schmied, der Maler Koch, der Meister der heroischen Landschaft, Hirt gewesen u. s. w.

ihn die Ärzte bereits aufgaben; da trat im nächsten Jahre das Merkwürdige ein, dass die rauheren Lüfte des tirolischen Nordens besserten, was die milderen des Südens verdorben hatten. In reiferen Jahren wurde er sogar wohlbeleibt; allein zu Zeiten kränkelte er immer wieder, und das leibliche Siechtum wirkte dann ungünstig auf Geist und Gemüt, erzeugte eine gewisse Reizbarkeit und Empfindlichkeit; er wird in solchen Tagen gleichgiltig oder stachelig gegen seine Umgebung, tut gelegentlich auch einen Ausspruch, der ihm bei gesundem Leib und ruhiger Überlegung fremd geblieben wäre. Die massenhafte, ungezügelte Lectüre alsdann steigerte die Tätigkeit der Phantasie, was bei ihm um so bedenklicher war, als diese ohnehin unter seinen Geisteskräften das Übergewicht besass und ihn zur Phantasterei drängte, die manchem seiner Werke Schaden getan hat. Damit wird auch eine Neigung zum Übertreiben im Urteil und Ausdruck zusammenhängen. Das Bestauntwerden von seinen Mitschülern endlich, die er um Kopfeshöhe überragte, denen seine Leistungen als Muster vor Augen geführt wurden, erfüllte ihn, der kurz vorher als Schusterlehrling vor Meister und Geselle sich drücken musste, mit starkem Selbstgefühl, das sich gelegentlich in fahrigem Wesen, in Briefen an vertraute Freunde in Geringschätzung anderer äussert, die dann wohl auch mit derben Volksausdrücken, deren er eine erkleckliche Anzahl aus der Schusterstube mitgebracht, belegt werden. Diese Schwäche hat er gleichfalls an sich selber erkannt; in seinen Charakterbildern S. 400 spricht er die bezeichnenden Worte: „Es gibt auch eine Aristokratie der Bescheidenheit, und Leuten meiner Art wird allzeit bange vor Adeligen ohne Brief und Siegel.“

Bei so kräftigem Most darf man auf eine starke Gärung gefasst sein.

II. Hochschule, Noviziat und Lehramtsprüfung 1818—1823.

Herbst 1818 fuhr Weber über den Brenner nach Innsbruck, um hier zunächst die beiden philosophischen Classen, jenen Übergangsunterricht vom Gymnasium zur eigentlichen Universität, durchzumachen, den die pädagogische Vorsorge von damals dem jungen Studenten als heilsam erachtete, damit kein unvermittelter Sprung von gymnasialer Gebundenheit „zu ungehemmter“ akademischer Freiheit ihn in Zügellosigkeit stürze. Die „Hochschule“, wie sie Weber in seiner Selbstbiographie nennt, war damals nur ein sog. „ausgedehntes Lyceum“. Unter der bairischen Regierung hatte sie einen jähen Absturz genommen: die juridische und medicinische Facultät verschwanden, der theologischen blieben drei, der philosophischen zwei Curse; den Professoren wurde das Gehalt verkleinert und sehr unregelmässig, teilweise gar nicht ausgezahlt; die wissenschaftlichen Institute entbehrten der Dotation; das Gebäude selbst geriet in Verwahrlosung und wurde zur Hälfte mit Beamten besiedelt, der Dachboden für 10 fl. Jahresmiete einem Seilermeister überlassen, der daselbst seinem zwar nützlichen, doch keineswegs akademischen Berufe oblag. Als der damalige Rector höhern Ortes dagegen Vorstellungen machte und auf die Feuergefährlichkeit dieses Zustandes hinwies, ward ihm bedeutet, dass die Aufsicht über das Gebäude seines Amtes nicht sei [1]). Auch die gestifteten Stipendien wurden anderweits verwendet, die Studenten mit Umsicht und Beharrlichkeit zum Militär ausgehoben und zu Waffenübungen einberufen. All das macht begreiflich, warum die ehemals grosse Zahl der Lyceisten im Jahre 1814 auf 92 herabgesunken war.

Als Tirol wieder an Österreich kam, erwachten die Bemühungen zur Hebung der obersten Unterrichtsanstalt des Landes; allein der Anstieg nach solcher Verlotterung gieng langsam. Es kam zunächst (1817) nur zur vollständigen Ein-

---

[1]) Probst, Geschichte der Universität Innsbruck S. 295 f.

richtung der theologischen und philosophischen Studien, während die juridischen und medicinisch-chirurgischen bloss eine Abteilung von zwei Jahrgängen in Lycealart erreichten; Stipendien und Dotationen gerieten wieder in Fluss, die Studenten mehrten sich: 1817 zählte man 184; 1826 ohne Theologen bereits 552.

In dieses aufstrebende Leben trat Weber 1818. Leider blieb der Unterricht hinter diesem äusseren Fortschritt zurück. Die Professoren waren zum grossen Teil aus der bairischen Zeit herübergenommen oder blosse Supplenten wie der Physiker Dr. Simon Schwalt, von dessen grandioser Derbheit Adolf Pichler (Zu meiner Zeit S. 70 f.) eine ergetzliche Schilderung entworfen hat. Alle Vorträge waren an ein vorgeschriebenes Lehrbuch gebunden und wurden teilweise in lateinischer Sprache gehalten. Sie liessen unseren jungen wissbegierigen Philosophen völlig unbefriedigt, und die persönlichen Lebensansichten, die darin durchklangen, stiessen ihn ab. „Es lehrten fast lauter Männer der Josephinischen Schule — berichtet er selber — zum Teil Spötter im Sinne der lüderlichen Encyclopädisten. Ich gieng in alle ihre Doctrinen ein, soweit sie mit dem Verstande erfasst werden konnten, aber ohne Glauben dafür, ohne Zutrauen zu den lehrenden Personen, oft trotzig und formlos gegen den täglichen Frohn."

Man merkt aus diesen Worten den scharfen Gegensatz der Gesinnung, zugleich, wie Weber sich mit Heftigkeit gegen die heterogene Geistesnahrung sträubte. War er auch nicht Kapuziner geworden, der klösterliche Geist lebte doch in ihm fort und erzeugte Oppositionslust, die durch sein Selbstgefühl wesentlich verstärkt wurde. Gleichwohl erhielten die Lehren, die er hier hörte und, wenn auch widerwillig, in sich aufnahm, mehr Einfluss auf seine innere Entwicklung, als er später selbst noch wissen oder glauben mochte. Sie brachten zuerst moderne Zeitideen an das jugendliche, feurige Gemüt heran.

Der „tägliche Frohn" mag ihm zeitweilig beengend gewesen sein, die Aufgaben, die ihm dabei gestellt waren, hat er gleichwohl mit Leichtigkeit vorzüglich bewältigt. Im hiesigen

Universitätsarchiv ist von den beiden philosophischen Jahrgängen Webers nur mehr der Prüfungskatalog des ersten (1818/19) vorhanden. Man ersieht daraus, dass strenge geprüft wurde. In der „reinen Mathematik" z. B. bei Dr. Schwalt erhielten im 1. Semester von 88 Schülern 10 erste Classe mit Vorzug, 44 erste, 18 zweite und 13 dritte Classe, 3 zogen es vor, sich ungeprüft zu lassen. Weber erscheint unter den Vorzugsstudenten. Auch in allen anderen Prüfungsfächern, und zwar in der Religion beim Director Benitius Mayr, in der Philosophie bei Prof. Albertini, in der Weltgeschichte bei demselben, im Griechischen bei Prof. Feilmoser, erhielt er in beiden Semestern Vorzugsnoten. Es sind nur wenige [1]), welche bei allen Prüfungen solche Erfolge aufwiesen. Als Anerkennung verlieh ihm die Regierung ein Regelhausstipendium jährlicher 45 fl. Im zweiten Jahrgang liess er in einem Fache aus. Für den mangelnden Katalog bieten die Berichte des Stipendienreferenten [2]) taugsamen Ersatz. Am 25. VIII. 20 meldete er an das Gubernium, Johann Weber habe einen teils vorzüglichen, teils guten Fortgang durch die vorgelegten Zeugnisse nachgewiesen. Der bloss gute stammte aus Mathematik, die Ws. Neigung und Anlage am wenigsten entsprach.

Dieses Berufsstudium beanspruchte wieder nur einen Teil von Ws. Zeit und Kraft. Nebenbei unternahm er weite Fusswanderungen über Berg und Tal, übte sich in Naturbeobachtung, lernte Land und Leute kennen, was ihm später sehr zu Gute kam, kräftigte und heilte Brust und Lunge von gefährlichem Siechtum. Die Privatlectüre wurde noch umfänglicher betrieben als in Bozen; das weite Gebiet der modernen Sprachen kam neu hinzu: er studierte Italienisch, Französisch und Englisch, die er später vollständig beherrscht, und las viel in den Litteraturen dieser Völker; am meisten beschäftigte er sich mit der deutschen Litteratur, worüber wir im nächsten Capitel

---

[1]) Johannes Schuler, sein Freund, erscheint in diesem Katalog als Schüler des zweiten Jahrgangs und erhielt teils I. Classe mit Vorzug, teils nur I., in Physik und Mathematik sogar II. Classe.

[2]) Im Statthaltereiarchiv, Stipend. Ang. 1820 (mehrere Acten).

besonders handeln wollen. Aus den verschiedenen Litteraturwerken lernte er ebenfalls viel „Zeitgeist“ in der bestechendsten Form kennen. Die theologischen Privatstudien wurden gleichzeitig mit Eifer fortgesetzt: er versenkte sich in Eusebius, Theodoret, in die poetische Litteratur der Kirchenväter, in Josephus Flavius und in andere Quellen der Kirchengeschichte. Sie hatten seinem Theologieplane zu dienen, den er getreulich festgehalten hatte und jetzt in aller Stille zur Ausführung brachte.

Am Schlusse des Sommersemesters 1820 überreichte W. beim Stipendienreferat ein Gesuch um die letzte Rate seines Stipendiums, da „ich mich aus wichtigen Gründen in meine Heimat schnell verfügen muss.“ Der Bitte wurde willfahrt. Als er im nächsten Studienjahre nicht mehr nach Innsbruck zurückkehrte, fiel es dem Gubernium auf. Am 18. VIII. 21 richtete es ein Schreiben an das Lycealrectorat mit der Anfrage, warum Weber im Verzeichnisse der Stiftlinge für 1820/1 nicht aufgeführt sei und wo sich derselbe dermalen befinde. Der Rector Benitius Mayr antwortete am 29. mit einem kanzleizopfigen Syntaxschnitzer: „Joh. Weber von Lienz in Tirol befindet sich nicht mehr am hiesigen Lyceum unbewusst, wo er hingekommen sey.“

W. war also abgereist, ohne Abschied zu nehmen und die Richtung seines neuen Curses anzugeben. Seine Fahrt gieng über die Heimat nach dem Benedictinerstift Marienberg in Obervintschgau, das ihm bereits am 27. VII. 20 die Aufnahme bewilligt hatte. Am 15. X. ds. Js. erhielt er das Ordenskleid, zugleich den Namen des berühmten Kirchenschriftstellers und Homileten Beda, venerabilis zubenannt. Ein Jahr darauf legte er die Klostergelübde ab [1]).

Diese Wendung im Leben Beda's kann niemand überraschen. Durch die Besserung seiner Gesundheit war das eine Hindernis beseitigt, das ihm früher den Klosterweg verlegt hatte; durch die Wahl Marienbergs auch das andere, da dies

[1]) Die Daten aus den Klosteracten gütig mitgeteilt vom Herrn Abt v. Treuinfels.

Kloster wegen seiner gelehrten Tätigkeit noch immer einen weiten Ruf genoss und seine besten Köpfe an das Ordensgymnasium nach Meran sandte, so dass der Strebsamkeit Bs. ein weites Feld offen stand, sowohl was die Ausbildung seiner Gelehrsamkeit als auch die practische Lehrtätigkeit betraf, die ihn anlockte.

Über dem ersten Klosterjahr Bs. ruht Grabesstille und zeugt von der Weltabgeschiedenheit des Novizen; keine Acten sprechen, kein Brief stammt aus jener Zeit, keine Freundesnotiz gibt Aufschluss; wir wissen nur, was er selbst darüber mitteilt: „Ich lag ein Jahr lang still im Noviziat, teils mit klösterlichen Übungen teils mit der Fortsetzung der Studien namentlich der griechischen Kirchenväter beschäftigt, aber durch zurückkehrende Kränklichkeit sehr gehindert." Um so kräftiger griff er aus, als er im Herbst 1821 wieder die Hochschule mit einem doppelten Plane bezog: nämlich Theologie zu studieren und sich nebenbei auf die Gymnasiallehramtsprüfung vorzubereiten.

Welche Theologieprofessoren er hier traf, schildert er später in seinem Essay über den Regens Feichter (Charakterbilder S. 123) mit spitzer Feder: „Die theologische Facultät laborierte damals noch an Josephinischen Grundsätzen, die mit grösster Frivolität, obgleich im Ton arkadischer Unschuld vorgetragen wurden. Das Bibelstudium schmachtete in den Ketten protestantischer Ausleger, die Kirchengeschichte war der Komödienplatz für den Spass ausgedienter Possenreisser, und die Dogmenlehre, wenn auch katholisch, wurde so abgeschmackt dociert, dass wir an dieser Schultheologie verzweifelten. Nur der Professor der hebräischen Sprache zog uns an. Für den Verlust in anderen Fächern suchten wir Weide auf den Feldern der klassischen Litteratur, in alten und neuen Sprachen, und was wir Theologisches trieben, war ein regelloses Lesen, Studieren und Excerpieren der verschiedensten kirchlichen Schriftsteller auf unsere eigene Hand, ohne Anleitung, mit völligem Unglauben an alles, was die Professoren sagten und lehrten, im unaufhörlichen Kampfe gegen diese Ausartung der theologischen Wissenschaft zu nicht geringem Verdrusse der Lehrer

über ihre revolutionären Schüler. Als fester Satz dieser Innsbrucker Theologie stand die scheinbar unbezweifelte Tatsache, dass Innsbruck Licht, Brixen mit seinem Bischof Nacht bedeute. Er wurde uns so unaufhörlich eingetränkt, dass wir daran nicht zu zweifeln wagten. Besonders war uns Michael Feichter, Regens (eigentlich Subregens und Arbeiter für faule Titelträger) im Priesterseminar, als der grosse Zauberer der Brixner Finsternis geschildert worden, so dass wir, ohne ihn zu kennen, ein lebhaftes Grausen vor dem unheimlichen Säftemischer empfanden, ohne alle Lust, unser junges naturalistisches Leben von Innsbruck seinen geheimen Experimenten anzuvertrauen."

Nimmt man die grellen Übertreibungen weg, welche aus Beda's späterer Abneigung gegen die ganze Richtung hervorgieng, so dürfte die Darstellung ziemlich zutreffend sein; denn der theologische Geist, den er hier einatmete, war gewiss nicht der richtige. Die damaligen Theologieprofessoren stammten wie jene der Philosophie zum grössern Teil aus der bairischen Zeit und hatten in verschiedener Weise unliebsames Aufsehen erregt. Bertholdi, der Professor für Kirchengeschichte, war der Herausgeber eines Kirchenrechtes „nach Rechbergers Grundsätzen und dem kgl. bairischen Regierungsblatte", in dem z. B. die Lehre über die Ehe nach dem code Napoleon zu finden ist [1]); vom ständischen Ausschusse wurde er sogar beim Kaiser verklagt, weil er die Fehler der Päpste hervorstreiche, ihre Vorzüge aber verschweige. Noch schlimmer war man auf Feilmoser, den Professor des Bibelstudiums, zu sprechen, dem man das Beichthören verbot und den man in einer Druckschrift anklagte, dass er das Ansehen der hl. Schrift schädige und sie durch seinen Rationalismus verwässere. Am bezeichnendsten aber ist es doch, wie die theol. Facultät in Innsbruck fortwährend mit den Ordinariaten in Hader lag, was schliesslich ihre Aufhebung herbeiführte zu Gunsten des theologischen

[1]) Probst. Gesch. der Univ. Innsbruck S. 313 f. Bertholdi und Feilmoser nennt Beda in der Selbstbiogr. ausdrücklich als seine Theologieprofessoren.

Seminars in Brixen, so dass Beda im Herbste 1823 zur Fortsetzung seiner Studien dahin übersiedeln musste. Er gieng sehr ungern, woraus schon ersichtlich, dass die Ansichten der theologischen Professoren wie früher jene der philosophischen trotz seiner Abneigung und inneren Gegenwehr nicht ohne tieferen Einfluss auf ihn geblieben sind. Sie wirkten nach derselben Richtung: erhöhten einerseits die Oppositionslust und stärkten andererseits die freiheitlichen Elemente in ihm.

Dass seine Studienerfolge trotzdem wieder vorzüglich gewesen, ist nicht zu bezweifeln; die Kataloge der theol. Facultät sind nicht mehr aufzufinden, aber jener über Erziehungslehre, die auch von Theologen an der philos. Facultät gehört werden musste, zählt B. wieder unter den Vorzugsschülern auf.

Zur Zeit als die Tore dieser Innsbrucker Theologie geschlossen wurden, hatte B. auch seine zweite Aufgabe in lobenswerter Weise gelöst. Auf den 24. V. 23 war der Concurs für eine Grammatikalclasse am Feldkircher Gymnasium ausgeschrieben. Beda benützte die Gelegenheit und bat, hiebei die „concursmässige Prüfung für eine Professorstelle am Gymnasium Meran ablegen zu dürfen.“ Es wurde ihm bedeutet, dass er zugelassen werde, wobei es sich von selbst verstehe, dass, „wenn dem Bittsteller die nämlichen Concursfragen vorgelegt werden, er nur die Befähigung für eine Grammatikallehrstelle am stiftischen Gymnasium Meran erlangen könne, und dass daher, wenn er für eine Humanitätslehrstelle qualificiert zu werden wünscht, ihm die geeigneten besondern Fragen zur Beantwortung vorzulegen sein werden.“ Beda entschied sich natürlich für das Höhere und erhielt die besondern Fragen, die er am 22. und 23. Mai teils schriftlich teils mündlich beantwortete. Ein Teil seiner Arbeiten sowie die schriftlichen Gutachten liegen noch im Innsbr. Statthaltereiarchiv. Die letzten sind sehr eindringend und verständig, ahnen aus den Arbeiten das Wesen Beda's. Es wird die Kenntnis der alten Sprachen und besonders seine „vertraute Bekanntschaft mit den griechischen Musen“ gelobt, doch seien die deutschen Übersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen zu erhaben, so dass sie ohne Beihilfe des Grundtextes niemand ganz verstehen könnte; in

2*

der Geschichte zeige er ein ausgebreitetes Wissen. In der Rede über den Nutzen geschichtlicher Studien seien die deutschen Ausdrücke für eine Rede zu poetisch; „dass Herr Weber in seinem Fluge nicht beschränkt sein will und daher mehr zum schwärmenden Dichter als zum besonnenen Redner eigne, verrät seine eigene am Schlusse beigefügte Anmerkung“. Erst nachdem Weber „alle anderen Fragen gelöst, machte er sich an das, was der Poesie am meisten entgegengesetzt und seiner Neigung am wenigsten zu entsprechen scheint: an die mathematische Aufgabe“, bei der er sich mit Anführung theoretischer Regeln begnügte, ohne die eigentliche Aufgabe in Angriff zu nehmen. Das Urteil über die pädagogische Arbeit: „Mit welcher Vorsicht ist die Lesung der Dichter Humanisten zu empfehlen“ fehlt. Sollte die so betonte „Vorsicht“ zugleich ein Wink für den übereifrigen Leser gewesen sein?

Um seine Vortragsfähigkeiten in lateinischer und deutscher Sprache zu erproben, gab man ihm die Themen: 1) In quo est ponenda Poeseos natura ejusdemque differentia a sermone prosaico. 2) Über Lykurgs Gesetzgebung. Wie bei den anderen Prüfungen so mussten auch hier alle anwesenden Professoren ihr Gutachten abgeben, aus denen der Gymnasialpräfect Alois Schnitzer das endgiltige Urteil zusammenstellte: Beda spreche „hell und sehr ergiebig“, aber zu schnell, so dass „alle Überlegung dadurch gehemmt“ werde.

Das Gesammtergebnis war also: reiches Wissen in den historischen und philologischen Disciplinen, ein Deficit im Fach des strengen Denkens, Überschwang der Phantasietätigkeit und überstürzende Hast.

Ein Monat vorher hatte Beda's Confrater Pius Zingerle, bereits Theolog des IV. Curses, die Prüfungen für eine Grammatikallehrstelle am Stiftgymnasium in Meran abgelegt. Über beide wurde am 13. Juni die Schlussconferenz abgehalten, bei welcher der Präfect Schnitzer, die Humanitätslehrer Joh. Mayr und Karlmann Tangel, die Grammatikallehrer Joseph Schuler, Norbert Oberhauser und Alois Pirchsthaler anwesend waren. Pius erhielt I. Classe mit Vorzug, Beda I. Classe accedens ad eminent. Am 29. Juni berichtet der Abt des Stiftes Wilten

als „k. k. Gymnasialstudien-Directorat“ an das Gubernium. dass beide Herren ihre Befähigung zum Lehramte mehr als hinlänglich erprobt haben und dass daher „den zwei hoffnungsvollen Stiftsindividuen“ die Qualificationsdecrete ausgestellt werden sollen. was dann am 2. August durch die Studienhofcommission in Wien geschehen ist.

In diesen Acten erscheinen uns das erstemal beide in der Folge berühmten Benedictiner, Beda Weber und Pius Zingerle, nebeneinander. Obwohl Studiengenossen, Klosterbrüder, Collegen im Lehramt und in der Wissenschaft, persönliche Freunde durch das ganze Leben, bilden, sie vielfach in ihrem Wesen und ihrer Erscheinung Contraste, die sich scharf von einander abheben. Pius war klein und schmächtig; Beda mit grossen Dimensionen in die Höhe, später auch in die Breite [1]). Pius still, bescheiden, ein idyllisches Gemüt; Beda energisch hervortretend, pathetisch, hellem Glanz und lautem Schall geneigt, nach dem Höchsten strebend, was ihm jeweils erreichbar schien. Pius so recht für die vita contemplativa angelegt, immer zufrieden mit der stillen Klosterzelle oder dem Cooperatorposten oder der Mittelschullehrstelle oder wozu sonst seine Obern ihn bestimmen mochten; Beda mehr für die vita activa, unausgefüllt von den Pflichten seines Wirkungskreises, mit seinem grossen Kraftüberschuss nicht selten begierig ausblickend nach weiteren und grösseren Wirkungsgebieten, die er dann auch,

---

[1]) Aus der Frankfurter Zeit nennt ihn Brühl S. XII einen „schönen, stattlichen Mann mit der Adlerphysiognomie.“ Steub zeichnet ihn in seiner wohlwollenden Weise so: „Eine hohe, fleischige und daher imposante Gestalt. Sein Gesicht war etwas blatternarbig und die Farbe bleich und gelblich. An den psychischen Ausdruck, der darin lag, erinnere ich mich nicht so genau, dass ich davon reden möchte. Eine gewisse hochmütige Derbheit, ein anspruchsvolles und rücksichtsloses Selbstbewusstsein war aber in seinem ganzen Wesen kaum zu verkennen.“ So der spätere Steub, der dabei nicht einmal den Widerspruch mit seiner angeführten Tagebuchaufzeichnung vom Jahre 1842, die ihm doch die wichtigere Quelle sein musste, merkte: „Pater Beda ist ein freundlicher (so!) Mann, der mir die Aushängebogen seiner Gedichte zeigte.“ Ernst, Gilm S. 105. druckt das Ungünstige aus Steub nach und lässt natürlich die Tagebuchstelle weg!

immer weiter ab von der einsamen Klosterzelle, erreichte. Dasselbe Verhältnis auf dem Gebiete der litterarischen Production. Frühe schon hat Pius jenen Zweig der Wissenschaft ergriffen, auf dem die vollen Früchte seiner Zukunft reiften; bereits im Protokoll der Lehramtsprüfungscommission heisst es in der Rubrik „fernere Kenntnisse“: „Verlegt sich auf orientalische Sprachen.“ Bei Beda fehlt ein solcher Vermerk: er hatte offenbar keine Auswahl getroffen und gedachte, sich nach verschiedenen Richtungen hin zu erproben, wie es später tatsächlich geschehen ist. Ebenso verschieden zeigt sich die Poesie der beiden: bei Pius treffen wir überwiegend einfache, kindlich naive Empfindungslyrik voll von Friedensklängen und versöhnenden Accorden; bei Beda eine hochbeschwingte Ideenlyrik voll von Sturmeslauten und tragischen Tönen. Derselbe Contrast endlich in Glaubensdingen. Pius, erfüllt von einfacher Glaubensseligkeit, bleibt unberührt von allem, was ihn darin hätte stören können[1]); Beda aber lässt, seinem kühnen Wesen entsprechend, die modernen, nicht selten glaubensfremden Ideen aus Welt und Wissenschaft auf sich eindringen, ringt mit ihnen, um die Einheit zwischen Glauben und Wissen herzustellen.

Bei einem Manne solchen Wesens konnten innere und äussere Conflicte nicht ausbleiben. Es passt jedenfalls auf ihn, was er in einem Gedichte, dem er wohl deswegen den Titel „Geständnis“ gegeben (Lieder aus Tirol S. 3) singt:

Kein Ohr hat mir gelauschet,
Kein Aug den Schmerz entdeckt,
Wo Wind und Welle rauschet,
Hab ich ihn lang versteckt.

Die Sterne wollt ich reissen
Vom blauen Himmelszelt,
Zu mildern mir den heissen
Aufruhr der inneren Welt. . . .

Ich rang die matten Hände
Hinüber mit Gebet,
Wo uns das Kampfesende
Aus ew'gen Palmen weht.

---

[1]) Ich hatte ihn noch ein Jahr als Deutschprofessor, bevor ich (1872) von Meran an das Gymnasium in Hall abgieng. Unvergesslich

Auch hienieden noch hat er sich in den Jahren der Reife die Palme inneren Friedens erstritten.

Ich habe hier vorauseilend bereits ein Gedicht Beda's citiert, bevor ich noch dargestellt, wie er zum Dichten gekommen und welche Factoren dasselbe bedingt haben. Ich wollte das in grösserem Zusammenhange tun; denn hier betreten wir das Gebiet, auf dem B. am meisten Einflüsse von seiner näheren studentischen Umgebung wie von der grossen Öffentlichkeit erfahren hat und auf dem er auch zuerst in die Öffentlichkeit getreten ist.

Zur Zeit Bs. wurden die Studenten auch an den Hochschulen äusserst streng gehalten. Es gab keine Lernfreiheit, sondern nur Lernpflicht im verwegensten Sinne dieses Wortes. Bezeichnend hiefür ist ein Erlass der Landes-Polizeidirection in Innsbruck vom 1. VI. 19 (Statthalt.-Arch. Poliz.-Acten): das Studienrectorat habe vorschriftmässig die Studenten gemeldet, die im verflossenen Semester keine Prüfung abgelegt; „die Polizeidirection behandelte diese zum Studieren unaufgelegten Jünglinge als sich dahier bestimmungslos aufhalten wollende Fremde, die dahier nicht geduldet, sondern in ihre Heimat abgeschafft werden müssen." Studentische Vereinigungen waren streng untersagt. Allein was öffentlich und unter gesetzlicher Controle nicht geduldet wurde, suchten die Studenten im Verborgenen zu bewerkstelligen, was jedoch der Polizei keineswegs entgieng. Infolge dessen kam mancher Studentenbrief erst in die Hand des Adressaten, nachdem ihn das wachsame Auge des Gesetzes durchstudiert. Einen guten Beleg hiefür bietet das Schreiben Sedlnitzky's, des Vorstandes der obersten Polizeistelle in Wien, an den Statthalter Chotek in Innsbruck vom 28. X. 19 (Statth.-Arch. ebda): „Aus dem im geheimen Wege (!) hier vorgekommenen Schreiben des Studenten Maurer von Meran an den Juristen Peter Sölder v. Prakenstein in Wien belieben Ew. Excellenz zu entnehmen, dass auch unter den

---

ist mir die kindliche Naivität geblieben, mit der er uns einmal die modernen Skeptiker definierte: „Dös sein die, die gor nix glaben."

Tiroler Studenten das Burschenschaftswesen der Universitäten in Deutschland Eingang gefunden hat und dass, ehe es um sich greift, zu dessen Dämpfung ernste Massregeln nötig zu werden scheinen. Ich bitte Ew. Exc. sich genaue Aufschlüsse zu verschaffen, die Gegenmittel energisch ergreifen und mich sowohl von dem Erhobenen als vom Veranlassten in umständliche Kenntnis gefälligst setzen zu wollen." Wie „ernst" solche Massregeln waren, ersieht man aus einem anderen ähnlichen Fall vom Jahre 1822, wo die betreffenden Studenten, noch bevor sie die Gründung ihrer Verbindung vollzogen, aufgehoben, mit mehrmonatlicher Untersuchungshaft und nach Abschluss derselben noch mit Karzer und Fasttagen bestraft wurden (Probst, Gesch. d. Univ. Innsbr. S. 321). Allein der Geselligkeitstrieb der Jugend ist gross, und sie bedarf der gegenseitigen Anregung vor allen. Daher tauchen immer wieder neue Versuche auf, darunter auch ein solcher Beda Webers und seiner Freunde, der gelang. Freilich war er ganz anderer, rein litterarischer Natur: ein Verein von Poeten, die auch Wissenschaft betrieben; vielleicht hat man deswegen ein Auge zugedrückt, sonst wäre schwer zu glauben, dass die überall gegenwärtige Polizei von damals keine Kenntnis davon erhielt, da der neue Poetenklub sein eigenes Lesezimmer hatte, wo er sich versammelte, Dichtungen vorlas und zur Kritik der Mitglieder auflegte. Er muss schon im ersten oder zweiten Philosophiejahre Bs. entstanden sein [1]) und setzte sich dann bis 1823 fort, wo ihm andere verwandte Vereinigungen folgten [2]),

---

[1]) Weil Schuler zu den Gründern gehörte, der bereits 1820 nach Wien zog, um Jus zu studieren, darauf ins Kloster Fiecht eintrat, das er erst 1823 wieder verliess. Alois Unterberger führte die äusseren Vereinsgeschäfte. Nach einander kamen hinzu Thaler (Lertha), Pius Zingerle, M. Beyrer, Lama, Strobl u. a., zuletzt Streiter (der 1818 noch in Meran studierte). Albert Jäger gehörte niemals dem Verein an, war 1818—1823 gar nicht in Innsbruck. Steub Sängerkr. 487 wirft wieder alles durch einander, um Beda eines anhängen zu können. Ich halte es fernerhin für überflüssig, die zahlreichen Steubischen Versehen zu corrigieren. Es gelingt eben nicht, Litteraturgeschichte aus dem Gedächtnis zu schreiben.

[2]) Zunächst folgte die „libera Germania" mit Alois Fischer, Jos.

welche auf ihre Teilnehmer um so grösseren Einfluss ausübten, als sie tatsächlich eine Lücke im Schulwesen jener Zeit ausfüllten, das sich um die deutsche Litteratur viel zu wenig kümmerte, ja mehr darauf ausgieng, die Jugend vom poetischen Nationaleigentum ihres Volkes abzuschliessen, was für die Dauer überhaupt unmöglich und schon deshalb unverständig war.

Auch dieser Poetenclub stand nicht nur unter dem Einflusse des grossen Litteraturstromes in Deutschland, sondern auch im Zusammenhange mit der damaligen Litteraturbewegung in Tirol, die hier ein eigenes Capitel verdient, da sie noch niemals bearbeitet worden [1]) und daher soviel wie unbekannt ist; denn nach Pichler (zuletzt österr.-ungar. Revue XIII. Bd.), Zingerle (österr. Monarchie in Wort und Bild) und R. H. Greinz (Liederfrühling) beginnt die tirol. Litteratur des 19. Jhdts., von Weissenbach abgesehen, erst mit den Alpenblumen 1828. Ich war in derselben Meinung befangen, bis mich Beda in seiner Schrift „Bozen“ auf die Nachricht brachte, dass der Bozner Andreas Erhard 1818 bei der grossen Münchener Preisconcurrenz unter 40 Bewerbern, darunter Uhland mit Ludwig dem Baier, mit seinem Heimeran den ersten Preis errang. Das gab zu denken und zu suchen, zunächst in den Censuracten, die am ehesten Aufschluss versprachen über litterarische Production und Consum in Tirol.

Haselwanter, Andr. Gredler (Pichler, österr.-ung. Revue n. F. XIII, S. 14); 1825 gründete Flir einen Dichterclub (vgl. Lanznaster, Flir I, 12); Mitte der Dreissiger Ad. Pichler die Verbindung „Eiche und Buche“ (Zu meiner Zeit S. 51), 1841 entstand die Nibelungia, 1843 die Aurora mit Vonbun, Gschwari, Wildauer u. a. (Lanznaster, Flir II, 8). Alle hatten sie litterarisches Gepräge und beschäftigten sich in erster Linie mit deutscher Litteratur und eigenen Dichtungen.

[1]) Gödecke's Grundr. VI², 653 ff. bringt die erste dankenswerte bibliographische Zusammenstellung, die, wie leicht begreiflich, mehrfach zu ergänzen ist. Das eine und andere mag auch mir noch entgangen sein, ganz Unbedeutendes habe ich absichtlich vernachlässigt.

III. Censur und Litteratur in Tirol 1800—1823. Beda's erste Dichtungen.

Die äusseren Verhältnisse waren der Litteraturentwicklung Tirols zu dieser Zeit nicht günstig. Von 1796 bis 1813 wütete, wie erwähnt, die Kriegsfurie mit geringen Unterbrechungen und zwang die Tiroler, sich ihrer Haut, ihres Eigentums, ihrer alten Religions- und Rechtszustände zu wehren; sie lenkte Interesse und Tätigkeit naturgemäss von der Litteratur ab und dem Kriegshandwerk zu oder nahm Ruhe und Sammlung zu grösseren dichterischen Leistungen; nur der Tagespoesie, die der Erregung der Zeit entsprang und dem Augenblick diente, z. B. dem Kriegslied, erwies sie sich förderlich. Was trotzdem gedichtet wurde, fand mehrfach keine Verbreitung, weil die Druckereien weniger arbeiteten oder zeitweise ganz still standen wie etwa die Wagner'sche, schon damals die bedeutendste, welche 1809 von Bauern geplündert wurde [1]). Als dann der Friede einkehrte und die welthistorischen Begebenheiten, deren Träger oder Zeuge man gewesen, durch grosse Stoffe und Begeisterung auf die Poesie befruchtend hätten einwirken können, begann die „reactivierte" österreichische Censur alles geistige Leben zu unterbinden, um so weit überhaupt möglich die Ruhe des Kirchhofs über das Felsenland zu breiten. Kein Einsichtiger wird hindern wollen, dass der Staat gefährliche Geistesproducte ebenso überwacht wie Pulver und Dynamit: das ist nicht nur sein Recht, sondern seine Pflicht; aber was er damals in dieser Beziehung leistete, übersteigt alle Begriffe.

Die Censurbehörde in Tirol bestand aus zwei Abteilungen: aus der Censur, welche die litterarische Production, und aus dem Revisionsamte, welches den litterarischen Consum sowohl der einheimischen wie fremden Erzeugnisse zu überwachen hatte. Die erste wurde von einem Gubernialrate, dem Referenten in geistlichen und Studienangelegenheiten, besorgt, der

---

[1]) Geschichte der Wagnerfirma in Wagner's Verlagskatalog von 1881, S. IX.

sich dabei auch der Lycealprofessoren bedienen durfte; für das andere wurde ein eigener Revisor und ein Kanzlist bestellt. Beide Ämter waren abhängig von der Hofpolizei- und Censurstelle in Wien, wohin alles gemeldet und das meiste auch eingesandt werden musste.

Das Revisionsamt war noch viel vorsorglicher und umsichtiger als die Censur und verbot nicht selten Schriften, welche diese hatte passieren lassen. Dabei machte sie auch Unterschiede der lesenden Persönlichkeiten. So hatte man 1817 Hormayrs Andreas Hofer aus „höheren Rücksichten" untersagt; allein dem Freiherrn Joseph v. Giovanelli, der darum angesucht, für seine „Tirolensien-Bibliothek" erlaubt. Umgekehrt wurde am 30. VII. 23 dem Forstpraktikanten v. Vicari in Bregenz das an sich nicht verbotene Buch: „Andachtsstunden für Familien, hinsichtlich der über ihn erhaltenen Aufklärung über die moralische sowohl als wissenschaftliche Bildung in keinem Falle" gestattet [1]). Eifrigen Bücherkauf hat man überhaupt ungern gesehen: so wird am 26. VI. 16 über einen jungen Geistlichen berichtet, „welcher im Ankauf allerhand Bücher viel Geld verschwendet" (so!). Kam ein Buch vom Auslande und fand Anstand, musste es über die Grenze zurückbefördert werden; inländische Werke, die nachträglich in Verbot gerieten, hatten die Buchhändler von ihren Käufern zurückzulösen, durften jedoch die Ware „unter den gehörigen Vorsichten ins Ausland spedieren": aus Geschäftsrücksichten gönnte man dem Ausland die verbotene Frucht. Das schärfste Augenmerk richtete die Regierung auf die ausländischen Zeitungen; davon sollten überhaupt möglichst wenig ins Land gelangen, wenn sie sonst auch einen verderblichen Inhalt nicht befürchten liessen. Am 25. XI. 17 verbietet Sedlnitzky, der Präsident der Wiener Hofstelle, laut Zuschrift an den Tiroler Statthalter v. Bissingen ausländische Zeitungen nicht aus inneren Gründen, sondern weil vorgeblich „seit einiger Zeit das inländische Zeitungswesen sich

---

[1]) Sämmtliche Angaben dieses Abschnittes sind den Censuracten des Statthaltereiarchivs entnommen, wo sie nach Jahr und Tag leicht zu finden sind.

so verbessert hat, dass nunmehr viele ausländische Zeitungen in jeder Hinsicht ganz wohl entbehrt werden können." Absperrung der Untertanen schien überhaupt sehr zweckmässig: der blosse Briefverkehr mit dem Ausland, auch Deutschland dazu gerechnet, weckte Verdacht; daher liess Streiter in Bozen seine Briefe an Steub in München mehrfach von fremder Hand schreiben oder richtete sie an dessen Schwester; aus demselben Grunde sandte Beda gelegentlich seine Briefe durch Lentners Mutter nach München. In jedem Falle mussten die Postämter ein genaues Verzeichnis der gelieferten Zeitungen und deren Bezieher führen, bezw. auch vorweisen, so dass die Regierungsorgane jederzeit wissen konnten, welche Zeitungen jeder einzelne liest. Verfiel eine Nummer dem Verbot, so hielt sie die Post zurück, betraf das Verbot etwa nur eine Beilage, wurde sie kurzweg herausgenommen; ja der Revisor brauchte nur Zweifel zu haben, unterblieb die Sendung, bis die Zweifel im günstigen Sinne gelöst waren, worüber oft Wochen vergiengen. Verbotsgründe mitzuteilen fand man bei Zeitungen und Büchern meist überflüssig; da blieb der Vermutung ein weites Feld. Wie empfindlich man in politischen Dingen war, mögen ein paar Belege dartun. 1821 verbot man die Schrift von Heynig: Europas Pflicht, die Türken wieder nach Asien zu treiben; 1822 Die Jammerrufe der Griechen an die Deutschen; in demselben Jahre Muhlerts „Kann' der Eid der Juden Vertrauen erwecken?"; auch über Birkensteins „Moralische Verbesserung der Juden" (1822) sollten die österr. Staatsbürger nicht nachdenken; sogar Schlesingers Geschichte der Israeliten (1822) schien verderblich. Sommer 1817 machte man grosse Jagd auf „ausländische, verfälschte Bibeln", welche um 20 oder 15 kr., sogar „um Erdäpfel" verkauft wurden. Selbstverständlich erfreuten sich die Behörden und anderen Autoritäten unbedingten Schutzes, der sich auch auf die „Beleuchtung der Akademie der Wissenschaften in München" (1823) erstreckte. Selbst auf Wohlanständigkeit nahm die Regierung bedacht und verbot 1823 das unhöfliche Buch von Ambros: „Weibsbilder sind keine Menschen, zur scherzhaften Unterhaltung."

Der verlederte Rationalismus, der diese Censurzöpfe beherrschte, lässt sich am deutlichsten aus dem Verbot der uralten Volksbücher erkennen, die Jahrhunderte lang eine harmlose Geistesnahrung des Volkes gewesen waren. Eine Censurnote vom 12. III. 17 besagt, dass unter den Büchern, welche die Birnhausersche Buchhandlung zu Augsburg an Balthasar Fongaroli, Bilderhändler zu Sterzing, gesandt, sich die schöne Magelona, die hl. Genofeva, Fortunatus, das Lalenbuch und die sieben weisen Meister befunden hätten; solche „Broschüren verdienen kein besseres Los, als dass selbe zernichtet werden." Aus demselben Gesichtspunkt suchte man die Aufführungen romantischer Volksdramen nach Kräften hintanzuhalten; im October 1818 erfolgte auch das Verbot aller „Theaterstücke", deren Stoff aus dem alten oder neuen Testament entnommen, was „ohnfehlbar von jedem denkenden, ächtchristkatholischen Menschen als ein neuer Triumpf der gesunden Vernunft erkannt werden wird." Bei vielen, vielleicht beim grösseren Teil der verbotenen Bücher bleibt ein Verbotsgrund völlig unerfindlich, z. B. beim „Unfug auf deutschen Universitäten"; bei den „diätischen Mitteln, das Tabakrauchen zuträglicher zu machen"; bei den „vier neuen Kirchfahrtliedern" (einfache Marienlieder), dem „goldenen Himmelschlüssel" oder gar beim „Wörterbuch oder der alphabetischen Erklärung aller Wörter aus fremden Sprachen, die im Deutschen angenommen sind."

Bei jedem Todfall fand eine Überprüfung der hinterlassenen Bücher statt, bevor dieselben versteigert oder an die Erben abgegeben werden durften; hier wurde mancher gute Fang gemacht. Der Censurdruck war ein ungeheurer; Geistliche und Laien, Liberale und Conservative empfanden ihn gleich schmerzlich, wie denn auch eine Bevorzugung irgend einer Partei nicht ersichtlich ist: verschiedene Werke von Jos. Görres z. B. wurden (1820 und 1822) ebenso verboten wie verschiedene „Publicationen in Ansehung der darin wahrgenommenen Tendenz für die ultraliberalen Grundsätze des Zeitgeistes" (Sedlnitzky an Statth. Chotek 27. IX. 20).

Die nächste Folge dieser unvernünftigen und willkürlichen Censur war ein weitverbreiteter Schleichhandel mit unrevidierten

oder verbotenen Büchern, an dem ausser den Buchhandlungen Trödler, Buchbinder u. a. Berufszweige lebhaften Anteil nahmen; ferner das Aufkommen von Winkelleihbibliotheken an allen Orten und Enden. 1817 wurden zwei Nester dieser Art ausgenommen, das eine beim Strumpfwirker Anton Scherer in Hötting, das andere beim Buchhandlungsingrossisten Joseph Kneussl in Innsbruck. Dasselbe Schicksal traf dann den Handelsmann und Caffetiere Sebastian Hölbling, der eine „zahlreiche Bibliothek“ in Verkaufscommission für den in Hall befindlichen Handlungscommis Joseph Platzer übernommen hatte; desgleichen den Buchbinder Doblander u. a.

Dass eine solche Verkümmerung des Lesens auf die litterarische Production ungünstig rückwirken musste, springt in die Augen; denn auch auf diesem Gebiete steht die Erzeugung in Abhängigkeit vom Verbrauch: die Schriftsteller wollen wenigstens die Aussicht haben gelesen zu werden. Jene aber, die gleichwohl dem Drange zu schaffen und zu veröffentlichen nicht widerstehen konnten, wurden von der anderen Censurabteilung schon bei der Drucklegung in verschiedener Weise bedrängt. Ohne Bewilligung durfte keine Zeile gedruckt werden, nicht einmal Rechenbücher, Zifferntafeln, Stempelpatente, Bruderschaftszettel, Formulare zu Geschäftsbriefen u. s. w. Öfters wurde eine Vorlage nur deswegen zurückgewiesen, weil sie nichts Besseres enthalte, als was in dieser Art bereits gedruckt sei.

Bei der Erledigung bediente man sich einer bestimmten Notenscala: damnatur, non admittitur, erga schedam, ad usus priv. admittitur (durften nur an Privilegierte abgegeben werden, z. B. medicin. Werke), transeat, admittitur. Wer omissis delendis corr. admittitur erhielt, konnte drucken, wenn er die angestrichenen Stellen entfernt oder gebessert hatte. Doch traf das nicht immer zu; Zoller z. B. hatte schon zweimal vergeblich um die Druckerlaubnis für seine Geschichte der Stadt Innsbruck gebeten, als er das drittemal ansuchte, eröffnete Sedlnitzky am 19. VIII. 22 dem Statth. Chotek, dass man auch diesmal die Erlaubnis nicht gewähre, „obgleich der Verfasser

die inhibierten Stellen verbessert"; davon sei derselbe „auf eine angemessene Art" zu verständigen [1]).

Bei jeder Neuauflage musste die Bewilligung neu eingeholt werden, auch wenn alles beim alten blieb. Wer das übersah, was gerade hier leicht möglich, konnte übel ankommen. Einen bezeichnenden Beleg dafür bietet der Lyriker Wenzel Rautenkranz, damals Registrant beim Collegialgericht in Bozen, der neben einer patriotischen Flugschrift „Österreichs Grösse" die 4. Aufl. seines „Blumenstrausses für Musen- und Menschenfreunde" bei Dannheimer in Kempten ohne das admittitur ad reimprimandum (wie diese Formel hiess) hatte drucken lassen; am 9. III. 18 donnerte Sedlnitzky das Ergebnis der längeren Untersuchung über diesen Fall herunter: Rautenkranz werde, „falls er sich einer ähnlichen Gesetzwidrigkeit anmassen sollte, jene angemessene und abschreckende Strenge, mit der er diesmal verschont worden, erfahren." So lange man auf österreichischem Boden stand, blieb es gleichgiltig, ob man im Inland oder Ausland druckte.

Die Gründe der Druckverweigerung, soweit solche überhaupt angegeben sind, rufen auch hier vielfach Staunen oder Lachen hervor. Bei den Sinngedichten von J. K. Wörndle (vgl. unten S. 59) urteilt der Censor (Statthaltereirat Galura) am 28. II. 16: „Dichter haben freilich immer mehr Freiheiten als andere Schriftsteller"; dennoch trage er Bedenken, weil „Sinngedicht XX die obrigkeitliche Stellung eines Burgermeisters lächerlich macht." Am 2. X. 17 wurde desselben Dichters „Nationaltrauerspiel Andreas Hofer" weder „zur Drucklegung noch zur Aufführung zugelassen" wegen „der politischen Beziehungen und der billigen Rücksichten für die noch lebenden Familienglieder des unglücklichen Tyrolers Andreas Hofer." 1815 hatte Casimir Schumacher, Besitzer des Wagnerverlags, um die Druckbewilligung der geistlichen Gedichte des Prof. v. Weinhart eingereicht, erhielt aber statt derselben die Handschrift ohne Bemerkung zurück; auf das erneute Ansuchen antwortete der

[1]) Es handelt sich hier um den II. Teil des Werkes, welcher erst 1825 erschienen ist.

Censor: inhaltlich sei gegen die Gedichte nichts einzuwenden, allein Sprache und Poesie scheinen ihm schlecht, daher sollen sie nicht gedruckt werden. 1820 reichte Weinhart seine Gedichte selber ein und fügte 1821 ein neues Bändchen „moralischer und vermischter Gedichte" hinzu. Diesmal blieben sie liegen. Am 14. III. 22 drang er auf Erledigung. Erst nachdem so beide Sammlungen über Jahr und Tag in der Censur gelegen, erhielt er das non admittitur (15. V. 22). In eine üble Lage brachte die Censur den Prof. Feilmoser, welcher in der Schmähschrift eines Ungenannten heftig angegriffen worden war. Er wollte erwidern und legte seine Entgegnung vor, erhielt aber am 17. VII. 19 von Wien den merkwürdigen Bescheid: weder diese noch eine andere Verteidigungsschrift werde zum Drucke zugelassen, „weil die gegen ihn im Auslande erschienene Schmähschrift selbst hierlands mit dem Verbote belegt, daher als nicht existierend zu betrachten ist." So blieb der Angegriffene nicht nur im Ausland unverteidigt, sondern auch im Inland, wohin die Schmähschrift eifrig eingeschwärzt wurde. Noch übler gieng es später, wie wir hören werden, unserem Beda, weil er nicht einmal auf einen unverbotenen Angriff antworten durfte.

Die Folgen solcher Druckplackereien waren ähnlich denen wegen der Bücherrevision. Einerseits entstanden verschiedene Winkeldruckereien, die in der Verborgenheit mit Handpressen arbeiteten, bis sie der Polizei anheimfielen; sogar der Einsiedler auf der Brettfall (bei Brixlegg), welcher Heiligenbilder, Gebete, Lieder und dgl. hergestellt hatte, wurde im Februar 1819 zur Rechenschaft gezogen. Andrerseits liess sich gar mancher Schriftsteller von der Veröffentlichung abschrecken. So erklärt sich, warum damals viele Gedichte, besonders lyrische, bloss handschriftliche Verbreitung fanden, dass man sich mitunter vor die Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst zurückversetzt wähnt. Die Censur hat der tirolischen Litteratur noch viel mehr geschadet als der Krieg. Im Statthaltereiarchiv hier liegt das Verzeichnis der eingelieferten Pflichtexemplare von 1821. Ich setze es ganz hieher, denn es ist sehr kurz: Medicinisch-chirurgische Zeitschrift von Dr. Ehrhart, 2.—4. Bd.:

eine Primizpredigt; Sammlung verschiedener Gebete; Walzer pour le Pianoforte a Madame la Barone Nanette de Taxis; die Erscheinung, ein Gedicht; Prolog bei der Rückkehr seiner Excellenz des Herrn Landesgouverneurs Grf. v. Chotek von seiner Reise nach Italien; Bruderschaftszettel der tätigen Nächstenliebe bei den Ursulinerinnen hier; Porträt des Fürsten Alexander von Hohenlohe; juventus c. r. Gymnasii Oenipontani et Halensis exeunte anno scolastico 1821; das betende Kind von einem Jugendfreunde; Bücherkatalog von der Wagner'schen Buchhandlung 1821; Karl der Kühne und Philipp der Gute, 7. Heft (Kupferstiche); Landwirts Porträt; biblische Geschichte für Kinder. — Ich bemerke ausdrücklich, dass ich diese 14 Stücke in derselben Reihenfolge verzeichnet, in der ich sie vorgefunden habe, damit niemand glaubt, ich hätte sie zu komischen Zwecken so zusammengestellt. Ziehen wir auch in Rechnung, das eine oder andere Pflichtexemplar sei nicht eingeliefert oder vom Registrator nicht verzeichnet worden, so gibt diese Jahresernte doch ein ödes, ja trostloses Bild von der tirolischen „Nationallitteratur"; denn von der „tirolischen Nation" sprach man damals sehr gern.

Trotz alledem und alledem werden wir nun diese Litteratur unerwartet gross finden: vor der „Reactivierung" der Censur (1816) wurde eben verhältnismässig viel mehr gedruckt als nachher; überdies lebte und druckte mancher Tiroler Dichter zeitweilig ausser Tirol und Österreich, und endlich können Talente wohl eingeengt, aber nicht umgebracht werden.

Als Träger der Litteratur erscheinen zu dieser Zeit Geistliche und volkstümliche Beamte, weniger das Volk selbst, wenn man von den Kriegsliedern absieht. Von den Dichtungsgattungen überwiegt die Lyrik, dann folgt das Drama; die geruhige, behäbige Epik ist schwach vertreten, die Didaktik dagegen, besonders wie sie durch die geistliche Beredsamkeit zum Ausdruck kommt, besitzt ein weites Feld. Die Teiluniversität übt nicht den Einfluss aus, den man immerhin von ihr hätte erwarten können; nur Herculan Oberrauch und Benitius Mayr waren Lieblinge der Studenten und wirkten litterarisch

anregend auf die jüngere Generation. Deutlich wahrnehmbar ist das Übergewicht von Nordtirol, dem Sitz der Landesbehörde, gegenüber Deutschsüdtirol; hier entwickeln sich auch aus winzigen Anfängen die ersten Zeitungen und Zeitschriften, welche zugleich den Erzeugnissen der schönen Litteratur ärmliche Unterkunft gewährten. Sie wollen wir zunächst in Betracht ziehen.

1798 beschloss das neuerrichtete „Innsbrucker Fragamt" zur besseren Erreichung seines Zweckes eine Zeitung zu gründen unter dem Titel „wöchentliche Anzeigen", die von 1799 an wirklich erschienen. 1801 wuchsen sie ein wenig und hiessen sich „Innsbrucker Wochenblatt." 1807 wuchs dasselbe wieder etwas, wurde nun zweimal wöchentlich herausgegeben und „Innsbrucker Zeitung" genannt. Diese wandelte sich 1813 in den „Boten von Tirol", der am 2. October ds. Js. seine erste Nummer vom „bairischen Innkreis" in die Welt trug und schon durch seinen ganz Tirol umfassenden Titel allerseits grosses Aufsehen erregte; denn die gekrönten Häupter hatten ja das alte Tirol von der Landkarte gestrichen und nur Kreise zurückgelassen. Die bairische Regierung nahm Stellung, und der Bote flüchtete sich aus ihrer nächsten Nähe nach Brixen, dann noch weiter nach Trient, nannte sich dementsprechend vorübergehend auch „Bote von Südtirol". Am 1. Juli 1814 kehrte er nach Innsbruck mit dem alten Namen zurück, zierte seinen Kopf mit einem kräftigen Tiroler Adler und brachte als erste Mitteilung den Bericht von der Übergabe Tirols an Österreich [1]).

In diesen kleinen Blättern lief nun zwischen Amtserlässen, Geburtsmeldungen, Mordgeschichten, Heiratsanzeigen, Todesnachrichten, Recepten zu „Rumfordischen Suppen", Mitteilungen von Wasserschäden, Missgeburten, Kriegsvorgängen und politischen Actionen auch ein dünnes Fädchen dichterischer Erzeugnisse, meist verstandesmässiger Natur und aus bestimmter Veranlassung hervorgegangen. So dichtete Studelmann ein „Ermunterungslied zum Kopey-Zupfen"; Casimir Illert ein „Lied beim Auszug der akad. Compagnie"; der Spitalverwalter Hensinger eine Ode an Erzherzog Johann u. s. w. Die meisten

[1]) 1814—29 hat ihn Mersi, 1829—48 Beda's Freund Johannes Schuler geleitet.

Dichter finden wir hier auf „ihres Lebens erstem Gang"; von solchen, die später Grösseres geleistet, begegnen J. K. von Wörndle, W. Rautenkranz und A. Weissenbach.

Bessere Berücksichtigung der schönen Litteratur konnte man von einem Unternehmen erwarten, das ein Mann, der seiner Zeit eine grosse Rolle gespielt und viel Ansehen genossen, ins Leben gerufen: es war der Tiroler Almanach des Joseph Freiherrn von Hormayr (geb. zu Innsbruck 1782), von dem vier Jahrgänge erschienen 1802—5, die ein patriotischer Tiroler, Gassler, zu Wien druckte. Allein bei Hormayr überwog die Geschichte, demnach wurde auch in seiner Zeitschrift die Dichtung mehr nur als Zierde verwendet und soweit sie mit Geschichte in Zusammenhang stand, hatte also zumeist die Form der poetischen Erzählung oder der Ballade. Aus dem ersten Bande sind zwei Gedichte Weissenbachs und eine Rede des Prof. v. Mumelter[1]) auf Tirol hervorzuheben. Die beiden folgenden Bände erweitern die Grenzen, indem nun auch über bildende Kunst, über die Geschichte der älteren tirolischen Lyrik (Oswald von Wolkenstein) gehandelt und die Zahl der Gedichte vermehrt wird. Der letzte Band sinkt vom Octav- zum Taschenformat herab, nimmt mehr die Einrichtung des Kalenders an, will sich „gemeinnütziger" machen, bringt daher statistische Zusammenstellungen, dann Abbildungen und Beschreibungen von Burgen, Notizen über römische Monumente in Tirol zwischen geschichtlichen Abhandlungen. Die Poesie ist bis auf zwei erzählende Gedichte zurückgegangen.

Ein Jahr später, 1806, wurde in Innsbruck eine neue Zeitschrift gegründet: „Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol", an der auch Hormayr mitarbeitete. Der Titel umschreibt das Programm; von Poesie erscheinen nur alte Volkslieder. Die Stürme von 1809 bereiteten ihr nach dem 5. Bande das Ende. Erst nach Jahren, 1825, fand sie eine Fortsetzung in den „Beiträgen zur Geschichte u. s. w. von Tirol und Vorarlberg",

---

[1]) Ein Tiroler und Prof. der allg. Geschichte an der Wiener Universität, Freund Schreyvogels, mit dem er die Herausgabe einer „Allgemeinen Zeitung für die österr. Monarchie" vorbereitete, als ihn der Tod ereilte.

die vom neugegründeten Museumsverein getragen wurde und unter wechselndem Namen bis heute als Zeitschrift des Ferdinandeums fortlebt.

Hormayr hat die drei ersten Bände seines Almanachs nochmals aufgelegt und als „Tiroler Merkwürdigkeiten und Geschichten" bezeichnet. Der Name trifft; denn was er hier bot, war aus Tirol, über Tirol und für Tirol. Auch „kritisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte Tirols" und eine Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tirol veröffentlichte er damals. Bei all diesen Arbeiten leitete ihn ein tiefer Grundgedanke: er wollte Interesse und Kenntnis der Tiroler Geschichte möglichst verbreiten — auch die redende und bildende Kunst sollte dabei mithelfen —, um dadurch in weitesten Kreisen jenen tirolischen Patriotismus zu erwecken, den er selber aus der tirol. Geschichte und Volksbegeisterung geschöpft hatte. Er wollte für Tirol werden, was Joh. v. Müller für die Schweiz war, und hat dies Ziel zum guten Teil erreicht [1]). Wir werden unten sehen, wie er auf die ganze junge Dichtergeneration in Tirol, besonders auf Beda eingewirkt hat. Bald erweiterte Hormayr sein Ziel vom tirolischen zum österreichischen Patriotismus; dem entsprechend folgten den Werken über Tirol der „österreichische Plutarch", das Wiener „Taschenbuch für vaterländische Geschichte", das Archiv u. a. Schriften über und zur österr. Geschichte. Auch hiemit erlangte er grossen Einfluss [2]) und trug viel dazu bei, das Studium der österr. Geschichte zu beleben und zu popularisieren, was dann wieder auf die Dichter Österreichs zurückwirkte, welche nun mit Vorliebe Stoffe für ihre Dramen auf diesem Gebiete suchten; die beiden Collin, selbst Grillparzer stehen unter diesem Einfluss, den Hormayr noch dadurch verstärkte, dass er selber mit zwei Dramen dieser Art vorangieng, die freilich von sehr verschiedenem Werte sind.

Das erste: Friedrich von Österreich, ein historisches Gemälde in 5 Aufzügen (Wien 1805), ermüdet schon durch die

---

[1]) Es kommt hier nicht in Betracht, dass Hormayr später umschlug und ganz andere Bahnen wandelte; vgl. J. Hirn, Kultur I, S. 562 ff.

[2]) Über denselben vgl. Jos. Wihan im V. Ergänzungsheft zum Euphorion S. 111 ff.

endlosen Expositionen; noch im II. Act weist der grössere Teil der Scenen rückwärts, statt vorwärts zu drängen. Die vielen historischen Erzählungen erzeugen Handlungsarmut, und was gehandelt wird, ist kalte Staatsaction, in die H. eine kleine Liebesepisode (mit zwei Scenen im IV. Act!) eingenestelt hat. Eine durchgehende Spannung fehlt: wenn er einmal, wie z. B. im III. Act, zu einer Verwicklung gelangt, folgt gleich wieder die Lösung. Die Charaktere sind einförmig, entwicklungslos, trotz gelegentlicher Gemütserregung ohne psychologische Vertiefung; sie wirken nicht in offener Scene auf einander: in der grossen Ratsversammlung z. B. (I, 7—9) sind von vornherein alle Teilnehmer der gleichen Meinung; der widerspännige Rottenburger dringt zwar mit seinen Trabanten ein, zieht aber, nachdem er etwas spektakelt hat, wieder unverrichteter Dinge ab. Da fehlt der Pulsschlag dramatischen Lebens. Das Episoden- und Sprunghafte der Scenen wollte der Dichter wohl selber durch den Beisatz „Gemälde" im Titel andeuten; dadurch erklären sich auch die seitenlangen Bühnenanweisungen und die „stummen Scenen."

Die meisten dieser Schwächen vermeidet das zweite Drama: Leopold der Schöne, ein Sittengemälde der Vorzeit in 5 Aufzügen (Wien 1806). Die sprunghaften Episoden finden sich auch hier wie das „Gemälde" im Titel, desgleichen längere historische Expositionen. Sonst aber setzt das Schauspiel mit einem kraftvollen erregenden Moment ein und steigert die Spannung durch immer stärkere Motive. Staatsactionen und Liebeshandlungen sind innerlich miteinander verknüpft, die Charaktere vertieft, ein grosses psychologisches Problem (unbewusste Doppelehe) zu Grunde gelegt, aber leider am Schlusse nur äusserlich (durch Beseitigung der Itha) gelöst. Die Sprache in beiden Stücken ist edel, von einigen überschlagenen Ausdrücken im zweiten abgesehen. Desgleichen charakterisiert beide der hochgespannte österreichische Patriotismus.

Mit Hormayr in Verkehr und als guter Tiroler in Geistesverwandtschaft stand Alois Weissenbach (aus Telfs). „Ich bin ein Tiroler und liebe mein Vaterland . . . ich teile alles mit meinem Vaterland", sagt er in der Vorrede zum „geretteten

Tirol." Er kehrt auch die negative Seite des Patriotismus, den Hass gegen die Feinde, besonders gegen die Franzosen stark hervor: „Der Franken blutgetränkte Fahne" ist ihm „die Schandtrophäe aller Erdenübel." Als guter Tiroler fühlt er sich auch als guter Österreicher:

„Und ist der Sohn der Alpen hier geboren,
So hat er auch zu Österreich schon geschworen:
Mit jenen Lerchen nur fliegt dieser Aar" (Hofers Schatten).

Als Dramatiker überragt er Hormayr hoch. „Seine Stücke erfreuten sich bei ihrer Aufführung entschiedenen Beifalls und wurden den besten dramatischen Arbeiten seiner Zeit (er starb 1821) angereiht": so Wurzbach. Sie gerieten aber bald in Vergessenheit. Bei den „Barmaciden oder den Egyptiern in Bagdad" (in 5 Aufz. 1801) ist es begreiflich, da sie unläugbare Schwächen zeigen. Dies historische Schauspiel mit fernen Zeiten und Örtlichkeiten in Prosa, gleichwohl in der schwunghaften, sentenzreichen Sprache Schillers, besteht aus einer Liebesgeschichte und Staatsaction, die vielleicht einen Grad stärker als in Schillers Wallenstein mit einander verbunden sind. Die Handlung gut concentriert, daher Einheit der Zeit; reichliche und starke Motive, daher durchgehend Spannung, trotz des schwach entwickelten Gegenspiels und trotzdem die Lösung des Knotens ganz unerwartet von aussen herbeigeführt wird. Von sechs breitangelegten Hauptcharakteren wurde bloss der des weisen Barmeky Achmet, welcher mehrfach an Nathan den Weisen erinnert, nur dass es sich nicht um religiöse Dinge handelt, voll und einheitlich herausgearbeitet; der Kaliph besitzt grosse Züge, wird aber zu unvermittelt von der einen Stimmung in die andere, von der einen Handlung oft zur entgegengesetzten geworfen und ist jedenfalls nicht der Salomo, als den ihn seine ganze Umgebung betrachtet. Die weibliche Hauptrolle kränkelt an schwächlicher Mondscheinsentimentalität und ihre Begleiterin ist völlig unentwickelt. Von den Nebencharakteren wird der alte Iman, auch ein Weiser, allmählich in den Vordergrund gerückt und am Schlusse zu einer führenden Persönlichkeit gemacht, wodurch die Anlage des Stückes eine Verschiebung erleidet.

Höher nach Gehalt und Form steht „der Brautkranz“ (in 5 Aufz. 1810). Eine düstere Liebestragödie aus der Lagunenstadt des 15. Jhdts. im jambischen Fünftakter, an hervorragenden Stellen kreuzweis gereimt. Sie behandelt den Montague- und Capuletstoff, jedoch durchweg originell und in seiner Tragik noch durch den Rangunterschied der Liebenden verschärft, wodurch die Liebestragödie zur socialen ausgeweitet wird. Wieder Einheit der Zeit; die Sprache noch edler, bilderreicher, schwunghafter als in den Barmaciden. Die Scenen im Hause des Künstlers Palma erinnern besonders durch die hohe Kunstandacht, von der sie durchhaucht sind, an Goethe's Tasso. Den Dialog hat schon Goethe gelobt, denselben nur zu „ausführlich“ für die Bühne gefunden, wodurch die „Handlung allzusehr retardiert“ würde, eine Ausstellung, die man ungefähr mit demselben Rechte allen Jambentragödien Schillers machen könnte, die zum Teil augenscheinlich herübergewirkt haben (man vgl. z. B. Carlos II, 2 mit Brautkr. III, 4 oder die Dolchscene dort IV, 7 mit IV, 8 hier, nur beim Inquisitor besser motiviert als bei Posa). Trotzdem atemlose Spannung vom ersten bis zum letzten Vers. Diesmal ist auch der Frauencharakter, der grösste des Stückes, tief angelegt, reich und trotz der mannigfaltigsten Empfindungslagen durchweg einheitlich gestaltet und mit einer wunderbaren Symbolik in Zeichen und Rede verschönert; die vier männlichen Hauptcharaktere sind vorzüglich mit einander contrastiert: wie hebt das sonnige, lebensstarke Künstlergemüt Palma's, welches erst die tragischen Schatten langsam zu umdüstern vermögen, sich ab von dem gramgebeugten, abgewetterten Pilger, welcher mit seiner Tochter die letzten Lebenshoffnungen versinken sieht! Eine Schwäche zeigt sich wieder in der Führung der Handlung, in diesem Teil der dramatischen Technik liegt offenbar die Achillesferse Weissenbachs: die Handlung steigt und fällt im Gegenspiel; denn was den Spielern Hilfe verspricht, kommt ohne ihr Zutun unvorbereitet von aussen, sowie der tragische Untergang unerwartet von einer Nebenperson herbeigeführt wird. Gewiss hat sich W. durch dies classicistische Trauerspiel mit starkem romantischen Einschlag als Tragiker hohen Stils erwiesen.

Um diese beiden grossen Stücke gruppieren sich verschiedene dramatische Kleinigkeiten[1]: ein Hirtenspiel („Willkommen der Hirten"), in dem die „Gebirgsbewohner" nur verkleidete Schauspieler sind, die viel reden, wenig tun und sich ausnahmsweise an einer byzantinlichen Beweihräucherung der Wittelsbacher erfreuen; ferner das zweiactige Festspiel „Teutonia", welches Otto den Grossen, Rudolf von Habsburg, Barbarossa, die „Urbegründer des deutschen Reiches", sowie die Teutonia selbst in einer Reihe von lebenden Bildern vorführt, die durch lange reflectierende Monologe eingeleitet, durch eine dünne Handlung miteinander verbunden werden und in einer Apotheose des Kaisers Franz gipfeln. Einfluss von den Hofdichtungen Goethe's lässt sich wahrnehmen, dessen Kunst Weissenbach verehrte, wie sehr er auch in der Weltanschauung ihm fernstand.

Solch dramatische Festdichtungen geringeren Wertes, besonders in Form von Prologen waren damals in Tirol überhaupt häufig. Franz v. Weinhart[2]) dichtete ein „Ärndtefest der Tonkunst" (Innsbr. 1812); Cäsar Max Heigel „Frau Hütt oder der schöne Bund" in 1 Aufz. (Wagner 1813); Johann Friedrich Primisser einen Prolog zum Namensfest der Erzh. Elisabeth (Innsbr. 1801); Johann Kaspar v. Wörndle einen Festprolog, der von Gänsbacher vertont und im Theater beifällig aufgenommen wurde (Innsbr. 1805). Diese Festdichtungen führen uns zum Lustspiel.

Die Ausbeute ist hier wie anderorts gering. Die beiden Vertreter bilden merkwürdige Contraste. Der eine, Andreas Petz, war ein geborner Landshuter, lebte aber in Tirol, dich-

---

[1]) Das Verzeichnis bei Gödeke VI², S. 661 ff. Der Lebensabriss Pagels über Weissenbach in der allg. Deutschen Biographie ist geradezu entsetzlich schlecht.

[2]) Über ihn vgl. oben S. 31 f. Ich zweifle, ob die Lebensdaten bei Gödeke VI, 676 richtig sind; denn schon 1783 wurde bei Trattner in Innsbruck ein „Jubellied des Landvolkes" von F. v. W. gedruckt. Es ist wohl derselbe. Dann hatte die Censur sehr unrecht, den Druck seiner Gedichte zu verbieten; das vorliegende ist ganz hübsch, im Stile Gellerts abgefasst.

tete in Tirol und hatte es dabei besonders auf die Tiroler abgesehen, denen er sein Aufklärungslicht vorantragen wollte. Sein Hauptwerk heisst: „Die Maskerade. Ein Lustspiel nach höherer Ansicht. Innsbr. auf Kosten des Verfassers“ 1809. Er sucht Wielands Witzsprache nachzuahmen, bleibt aber meilenweit davon entfernt. In einer bandwurmlangen „Vorsprache“ rechtfertigt er den Druck seines Werkes mit den bescheidenen Worten: „Wozu nun diese Posse? — Ach! wozu die ganze Welt, könnte ich ebenso fein antworten.“ Eine schmale und schale Handlung wird allseitig durchsetzt mit Schlüpfrigkeiten und Angriffen auf tirolische und katholische Institutionen; nebenbei declamieren seine dramatischen Personen, unter denen sich auch ein Mädchen und Knabe „zwischen 12 und 13 Jahren“ befinden, fortwährend von „Sittlichkeit.“ In der „Vorsprache“ sucht er diese Leistungen mit dem für den Leser wenig schmeichelhaften Sprüchlein zu decken: „Wer Schlüpfriges findt, ist schon vorgängig schlüpfrig.“ Tirol ist ihm ein entsetzliches Land, schon weil sich daselbst „mehr als 300.000 Menschen in fortwährender Lebensgefahr befinden.“ Die Landesverteidiger nennt er „Horden“, und sogar die Nachtwächter sind ihm ein Gegenstand des Verdrusses, weil auch sie mit ihren Altertümlichkeiten den Fortschritt behindern. Von einer dramatischen Technik darf man bei ihm nicht sprechen. — Dass ein solcher Poet vor und nach 1809 in Tirol nur Widerwillen erwecken konnte, liegt auf der Hand. Ein zeitgenössischer Leser hat demselben grotesken Ausdruck gegeben, indem er ihn auf dem Vorsetzblatt des Exemplares der Innsbr. Universitätsbibliothek kurzweg einen „poetischen Tollhäusler“ nennt. Dieser Petz ist ein schlagender Beleg, welcherlei Beamte die Baiern den Tirolern ins Land schickten. Sie hätten ihn schon kennen können; denn bereits 1803 hatte er als „Akademiker“ ein ähnliches Lustspiel „Der Illuminat“ verbrochen: „dramatisierte Privatmeinungen, chimärische Bilder, die ich in früheren Jahren, wo meinen Geist Priesterwut drückte, niederkritzelte.“ Dramatisch gleich schlecht wie die Maskerade, nur dass statt der Schlüpfrigkeiten hier „Vernunftlehren“ über Tierschutz, Kuhpockenimpfung und Waldcultur geboten werden, alles in einer selbsterzeugten

Rechtschreibung: es ist ia erschreklich, in welch ädler konsekwenter Ortografi diser geschäzte Autor auf ider Seite one Rue di bedrangten Leser kwält. Statt der Handlung gibt es „vil Distinkwirens“ und einige abgerissene „Libesintriken.“ Auch durch eine „gereimte Burleske auf die häufigen Feiertage“ 1804 suchte Petz auf die Tiroler zu wirken; ebenso vergeblich.

Einen Gesinnungsverwandten hatte er an Karl v. Prugger, einem Unterinntaler, der zuerst Benedictiner, dann Weltgeistlicher, mit bairischer Nachhilfe auch Professor und Regens im Priesterseminar zu Brixen wurde. An der Poesie vergriff dieser sich nicht, aber in Prosa suchte er seine Aufklärungsansichten den Tirolern beizubringen. So schrieb er über „tugendhafte Gesinnungen und Taten von Heiden, Juden und Türken in Erzählungen“ (1802) und gab „Vorschläge zur Verbesserung der Weltgeistlichen in Neubaiern“, wo er ähnlich wie Petz allerlei Anklagen gegen die tirolischen Priester richtete, von denen die älteren noch den „altheidnischen Nationalgott Jehova“ predigen, während die jüngeren ihren Gläubigen bereinigtere Gottesbegriffe beibringen und den alten Pfarrherren die trockene Wahrheit ins Gesicht sagen wie einst Paulus dem jüdelnden Petrus. Die Erhebung von 1809 fegte ihn von seinem Posten; er zog es vor, „Neubaiern“ zu verlassen und in Altbaiern sein weiteres Fortkommen zu suchen, was ihm auch ganz gut gelungen ist. Noch 1810 sendet er eine Prosaepistel an die Tiroler („Ein Wort an die Tiroler von einem Tiroler“, München) mit der Ermahnung, die „Insurrectionen“ bleiben zu lassen, da Gott nun einmal den einen zum Befehlen, den andern zum Gehorchen, die Bauern überdies nur für den Pflug bestimmt habe.

Ein ganz anderer Mann als Petz und Prugger war Franz Karl Zoller [1]), der Historiograph der Stadt Innsbruck (vgl. oben S. 30) und Dichter des berühmt gewordenen Spingeser

---

[1]) Gödeke Grdr. VI, 680 bringt ihn unter die Kärntner Dichter. Allein Zoller gehört nach seiner Abstammung, Erziehung, amtlichen Stellung, litterarischen Tätigkeit sowie nach seiner ganzen Gesinnung

Schlachtliedes sowie anderer Kriegs- und Schützenlieder in der „Volkssprache". 1819 liess er (bei Wagner) ein „Nationallustspiel": „Der Tiroler Kirchtag mit Gesang in zwei Aufzügen" drucken. Die „Vorerinnerung" verweist auf die „Bauernkomödien", von denen er insofern abweiche, als er statt des geistlichen Stoffes eine Familiengeschichte und statt des „Teufels in der Maske eines Höflings oder Jägers oder Einsiedlers" den Mesner als Intriguanten des Stückes gewählt habe. Sein Zweck war Belustigung, moralische Belehrung, vor allem aber Verherrlichung des tirolischen Patriotismus. Als Held des Stückes tritt ein „recht und schlechter Bauersmann" auf, welcher in allen Kriegsdrangsalen das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung festhält, die ihm dann — leider ohne sein Dazutun, wie es für die dramatische Handlung notwendig wäre — den Sohn Valentin, der sich wegen des 1809 bezeigten Patriotismus hatte nach England flüchten müssen, in sein verödetes Haus zurückführt und damit einen verbotenen Kirchtag in ein allgemeines Freudenfest verwandelt. Um dem Stück mehr volkstümlichen Charakter zu geben, hat der Dichter eine Kartenspiel- und Raufscene, einen vom Mesner veranstalteten Geisterspuck sowie ein Verhör des Assessors eingeschoben, jedoch ohne diese Episoden innerlich mit der Haupthandlung zu verbinden. Die dramatischen Personen charakterisieren sich mehr durch gegenseitige Schilderungen als durch Handlungen; auch eine eigentliche Verwicklung fehlt und damit die dauernde Spannung. Der Witz reicht nicht weit, die dramatische Technik nicht viel weiter, wenngleich sie die Petz' turmhoch überragt, was aber nichts besagen will. Gute Wirkung versprach sich der Verf. von den vier verschiedenen Tirolerdialekten, die er seinen Personen in den Mund legt, von denen nur Valentin und der Assessor in schriftdeutscher Sprache reden; alle aber müssen sich den paarweis gereimten Alexandriner gefallen lassen, wozu ihn wahrscheinlich die „Bauernkomödien" verleitet haben, welche dieses Versmass der Stelzentragödie auch

---

Tirol an, wogegen seine zufällige Geburt in Klagenfurt nichts besagen will.

in derbkomischen Dialektstücken wie in der Altweibermühle [1]) verwenden.

Reifere Früchte als im Lustspiel zeitigte der tirolische Patriotismus auf dem Gebiete des ernsten Dramas [2]). Der „Nationalheld" Andreas Hofer wurde auch der Bühnenheld. Heimatliche und ausländische Dichter wetteiferten hier das ganze 19. Jhd. hindurch von Benitius Mayr und Paul Treulieb [3]) bis Karl Domanig und Franz Kranewitter. Aber gerade hier zeigt sich in unserer Periode die verhängnisvolle Wirksamkeit der Censur. Zur selben Zeit ungefähr, vielleicht noch etwas früher, als Paul Wigand zu Höxter in jugendlicher Begeisterung seinen „Andreas Hofer, Anführer der Tiroler" schrieb (1814, gedruckt 1816) [4]), dichtete Phil. Benitius Mayr, Servitenpater zu Innsbruck, an demselben Thema. Er war damals Professor der Philosophie und Ästhetik an der Universität, angesehen, beliebt, einflussreich wie kein anderer Professor. Noch 1835 [5]) rühmt Beda seinen „milden und weisen Lehrer" mit dem „feinen Kunstsinn", und Adolph Pichler, in dessen Jugend der Ruf dieses Mannes noch ganz Tirol erfüllte, führt ihn in seinen Erzählungen gern als Friedensapostel ein. Die Friedensliebe

---

[1]) Aus einer Tirolerhs. von 1814 herausg. von J. Bolte in Brandl-Toblers Archiv CII, 241 ff. Ebenda XCVIII, 243 ff. hat Erich Schmidt andere bäurische Alexandrinerstücke aus Tirol mitgeteilt.

[2]) Die patriot. Dramen von 1796—99 ziehe ich nicht in Betracht, da ich mich an die gezogene Grenze halte. Sie sind zahlreich. Im Innsbr. Museum allein liegen folgende Stücke: 1. Der einfältige Bauer und aufgeklärte Kriegsmann. 2. Der Landsturm oder der Ausmarsch der Tiroler gegen die Franzosen. 5 Aufz. 1798 (J. Brenner). 3. Der Tiroler Landsturm im Franzosenkrieg. Schausp. m. Musik in 2 Aufz. von A. v. Remich 1798. 4. Seelengrösse oder der Landsturm in Tirol. Ein Denkmal der Vaterlandsliebe der Tiroler in 5 Aufz. von W. Ziegler für das k. k. Hoftheater (1799); vgl. auch Bauer, tirol. Kriegslieder, Einleit. und ergänze: Das durch die göttl. Vorsehung gerettete Tirol. Pichler, österr.-ung. Revue XIII, 7.

[3]) Ludw. Aug. Frankl, Andreas Hofer im Liede S. X.

[4]) Gödeke, Grundriss III¹ S. 1044; vgl. Prem, Tirol. Landz. 1897, Nr. 20.

[5]) In einer Abhandlung über die St. Stephanskapelle bei Montan, Tir. Bote S. 268.

des „Pater Benizi“ spricht auch aus seinem Drama und führte ihn dazu, die Feinde Tirols, Baiern sowohl wie Franzosen, in mildeste Beleuchtung zu rücken, die Kämpfe der Tiroler mehr als Folge ihrer Verhetzung durch österreichische Beamte, namentlich durch Hormayr und Roschmann, die sie dann schmählich im Stiche lassen, denn als Folge ihrer Anhänglichkeit an Österreich und ihres durch Bedrücker und Gewaltherrscher verletzten Rechtsgefühles darzustellen. Schon im Titel hat er das stark betont: „Andreas Hofer, Sandwirt in Passeier. Oder die Tiroler sind getäuschte, aber gute Menschen. Zur Rettung ihrer Nationalehre. Trauerspiel in 6 Aufzügen.“ Mag das auch für das letzte Stadium des Tiroler Befreiungskrieges, welches Mayr als Augenzeuge in Innsbruck miterlebt hat, der geschichtlichen Wahrheit nicht entbehren, so schadet es doch der tragischen Wirkung, welche „den Menschen erhebt, indem sie ihn zermalmt.“ Es fehlt dem Stück die Begeisterung, welche die Tiroler als Kämpfer für Treue und Recht verklärt und gewiss zu einem guten Teil ebenso geschichtlich ist. Das Streben nach Porträtähnlichkeit leitete ihn auch bei der Zeichnung Hofers. „Ich bin ein einfältiger schwacher Mann, den man gar leicht was glauben machen kann“, meint dieser selber und ist dabei beständig im Zweifel, ob er recht oder unrecht tut, ob er ein Empörer oder Erretter sei, ob er losschlagen oder nach Hause gehen soll. Ihm fehlt jede Grösse, jede Kraft, jede tragische Leidenschaft; die wechselnden Verhältnisse von aussen bestimmen ihn gänzlich, sogar das tragische Moment des Stückes wird unerwartet und nur durch eine plumpe Täuschung der einfältigen Rechtlichkeit Hofers herbeigeführt [1]). Innerlich geknickt geht er lebenssatt und sterbensmatt in den Tod, der ihm selber notwendig erscheint, soll Tirol zu Ruhe und Frieden gelangen. Das klingt freilich deutlich an den letzten noch erhaltenen Brief Hofers an: „Ade mein schnede Welt, so leicht kommt mir das sterben for, das mir nit die augen nass werden“,

[1]) Dabei macht der Dichter die gewiss unrichtige Voraussetzung, Hofer habe nicht schreiben können, woraus man schon sieht, dass er dessen Bild ungünstiger zeichnet, als es war.

schadet aber neuerdings der Wirkung des Dramas. So werden auch die Siege der Tiroler nicht dargestellt, sondern hinter die Scene verlegt oder ganz übergangen. Dem Dichter kam es eigentlich nur auf Herausentwicklung der Katastrophe an und auch diese erzielt er nicht in geschlossener Handlung, sondern mit vielen Sprüngen. Er verbraucht ungebührlich viele, mitunter lange Monologe und meidet die Massenscenen, die ein solcher Stoff doch nahelegt. Von den anderen Charakteren ist Haspinger fragmentarisch, aber scharf, Holzknecht tiefgründig, allseitig, ganz vorzüglich gezeichnet; dieser kluge, weitschauende, tätige Mann in der Umgebung Hofers, der dadurch noch kleiner wird, erscheint als die treibende Kraft des Stückes. Die Prosa ist knapp, ohne poetischen Schmuck, nicht selten voll rauher Kraft. — Mayr tat gut, sein Drama der Censur gar nicht vorzulegen, er hätte die Druckbewilligung sicher nicht erlangt; nur handschriftlich fand es Verbreitung [1]).

Ungefähr zur selben Zeit wie Mayr hat Johann Kaspar von Wörndle „Andreas Hofers Gefangennehmung und Tod, ein tirolisches National-Trauerspiel“ gedichtet. Er war ein Kitzbüheler, Advocat daselbst, später in Innsbruck [2]) und trat schon an der Jahrhundertwende mit einigen Gelegenheitsgedichten hervor. Sein Drama verfasste er zur Huldigungsfeier 1816. Die Druckverweigerung (vgl. S. 31) veranlasste ihn zur Überarbeitung des dreiactigen Stückes zu einem fünfactigen, wobei die geschichtlichen Namen durch Phantasienamen ersetzt wurden. Was Mayr gefehlt, hat er vorzüglich getroffen und damit die Gesammtwirkung seines Stückes gesichert: sein Hofer ist ein echter Volksführer, der seine grosse Sendung erkennt (er kämpft „für des Vaterlandes, des Kaisers, der Menschheit Sache“) und durch kleine Rücksichten nicht gehindert wird. An den Frieden vermag er nicht zu glauben, weil er die Feinde trotzdem Kriegswerke verüben sieht, und als auch Freunde ihn des versichern, kann er nicht fassen, wie das Land, das allein

[1]) Im Museum allein liegen drei Abschriften, deren eine vom Erzherzog Johann dahin gespendet wurde.

[2]) Vgl. Heinrich v. Wörndle im Tir. Boten 1893 Nr. 263—67.

in diesem Völkerkampfe unbesiegt geblieben, von seinem Reich und Kaiser losgerissen werden soll; da bedarf es nur geringen Anstosses, um ihn zu überzeugen, dass in den Waffen allein Tirols Rettung liege. Heroisch wie durchs Leben schreitet er zum Tod, der seinen Feinden selbst Bewunderung abringt. Das Stück ist im Blancvers abgefasst und erfreut durch gedankenvolle, blumenreiche Sprache; doch ist hierin des Guten allzuviel getan: auch in Hofers Reden überwuchert die Rhetorik, noch in Mantua liefert er den Feinden förmliche Redeschlachten. Wörndle kennt und fühlt den Unterschied zwischen Epos und Drama zu wenig; daher schiebt er eine Reihe von retardierenden Momenten und breiten Nebenhandlungen ein, die an sich sehr schön sind (z. B. die Episode mit dem zwölfjährigen Knaben), aber der inneren Verbindung mit der Hoferhandlung entbehren, die Aufmerksamkeit davon abziehen, und zwar um so mehr, je näher es dem Ende zugeht.

Man muss es beklagen, dass der Censor auch der zweiten Fassung dieser bedeutenden Leistung ohne Grundangabe die Druckbewilligung versagt hat; sie verlangt nur einen ebenso beherzten wie verständigen Streicher, um allseitigen Beifalls sicher zu sein [1]). Noch ein anders historisches Drama hat Wörndle verfasst, zu dem er den Stoff aus der italienischen Geschichte geschöpft: Cosmus I., Herzog von Florenz, ein dramatisches Gemälde des 15. Jhdts. (Wagner 1808), das weder in Innsbruck, noch in Wien und München aufgefunden werden konnte. Dasselbe Schicksal teilt das historische Schauspiel des P. Benitius Mayr: Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne, wahrscheinlich in der Art der Hormayr'schen Stücke abgefasst und von derselben Tendenz getragen. Dagegen liegt ein drittes Stück von Mayr noch im Innsbrucker Museum: Theodolinde und Autarit. In drei Aufz. Ein originelles historisches Trauerspiel in Prosa, das die Geschichte, wie der Baiernherzog Gori-

[1]) Frankl, Hofer S. XI, urteilt: „Es ist voll drastischer Wirkungen und dürfte etwa unter freiem Himmel von Bauernschauspielern oder Studenten dargestellt, ein echt nationales Schauspiel bieten.“ Die „Bauernschauspieler“ sind für diese getragene Jambentragödie keineswegs notwendig, nicht einmal erwünscht.

bold und der Longobardenkönig Autorit (so!) durch den Frankenkönig Chilperich wegen der versprochenen und verweigerten Hand Theodolindens Krone und Reich verlieren, zu einer möglichst einfachen, gradlinigen, wirksamen dramatischen Handlung gestaltet und die Tochter Goribolds Theodolinde in geistvoller Weise aus der drohenden Politikehe befreit und zu einer Herzensehe hinüberführt. Die gegensätzlichen Charaktere der beiden Herrscher, des alten, milden Goribold und des jugendlichen, kühnleidenschaftlichen Autorit werden knapp, aber sicher und scharf gezeichnet; dazwischen steht die keusche Gestalt Theodolindens mit dem ahnungsreichen Gemüt und dem naturwüchsigen Feinsinn, der auch die verschlungensten Knoten in einfachster Weise entwirrt, dabei jedoch der Leidenschaft, wenn auch der reinsten und edelsten, zugänglich wird. Der weltgewanderte Dietrich von Bern erscheint nur als Begleitfigur, als Rater und Besänftiger Autorits. Die tragische Verschuldung leitet der Dichter aus dem kategorischen Imperativ zur Erfüllung der Berufspflichten ab: die Herrscher dürfen nur Regenten sein und müssen alle persönlichen Neigungen und Wünsche ihrem Berufe opfern, was sie im Drange der Leidenschaft mehr oder weniger vergessen. Wem die scharfe Casuistik der tragischen Verschuldung während des Lesens verborgen bleiben sollte, erhält am Schlusse des Stückes durch ein eigenes Gedicht die Auflösung. Zur Vollstreckung der tragischen Nemesis werden die schlauen, heimtückischen Franken leider zu unvermittelt als deus ex machina eingeführt; auch empfinden wir es als Lücke, dass die germanischen Schwerthelden nicht ihre Kampfesmächtigkeit gegen die Feinde zeigen können, bevor sie vom schweren Schicksal erreicht werden. Die letzten Striche der Katastrophe lässt er den Leser oder Zuschauer selber zeichnen ähnlich wie Scheffel im Ekkehard. Die Sprache ist kräftiger und getragener als im Hofer, der Dialog, stark gedankenhaft zugespitzt, lässt den Professor der Religionsphilosophie erkennen.

Auch das religiöse Drama besitzt einen bedeutenden Vertreter in Andreas Erhard, dem Sohn eines Fuhrmanns in Bozen (geb. 29. I. 1791), der im Convict der Chorherren zu

Wilten erzogen wurde, in Innsbruck studierte, nach Bozen zurückkehrte, dann ins Stift Ettal und von da an das Lyceum in München kam, Lehrer im Hause des Ministers v. Zehntner und Prof. der Philosophie an der Universität München wurde, wo er 1846 als Hofrat starb. 1817 schrieb König Max einen Preis für das beste Schauspiel aus der bair. Geschichte und einen für das beste Festspiel zur Eröffnung seines neuen Theaters aus. Es liefen 37 Schauspiele, darunter Uhlands Ludwig der Baier, und 17 Festspiele ein [1]). Erhard gewann mit seinem „Heimeran“ (gedruckt 1819) den ersten Schauspielpreis, einer breitangelegten Bekehrungstragödie im jambischen Fünffüssler; wichtige Stellen sind mit Reimen, lyrische mit Viertactern oder gar strophischen Gebilden geziert: alle in einer hochbeschwingten Sprache voll lieblicher Kraft, für den dramatischen Fortschritt freilich allzu blumenreich. Da der Blancvers bei des Dichters strenger Auffassung vom Jambus durchweg stumpf schliesst, nötigte er ihn zu verschiedenen Apokopen und Synkopen, die man gern missen möchte. Das Stück ist ganz auf innere Handlung, auf Entfaltung der Charaktere angelegt; die äussere geschieht meist hinter der Scene und ragt nur durch ihre Wirkung herein, gewiss nicht zum Vorteil des Bühnenerfolges, der überdies wiederholt dadurch geschwächt wird, dass Spiel und Gegenspiel nicht gegen einander, sondern an einander vorbeigeführt werden. Dem entsprechend ist auch der Dialog, der selten über den Duolog hinausgeht, breit entfaltet, jeder Übergang sorgfältig beachtet, jeder Gefühlswechsel, jeder Entschluss Schritt für Schritt herausentwickelt, was wieder den dramatischen Gang verlangsamt und der Darstellung mehrfach episches Gepräge verleiht, am meisten da, wo die anstürmenden Avaren zu raschen und starken Taten drängen. Der feine Stimmungsgehalt der Scenen wird durch Resonanz der Natur vermehrt, bis diese im III. Act sogar mithandelnd eintritt. Nach Shakespearischem Muster unterbricht eine komische Scene die tragische Situation. Die Lösung geschieht leider nicht dramatisch, sondern bloss legendarisch: bloss durch ein Wunder

---

[1]) Wihan, Euphorion, Ergänzungsheft V. S. 177.

und nicht durch die das heidnische Reckentum überragende Cultur- und Herzensgewalt des Christentums, wie es der Anlage des Stückes entspräche und im ersten Teil desselben auch schön durchgeführt ist. Doch vielleicht wollte der Dichter gerade durch diese Lösungsart sein Stück als religiöses charakterisieren [1]. — Erhard kann sich kühnlich mit Weissenbach messen: an Glanz der Darstellung übertrifft er ihn und bleibt er diesmal an dramatischer Kraft zurück, so wird das im nächsten Stück, das einige Jahre später entstanden, wett gemacht (vgl. Cap. V, S. 102).

Hier ist auch Johann Rinna R. v. Sarenbach, ein Pustertaler und Cassianeumszögling in Brixen zu nennen (1764 bis 1846), der 1796 beim Ausbruch des Krieges mit einem Gedicht „An die Tiroler“ in Klopstocks Manier hervortrat, dann ein biblisches (?) Drama mit der blasierten Frage des Pilatus „Was ist Wahrheit?“ als Titel dichtete. Es blieb mir unerreichbar Weit verbreitet waren noch die volkstümlichen Passionsspiele, welche in Tirol seit dem 15. Jahrhundert in immer neuen Bearbeitungen bis heute sich fortpflanzten und in unserer Periode namentlich im Inntal: zu Axams, Patsch, Silz u. s. w. aufgeführt wurden. Am meisten Anziehungskraft übte damals die „Schule des Kreuzes, das ist: historische Vorbilder des grossen Opfers auf Golgatha, dargestellt von der Gemeinde Telfs“ (Text von 1814 im hiesigen Museum). Auch Advent- und Herberg-, Weihnacht- und Dreikönigspiele kamen damals noch häufig zur Aufführung, bis die Censurverbote sie mehr oder weniger unterdrückten [2].

Endlich finden wir zu dieser Zeit auch das pädagogische Drama in Tirol stark vertreten, womit man die Erziehung der Volksschule, vereinzelt auch die höherer Unterrichtsanstalten zu fördern suchte. So dichtete Herculan Oberrauch, ein Fran-

---

[1]) Das Exemplar des Heimeran in der hiesigen Universitätsbibliothek war Eigentum von Beda's Freund Schuler, der viele Stellen, die ihm besonders gefielen, angestrichen hat.

[2]) Vgl. oben S. 29, dazu Pichler, Drama des Mas. S. 72 ff., und eine Reihe von Erlässen in der Provinzialgesetzessammlung von Tirol 1816—25.

ziskaner und Universitätsprofessor in Innsbruck, zur Aufführung für seine Theologen kleine Theaterstücke. Die wenigen Versuche an Mittelschulen wollten nicht gedeihen, um so mehr die an Volksschulen. Als Hauptvertreter erscheint der vorzügliche Pädagoge Franz Pöder, einige Jahre älter als Beda (geb. 1779 in Tscherms). Er wurde Priester, nachdem er das Gymnasium in Meran, Philosophie und Theologie in Innsbruck studiert hatte, und widmete seine Tätigkeit der Volksschule. Als ihn 1807 die bair. Regierung als Prof. der Kirchengeschichte nach Trient berief, lehnte er ab, weil er sich vom Schulwesen nicht trennen wollte, wurde dafür zum „Schuldistrictsinspector" im Etschtal ernannt, gründete hier Schulbibliotheken, veranlasste Lehrerconferenzen, wirkte für Pflege und Ausbreitung des Volksgesanges in und ausser der Schule. Er verfasste viele Dramen zur Aufführung von Schülern und verteilte dabei die Rollen nach Fleiss und Fortgang. Eines dieser Stücke gelangte auch zum Druck: „Der Ring oder die Macht der Vorsätze." Schausp. in 5 Aufz. mit Liedern für die Schuljugend (Wagner 1813). Die guten und bösen Kinder werden wirksam contrastiert, auch die feindlichen Brüder, die verständigen und blinden Väter, nur die geliebten Mütter sind durchweg gleich musterhaft. Alle Stände haben ihren Vertreter vom Schäfer bis zum Grafen. Um die Phantasie anzuregen, erscheint das Meer im Hintergrund und ein Stück exotischer Handlung. In jedem Act wird mehr oder weniger gesungen. Alles ist auf Heranbildung edler Charaktereigenschaften angelegt und der kindlichen Fassungskraft angepasst. Ein kundiger und wahrheitsliebender Zeuge, Joseph Rapp, der Geschichtschreiber des Jahres 1809, erzählt in seinem Nekrolog über Pöder, wie diese Schulspiele vom Landvolke mit Beifall aufgenommen worden seien. Grosse Verdienste erwarb sich P. auch durch den Unterricht für Taubstumme und durch die Bemühungen, die Landesvertretung zur Errichtung eines Taubstummeninstituts zu bewegen. Das Inspectorat behielt er noch, als er Pfarrer in Marling und später in Algund wurde, wo er am 31. V. 1825 starb [1]).

---

[1]) Bei tirolischen Schriftstellern, die in Gödeke's Grdr. VI², 656 ff. gänzlich fehlen, streue ich mehr Lebensnachrichten ein, da ich die

Unter dem Einfluss solcher Männer wuchs damals in Tirol das Wohlwollen für die Schule. Kaspar v. Wörndle gründete 1821 den „Kinderfreund für Tirol und Vorarlberg" (der l. Bd. bei Wagner 1823) mit Poesie und Prosa. Der grössere Teil von beiden ist Angeeignetes, der Eigenbau ganz im Stil Gellerts und der älteren Moralisten geraten: sittlich biderb, poetisch mittelmässig; etwas besser sind die Fabeln und kleineren Erzählungen, am besten die eingestreuten volkstümlichen Sprüche.

Dieser Kinderfreund hat uns bereits auf das epische Gebiet hinübergeführt; bevor wir dasselbe betreten, sei im Nachhang zum Drama des berühmten Mimen Franz Feistmantel gedacht, der, 1786 in Innsbruck geboren, seit seinem sechsten Jahre daselbst spielte, bis er vor der bairischen Militäraushebung flüchtete und auf verschiedenen Bühnen namentlich als Komiker viel Beifall erntete (gest. 1857). Ähnliche Erzählungen wie Wörndle im Jugendfreund gab Adalbert Waibel, Franziscaner zu Schwaz[1]), in einem eigenen Buche heraus (Innsbr. 1822): 24 Stücke, durchweg moralisierend, für die Jugend berechnet, schlichtvolkstümlich, meist aus älteren deutschen oder fremdsprachlichen Jugendschriften frei bearbeitet. Origineller sind die poetischen und prosaischen Erzählungen des Josef Ladurner, Benefiziaten in Partschins, die er im Kerker zu Meran und Trient geschrieben, wohin ihn die bairische Regierung wegen Verweigerung der Anerkennung des von ihr eingesetzten Generalvicars gesteckt hatte. Er teilte sie nach Art des Decamerone in Abende ein. Verbreitung konnten sie nicht finden, weil sie im Schreibpult des Verfassers verschlossen blieben.

Zu diesen Jugendschriftstellern gesellen sich drei Dichter, K. Jos. Michaeler, Benitius Mayr und Alois Weissenbach mit idyllischen Dichtungen. Der erste, ein Exjesuit, Professor am Gymnasium zu Hall und Innsbruck, dann hier an der Universität, später Custos an der Wiener Universitätsbibliothek,

---

Ergänzung dieses unentbehrlichen Werkes im Auge behalte. Der sachliche Vorteil mag für die Unebenheit der Darstellung entschädigen.

[1]) Der väterliche Freund Albert Jägers seit 1820.

war seiner Zeit ein bedeutender Gelehrter: er beschäftigte sich mit Studien über Dialekte, die Urbevölkerung Tirols, die alten Classiker, die Geschichte, das Kirchenrecht, die antike Mythologie, gab bereits den „Iwain“ heraus, als „Heldengedicht von Hartmann, der nächst den Zeiten K. Friedrichs des Rotbarts lebte“, mit Erklärungen und einem Wörterbuche; 1801 dichtete er einen „Cleophas, christliches Hirtengedicht in latein. und deutscher Sprache“ (Wien 1801), dessen ich leider in Innsbruck, München und Wien nicht mehr habhaft werden konnte; die lateinischen Muster verrät schon der Titel.

Nach dem deutschen Vorbild der Idyllen von Voss dichtete Ben. Mayr (vgl. oben S. 44) sein Innsbruck in zwei und seine Hala (= Hall) in drei Gesängen, welche „feurige Phantasie“ bekunden, „Gedankenreichtum und gute Hexameter“ besitzen [1]. Ungleich höher steht Weissenbachs (vgl. oben S. 37) „Aigen“ (Salzburg 1817): eine glanzvoll durchgeführte Schilderung jenes Idylls bei Salzburg, das Natur und Fürst Schwarzenberg geschaffen. Überall sieht man das kraftvolle Ringen des Dichters, seine Gesangbilder zum möglichst treuen Abbild der poetisch geschauten Naturbilder zu machen. Er führt vom Sanften zum Wilden, vom Lieblichen zum Schaurigen, vom Kleinen zum Majestätischen; dem entsprechend nehmen seine Gesänge hier mehr idyllischen, dort mehr elegischen, balladenartigen oder odenmässigen Charakter an, wie auch die Versmasse von Distichen bis zu feinen reimreichen Strophen wechseln. Um mehr Lebendigkeit zu erzielen und die Aufmerksamkeit des Lesers um so eher durch das lange Gedicht festzuhalten, verwendet er überreichlich Stilmittel: Ausrufe, Fragen, Selbst- und Zwiegespräche, „lyrische Rätselsprache“ [2]; oder personificiert die Natur, führt sie sprechend ein, beseelt ihre Bilder mit Stimmung,

---

[1]) So urteilt J. V. Zingerle, österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild. Gedruckt 1820 im Tir. Bot. 228 ff., ein Fragment im Ambr. Mayr's Tirol. Dichterbuch S. 55; „Innsbruck“ nur hsftl. verbreitet.

[2]) So nennt er sie selber in der Einl. S. 26: auf Naturgeheimnisse wird zuerst nur unbestimmt hingewiesen, später folgt die Aufhellung.

eröffnet weite Ausblicke von Aigen weg über die Stadt Salzburg, die Berge der Umgebung bis hinein ins Land Tirol:

Strahlende Königin du (die Sonne)! hinein durch die steinerne Pforte!
Dort umglänze ein Volk, wie du nicht viele bescheinst!
Dir ins Angesicht darf es wohl schau'n und darf nicht erröten:
Wert zu wohnen ist es näher dem Himmel und dir!
Hirtlich ist es geblieben und kriegerisch ist es geworden;
Wo es weidet auf Höh'n, hat es auch mutig gekämpft.
O mein Vaterland ists!

Er stellt die Parkanlagen von Aigen nicht als fertig hin, sondern lässt sie vielfach erst vor unseren Augen entstehen, ebenso die Grotten, Brücken und die Häuser in denselben; sogar bei den Bergen deutet er auf die Entstehungsart: „Drohende Riesen sind sie, erstarretes Pathos und Epos, tragische Stellen wohl auch aus dem göttlichen Drama der Urwelt." Er fügt kleine Einzelhandlungen ein (Spaziergang des Fürsten mit Gefolgschaft, Begegnung zweier Schwestern nach schwerer Trennung), ebenso Balladen und Volkssagen. Gleichwohl entspricht der Gesammteindruck nicht den hochgespannten Erwartungen. Mögen auch bei der ersten Vorlesung des Dichters verschiedene dieser 20 Gesänge mit dem „Perlenkranz" der Zuhörertränen geschmückt worden, mögen Einzelheiten von hinreissender Schönheit sein, das Ganze ist ermüdend, weil eine durchgehende Handlung fehlt, welche der grossangelegten Dichtung Hebung und Senkung, Spannung und Einheit geben könnte. Goethe, dessen Vorbild sonst vielfach durchleuchtet, hätte ihm auch hierin Muster sein sollen.

Immerhin ragt diese Dichtung neben Mayrs Idyllen wie ein Berg zwischen Hügeln empor. Aber Mayrs grösste Leistungen liegen auf dem Gebiete der Kanzelberedsamkeit. Was davon nach seinem Tode durch einen Verehrer in 4 Bänden (Wagner 1838—43) herausgegeben wurde, ist nur ein Teil und liefert nur ein schwaches Bild von den Wirkungen, die er mit seinen Predigten erzielte. Man muss einen urteilsfähigen und urteilswilligen Ohrenzeugen darüber vernehmen. Hormayr, der ihn oft in Krieg und Frieden (dreimal zog M. mit den Tirolern ins Feld) gehört, schreibt in seinem Archiv vom 19. X. 27: „Einige

Tausend Predigten hat M. gehalten... Seine Beredsamkeit war die eines grossartigen Naturalisten — um einen Ausdruck der bildenden Kunst in die redende hinüber zu borgen —, eines reichen Gemütes, einer warmen Herzlichkeit und vieler Gegenwart des Geistes, die aus dem Stegreif am glühendsten und am eindringlichsten sprach; nicht scheu vor Vermischung des Ernstes mit Humor, den einen durch den anderen verstärkend, nicht scheu vor plötzlicher greller Beleuchtung und vor scharfen Schlagschatten, nicht scheu vor gewagten Übergängen, vor kühnen Wendungen, vor plötzlichen wie inspirierten Citationen, vor den Waffen einer hohen Ironie und eines edlen Witzes, manchmal unter anscheinender Plattheit des Ausdruckes die niederschmetternde Kraft des Gedankens verbergend, keineswegs immer correct, nichts weniger als ängstlich oder elegant". Zu dieser Stilcharakteristik ergänze man, was Wurzbach (biogr. Lex.) sich über das Äussere des Vortrages melden liess: „Seine starke, wohlklingende Stimme, die ihm in allen Abstufungen mit wunderbarer Beugsamkeit gehorchte, die Leichtigkeit, Kraft und Gemütlichkeit seines Vortrags, die hohe, schöne Gestalt und ein lebendiges Geberdenspiel brachten meist eine magische hinreissende Wirkung hervor." So begreift sich der unermessliche Einfluss, den M. als akademischer Prediger auf Professoren wie auf Studenten, von denen „Hunderte ihm ihre Erziehung und Bildung verdankten" [1]), ausübte. Der akad. Senat setzte dem „berühmten Manne" in der Vorhalle der Jesuitenkirche „trauernd" ein Denkmal. Auch als Festredner war M. gesucht; man vgl. die Gedächtnisrede auf Jellenz (Wagner 1805), die Rede auf die glückliche Wiedervereinigung Tirols mit dem österr. Kaiserstaate (Wagner 1814), auf den Väterbund mit dem Welterlöser (Neuausgabe von Hattler 1896) u. a.

---

[1]) Mayr war auch durch seinen Wohltätigkeitssinn im ganzen Lande bekannt: „Allen Wissenschafts- und Wohltätigkeitsvereinen war er stets eines der ersten Mitglieder" (Hormayr); er unterstützte viele Studenten; bei der Berufswahl holten sie gern seinen Rat ein. „Ich beriet mich bei der Standeswahl mit dem hochgeschätzten Universitätsprediger P. Benitius", schreibt Staffler in seiner Selbstbiographie. Ferd. Zs. III. F. 45, S. 16.

Dasselbe Stilgepräge tragen auch seine religionsphilosophischen Werke: die Betrachtungen über Religion und Kirche (Wagner 1829 aus dem Nachlass); Schule des geistlichen Lebens (neu herausg. Vereinsbuchh. 1896).

Eine verwandte Kraftgestalt war Pater Herculan Oberrauch (vgl. oben S. 33). Hermann v. Gilm hat ihm ein bewunderndes Sonett nachgesungen:

> Soll Stern um Stern am Horizont erbleichen?
> Tritt du heraus aus deinem heitern Tale,
> Um uns die süss'ste Frucht der Ideale,
> Die Liebe mit der Wissenschaft zu reichen!

Er hat vom Anfang an, vielleicht der erste, die nationale Bedeutung der tirol. Befreiungskriege gegen den französischen Welteroberer erkannt und ausgesprochen: „Aufruf an die Deutschen von einem Deutschen" (1796). Er hat sich auch mit Kunsttheorie beschäftigt: „Etwas über Wissenschaften und Künste" (Innsbr. Schiffner 1804): abgerissene Bemerkungen, die am besten sind, wo er über Beredsamkeit spricht; hierin war er eben selber am meisten Künstler; doch fanden seine Predigten nicht den pietätvollen Sammler wie jene Ms., weswegen ihre Wirksamkeit nicht weit über den Tod des Redners (1808) hinausreichte. Am nachhältigsten wirkte er durch „Theon und Amynthas oder Gespräche über Religion und Gerechtigkeit" (4 Bde. in mehreren Auflagen) und durch seine theologia moralis (8 Bde.), welche infolge der Anfeindungen verschiedener Theologenschulen auf den Index gebracht wurde und eine grosse Bücherfehde nach sich zog [1]). Aus der grossen Zahl der anderen Kanzelredner, von denen mehr oder weniger gedruckt wurde, führe ich nur die Namen der bedeutendsten an: Marcus Egle und Alois Röggl, Prälaten von Wilten, Augustin Handle, Abt von Stams und „Generaldirector der tirolischen Gymnasien", Bernhard Galura, später Bischof von Brixen, von dem Predigten und theologische Werke seit 1820 durch den Druck verbreitet wurden.

---

[1]) Biographien über Oberrauch von Nelk, München 1829, und Johann Paul Ehrenberger im Progr. des Bozner Gs. 1861/2.

Mehrere der Dichter, die wir beim Drama und Epos gefunden, erscheinen auch als **Lyriker.** So Weissenbach, Ben. Mayr und Wörndle.

Weissenbach ist Gelegenheitsdichter, aber im guten Sinn des Wortes, denn er singt meist nur bei grossen Begebenheiten, welche den tiefsten Grund der Menschheit aufregen, begeisterte Weihestrophen; vgl. „Das gerettete Tirol"; „Tirols Dank"; „Hymnus an den Frieden"; „Den heiligen Augenblick" und „Den glorreichen" Augenblick (nach der Völkerschlacht bei Leipzig); „Andreas Hofers Schatten", am Huldigungstage, Innsbruck 1816 u. a. Sobald ein patriotisches oder dynastisches [1]) Fest grossen Stils gefeiert wurde, liess sich seine Muse mit einem Hymnus, einer Ode oder Cantate vernehmen, die meist gleich vertont wurden, eine Cant. auch von Beethoven, den er persönlich kannte und mit dem er in Wien öfters verkehrte, wobei sie, da beide schwerhörig waren, durch ihr grosses Geschrei auffielen. Sein Gebiet ist das Erhabene, auf dem ihm bald Klopstock, bald Schiller mehr zum Muster diente; auch an Gleims Grenadierlieder klingt er gelegentlich an (Lied eines alten Grenadiers. Bei der Abreise Erzherzogs Karl). Dass der „brüllende Leu" aber auch das Liebliche und Zierliche zu treffen wusste, beweisen die einfachen, sangbaren Lieder, die er in das Willkomm der Hirten und in die Teutonia eingelegt hat. Er heimste seiner Zeit viel Beifall ein; noch Grillparzer nennt ihn in der Selbstbiographie (Werke XIX^5, S. 69) „einen damals beliebten Dichter."

Mayr ist gleichfalls Gelegenheitsdichter, doch geht sein Schwung nicht so hoch, wie er sich auch mit geringeren Gegenständen begnügt. Bei ihm überwiegt Verstandesmässigkeit und antiker Einfluss, er dichtet geradezu in lateinischer Sprache: Fida natio tirolensis Francisco I. Imperatori liberatori suo (Wagner 1816). Doch das meiste ist deutsche und patriotische Lyrik, deren Grundgedanke am deutlichsten im Lied „Des Tirolers an seinen Kaiser Franz" zum Ausdruck kommt:

---

[1]) Ein paar Gedichte, die bei Gödeke fehlen, in der Fideicommissbibliothek Sr. Majestät des Kaisers.

Was Tirol an seinen Fürsten band,
War keine Kette, die der Krieg zerbricht;
Neue Herren können wohl im Land
Herrschen, aber in den Herzen nicht.

Ähnlich im „Trost an die Tiroler bei der Todtenfeier der österr. Landesmutter“, im „Preislied auf des Landesvaters Bruder.“ Wenn er auch 1809 vorübergehend einen bairischen Fürsten zum Gegenstand seines Gesanges machte, geschah es im Sinne der Versöhnung und des Friedens. So in den „Empfindungen eines Bürgers von Innsbruck bei der Ankunft Sr. k. Hoh. des Kronprinzen von Baiern“:

Und nieder! mit der Scheidwand nieder!
Wo Bruder gegen Bruder stand!
Verkannte, nun versöhnte Brüder,
Nehmt unsre Hand aus seiner (des Prinzen) Hand!

Der Form widmet er nicht viel Sorgfalt; in den Cantaten wechselt er zwischen „Chor“ und „Arien“. Seine Kunstliebe brachte ihn dem akademischen Musikverein nahe, in dessen Namen er wiederholt das Sangeswort ergriff, wie er auch Dilettantentheatern gern beiwohnte und Förderung angedeihen liess. Ein Fräulein Jordan in Meran ehrte er, nachdem sie die Clelia im Medon des Clodius sehr gut gespielt, mit folgenden Versen[1]):

Ich sah's — Du fühltest
Die Rolle, die Du spieltest:
Eh' Du die Clelia von Clodius gelesen,
Bist Du an Herz und Sinn schon lang ihr gleich gewesen.
Bleib Clelia im Schauspiel Deines Lebens,
Fürwahr! Du bist es nicht vergebens;
Du findest Deinen Lohn —
Einen Medon!

Wie hier so nehmen die kleineren Lyrica Ms. gern spruchartige Form an.

Auch Joh. Kaspar v. Wörndle ist bei feierlichen Gelegenheiten mit einem Festgruss zur Hand, versucht sich im Sonett, wo er spielend wird, wendet sich dann dem Epigramm zu: 1816

[1]) In Stafflers Selbstbiographie a. a. O. S. 14.

liess er bei Wagner ein Heft ausgehen mit Sinngedichten in der Art, wie sie um die Mitte des 18. Jhdts. beliebt waren: allgemeine Satire gegen typische Vertreter verschiedener Laster und Gebrechen, welche die traditionellen Renaissançenamen Kleon, Chiron, Mäv, Neran, Mirtil u. s. w. führen. Der Witz ist in der Regel mehr derb als witzig und meist entlehnt, wie der Verf. selber auf dem Titelblatt durch den Zusatz „nach dem Lateinischen, Französischen und Englischen" aufrichtig mitteilt. Sein Eigentum bleibt „das niedliche Gewand": Jamben in schlichter, aber gedrungener Sprache, mit wechselnder Tactzahl und reichem Reimschmuck, oft in Verschlingungen, die sonst nur der liedmässigen Strophe eignen. Ein zweites Heft, das geplant war, scheint nicht vollendet worden zu sein. Dafür dichtete er einen Cyclus geistlicher Lieder: „Das katholische Kirchenjahr", in denen er den Heroismus der Heiligen, ihre „Kämpfe und Tugenden, ihre Leiden und Beispiele" in „ruhiger, einfacher Würde" besingt. Die Handschrift, die schon das Imprimatur der Censur (v. 24. XI. 22) hatte, gelangte aus unbekannten Ursachen nicht zum Drucke [1]). Später wandte sich Wörndle der scherzhaften Muse zu; vgl. unten Cap. V, S. 103.

1801 gaben bei K. J. Weiss in Bozen Franz v. Plattner, Anton v. Remich, Peregrin und Karl v. Menz, Anton v. Daubrawaik, Joseph v. Giovanelli und Marquis v. Chasteler (der spätere Feldmarschallieutenant) ein Heftchen „Gesellschaftsgedichte" heraus [2]), nach gegebenen Endreimen und meist nicht ohne Geschick gemacht. Zur selben Zeit dichtete Johann Wenzel Rautenkranz seine „Poetischen Früchte" (die Einleitung von 1801), denen er bis 1824 mehrere Sammlungen unter wechselndem Titel folgen liess (Verzeichnis bei Gödeke VI², 666 f.). Darin besingt er überwiegend Tiroler- und Schweizerhelden, Fürsten und Fürstinnen, hohe Beamte geistlichen wie weltlichen Standes in und ausser Tirol, oder wählt sich religiöse Stoffe zu Oden, die er dann regelmässig wieder einer angesehenen Persönlichkeit widmet. Zwischendurch streut er

---

[1]) Heinr. v. Wörndle im Tir. Boten 1893, Nr. 264 mit Proben.

[2]) 1836 hat sie Emmert wieder in seinem Almanach abgedruckt.

eine Ballade, ein schäferliches Lied oder ein poetisches Sendschreiben ein, die zur Rast nach den überlangen Oden um so mehr willkommen sind, als die meisten derselben im gleichen Versmass erscheinen. R. ist eine begeisterte fromme Seele, die mit dem Alter immer frömmer wird, so dass sein letztes Bändchen mit Ausnahme zweier Gedichte bloss religiöse Oden und Betrachtungen enthält. Schwung und Empfindung kann man ihm nicht absprechen, auch nicht schöne Bilder, deren Vorrat aber gering ist, was ihn zu häufigen Wiederholungen, gesuchten Wendungen oder prosaischen Flicken nötigt. Er ist durch und durch Klopstocknachahmer und muss damals viel gelesen worden sein; denn eine seiner Sammlungen, der „Blumenstrauss für Musen- und Menschenfreunde“ in 2 Bänden, erreichte in 7 Jahren vier Auflagen.

Sein Gegensatz ist Kasimir Illert, der 1799 „kleine Streifzüge im Gebiete der Musen“ bei Schiffner in Innsbruck herausgab, vorher und nachher verschiedene Gedichte in Zeitungen veröffentlichte: teils Bardenlyrik, teils Anakreontik mit wenig Witz und viel Behagen, auch mancherlei Anzüglichkeiten. Eine Censurmeldung besagt, der Censor, Prof. Ingenuin Koch, habe die unanständigen Gedichte aus dem Manuscripte gestrichen; es ist aber noch genug von dieser Qualität zurückgeblieben.

Auch einer Dichterin begegnen wir am Beginne des 19. Jhdts., die in der Blüte der Jahre vom Tode hinweggerafft wurde. Ihr Bruder, der Jägerhauptmann Franz v. Posch, hat ihre poetischen Früchte herausgegeben: „Gedichte der Karolina Edlen v. Posch“, Verona, Merlo 1800, und sie dem Statthalter von Tirol, Grf. v. Bissingen, gewidmet. Sie waren jedenfalls besser gemeint als getroffen: Inhalt und Ausdruck, Rhythmus und Reim bekunden gleichmässig die Anfängerin; ausserdem hat ein sorgloser italienischer Drucker Grammatik, Rechtschreibung und Interpunction grausam zugerichtet. Will sie ein Hagedornsches Schäferlied singen, gerät sie in unfreiwillige Komik:

Dafnes sass bey dem Feuer,
In ihrer kleinen Hüt
Damet kömmt mit der Leñjer
Und macht ihr dort Visit.

Bei der Ballade verfällt sie in Bänkelsängerton, wozu sie schon die Stoffwahl verleitete: der Tod eines im Innstrom ertrunkenen Husaren z. B. entlockte ihr zwei solche Erzeugnisse. Etwas kräftigere, altvolkstümliche Ausdrucksweise zeigt eine Satire auf einige Adelige, die sich unadelig benommen. Dieses Edelfräulein, das mit Sehnsucht nach ihrer lieben Tiroler Heimat im Herzen auf dem wälschen Kriegsschauplatze starb, mag uns zur Kriegslyrik hinüberführen.

Die Kriegslyrik begleitet den Gang der grossen Zeit, gruppiert sich daher hauptsächlich um das Jahr 1809. Adelige und Bauern, Geistlichkeit und fahrendes Schülertum, Bürger und Gelehrte beteiligten sich an dieser Lyrik, die niederen Stände mehr als die höheren, wie sie auch auf dem Schlachtfelde die Führung hatten und in Treue und Aufopferungsliebe sich hochherziger erzeigten. Dem entsprechend findet man alle Stilarten vertreten vom einfachen Volksliede bis zur Perückenode in deutscher und lateinischer Sprache; man vergleiche beispielsweise das Lied „König Max, du graussigs Mandl" mit Rinna's alkäischen Strophen und Vorhausers lateinischen Versen. Die meisten Gattungen des Trutz-, Aufruf-, Kampf- und Siegesliedes lassen sich nachweisen, voll Roblermut, aber auch voll Rachedurst und Hass gegen die Bedrücker, für die kein Hohn schneidend, ja grob genug erschien; dazu kommen Preisgedichte auf einzelne Persönlichkeiten, die sich bei der Volksbewaffnung oder Volksführung hervorgetan, wie auf A. Hofer, Erzh. Johann, Graf Lehrbach u. a. Auch aus der Erinnerung an 1796 oder gar 1703 holte man sich Kampfesfreudigkeit, wie man jetzt alte Kriegslieder wieder auffrischte, so jenes von Johann Friedrich Primisser „Den Stutzen hear beim Saggara", welches noch 1866 gegen Garibaldi umgesungen wurde. Vergleicht man aber die Kriegslieder aus den Befreiungskämpfen am Beginne des 19. mit denen am Schlusse des 18. Jhdts., ergibt sich ein Rückgang nach Inhalt und Umfang: damals folgte eben den Siegen die Befreiung, diesmal Niederlage und Gewaltunterwerfung[1]).

[1]) Allerdings darf man nicht vergessen, dass bei den Verheerungen von 1809 weniger gedruckt werden konnte und dass von diesen Liedern

Daraus wird auch klar, wie jetzt neben dem patriotischen Kriegsliede sich eine Lyrik mit entgegengesetzter Tendenz entwickeln konnte, welche auf Verherrlichung der bairischen Dynastie und des „neubairischen" Regiments ausgieng. Voran marschiert wieder Petz (s. oben S. 41) mit seiner „Freude der biedern Tiroler bei der allerh. Gegenwart der k. Majestäten von Baiern zu Innsbruck in Neubaiern" und mit seinen „Gefühlen auf den festlichen Einzug des bairischen Kronprinzen und der Kronprinzessin in Innsbruck, mit höchster Genehmigung gesprochen." Ihm folgten Nic. Ferd. Högwein, v. Beck, K. Horst, F. v. Eisank, Ignaz Schmidt u. a., meist Beamte, mit schellenlauten Lobgedichten. Auch die Studenten des Innsbrucker Gymnasiums traten mit einem Heft gedruckter Lieder [1]) in die Öffentlichkeit. „O leihet, Brüder, Musensöhne, vom Pindar, Horaz hohe Töne!" fordert Jos. Seyr seine Commilitonen auf, und Joh. Bapt. Niederstätter, Christ. v. Elzenbaum, Al. Mayrginter, Falkner, Kolb, Jos. v. Klebelsberg, Jos. v. Indermauer, Jos. Haller, Jos. Patsch, Christ. Clehenz leisten mit Oden nach den befingerzeigten Mustern Gefolgschaft, während Anton Petzer sich in einem „Hirtengespräch" versucht. Alles respectable Schülerpensa, offenbar von den bairischen Professoren veranlasst und geleitet, um der Welt zu zeigen, dass die Discipel poetische Muster und metrische Paragraphos wohl einstudiert haben und sich in die neuen Herrscher finden, welche in ihrer gepriesenen Herablassung

Das Tyrol zur Wohnung sich gewählet,
Ein Land von Klippen ganz entstellet.

Auch der „Heilkunde Candidat" J. G. v. Hellrigl liefert in einem eigenen Drucke (Wagner 1808) einen Panegyricus auf

---

die Sammlung keineswegs so eifrig betrieben wurde, wie von jenen aus 1796/7, worüber wir Hörmanns, Feders und Bauers Arbeiten besitzen. Was Gödeke aus 1809 anführt, ist nur ein geringer Teil, der aus dem Bestande des Innsbr. Museums allein reichlich vermehrt werden könnte.

[1]) Ein Exemplar in der Innsbr. Universitätsbibliothek, ohne Druckort und Jahr.

K. Max, den „besten Vater des Vaterlandes", in schwuligen Versen, desgleichen ein „bair. Grenadier" einen „Zuruf an die neugeworbenen Tiroler Soldaten", in dem er den Soldatenstand und den Baiernprinzen als die Blüte desselben preist. Ähnliches taten andere. Das Angezettelte und Gemachte bei diesen Gedichten bezeugt am deutlichsten der Umstand, dass man sie gleich sammelte und als Büchlein druckte, um sie einer weiteren Verbreitung zuzuführen. So kam z. B. 1810 „Der schöne Bund oder Gemälde des festlichen Einzugs ihrer k. Hoh. des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Baiern, Sammlung aller Gesänge, Reden, Volkslieder, welche jene Feierlichkeit schildern, München und Innsbruck" heraus.

Während bairische Professoren und bairisch gesinnte Beamte sich mühten, mit Beihilfe der Lyrik den neuen Patriotismus bei der Jugend „Neubaierns" in den Schwung zu bringen, benützten alttirolische Pädagogen dieselbe poetische Form, um fern von Politik die sittliche und religiöse Erziehung ihrer Schüler zu vertiefen und dauerhafter zu machen. Der beste Vertreter dieser Gruppe ist Johann Evang. Fuhrmann, geb. zu Zirl 1767, gest. als Dechant von Imst 1819. Er widmete seine Sorgfalt besonders den Feiertagsschulen, den „letzten Bildungsanstalten für die ländliche Jugend, hindern viel Böses, stiften viel Gutes." Für diese gestaltete er seine Lehren zu kunstgerechten Reimsprüchlein, denn „oft tut ein einziger kurzer Spruch mehr Wirkung als ein ganzes Buch." Sie wurden begierig auswendig gelernt, mündlich und schriftlich verbreitet. Erst lang nach seinem Tod hat ein Amtsbruder viele derselben verehrungsvoll in einem Bändchen herausgegeben, die nun jedem ein Urteil gestatten [1]). Die Denksprüche sind religiöser oder allgemein ethischer Natur, die meisten davon

---

[1]) Fromme Anmutungen, Denksprüche und Lieder von Joh. Ev. Fuhrmann, Innsbr. Vereinsbuchhandlung 1861. L. Rapp scheint in seinen Bildern aus Tirols Vergangenheit die Sammlung nicht gekannt zu haben; denn bei ihm fehlen viele schöne Sprüche, die hier vorhanden sind, während er andere aus Fuhrmanns Tagebuch bietet, die hier fehlen.

gut, viele gehören zum Besten, was man von dieser Art lesen kann: neben grosser Lebenserfahrung zeichnet sie Humor, Tiefsinn, Schlaghaftigkeit aus: sie konnten ihre Wirkung auf die Jugend unmöglich verfehlen, die er ohne Duckmäuserei zu selbständigen, aufrechten Charakteren heranzubilden suchte:

Den weder Lob noch frecher Tadel,
Nicht niedres Volk noch hoher Adel,
Nicht eitler Dunst von Ehr' und Würde,
Nicht Fleischeslust noch Goldbegierde
Von Recht und Pflicht entrücken kann:
Der ist ein Held, ein Felsenmann.

Man merkt die Neigung zu negativer Fassung und die Freude an Parallelismen, die oft ganze Verse füllen:

Ein frommes Leben hat im Tode noch niemand bereut;
Ein böses Leben hat im Tode noch niemand gefreut.

Die Sprüche erhalten dadurch ein mildes, einschmeichelndes Gepräge und stellen einen angenehmen Wechsel mit den scharf zugespitzten her:

Des Menschen Los ist kämpfen nur
Mit Menschen, sich und der Natur.

Auch in der Art des Rhythmus, in der Zahl der Verse tritt häufig Wechsel ein. Nicht selten greift der sinnige und gelehrte Mann über den Gesichtskreis des Volkes hinaus und in die Gelehrtenwelt hinüber; vgl. „Menschliche Weltkunde“:

Was weiss der Mensch von dieser Welt?
Und sage mir: was weiss er nicht?
Die Farbe, die ins Aug ihm sticht,
Den Laut, der in das Ohr ihm schellt;
Die Wirkung nur, den äussern Schein:
Das weiss der Mensch, doch weiss er nicht
Die innre Kraft, das wahre Sein!

In das Gebiet der Satire gerät er selten; vgl. „Vernunfthelden“:

Sie bauen Kunstsysteme
Ganz wider die Natur
Und stellen Gottes Sonne
Nach ihrer Zimmeruhr!

Ausnahmsweise nur kommt er auf persönliche Satire und streift dabei Politik; vgl. „Den Eroberer“ (Napoleon):

Er lässt die eine Hälfte
Der Menschen massakrieren,
Um noch die andre Hälfte
Despotisch zu regieren!

Die „Lieder“ fallen ab: sie sind didaktisch, verstandesmässig, eigentlich nur zusammengesetzte Sprüche.

An Fuhrmann reiht sich Pöder von selbst an. Er dichtete seinen Schülern nicht bloss Schauspiele (s. oben S. 51), sondern auch Sprüche und Lieder oder entlehnte sie, da er weniger fruchtbar war als Fuhrmann, von anderen Poeten und gab sie 1816 bei Nic. Doll zu Augsburg in zwei Bänden heraus: „Der frohe, singende Christ zu Hause und auf dem Felde. Volkslieder zur Unterhaltung und Erbauung, ein Hausbuch für die christliche Familie und eine Mitgabe für die austretenden Feiertagsschüler.“ Die Zweckbestimmung dieser 458 Gedichte ist hiemit deutlich genug bezeichnet. Der Eigenbau steht hinter den Anleihen zurück, ist trocken, geringwertig; die Texte wurden bekannten Melodien oder solchen in Lindners musikalischem Jugendfreund angepasst.

In ähnlicher Weise dichtete Joseph Zobel (gestorben 1824) Sprüche und Gesänge für die Schule und übersetzte wiederholt die Psalmen in metrischer Form, von denen eine ältere Fassung in den Druck gelangte (Gödeke VI², 660 u. Rapp, culturg. Bilder S. 91), was von den Schulgesängen nicht bekannt ist Später übersetzte J. P. Auer neuerdings die Psalmen und liess sie 1832 bei Wagner drucken. Noch manch anderer Tiroler Lyriker dieser Periode brachte die Früchte seiner Muse nicht in die Öffentlichkeit. So Joseph Ladurner (s. S. 52), Val. Launbacher (Göd. VI, 667), Alexius Mayr, der sich mit seinen derbkomischen Parodien voller Witz, aber ohne Humor, von allen anderen Sangesgenossen drastisch abhebt. Von vielen kennen wir nicht einmal die Namen, nur häufige Liederhandschriften, die noch im Volke umlaufen, weisen auf ihre poetische Tätigkeit, namentlich Kirchenliederbücher, wie ich eines

aus Pustertal (in Brandl-Toblers Archiv 1899, CI, 283 ff.) eingehend besprochen habe [1]).

Eine beliebte Stätte volkstümlicher Lyrik waren endlich die Denksteine und Grabkreuze auf Friedhöfen, wo der stille Fusswanderer heute noch manche Perle auflesen kann. Das hat auch Beda Weber schon gewusst. In seiner Innsbrucker Zeit legte er sich eine Liederhandschrift [2]) an, in die er neben eigenen auch solche Friedhofsgedichte eintrug. Ich setze eines her: „Auf ein Kind“:

Zarte Blumen sinken nieder,
Werden Staub wie dies Gebein:
Doch der Frühling weckt sie wieder,
Und ihr Sterben ist nur Schein.

Damit sind wir aus dem weiten Felde der tirolischen Litteratur zu dem engeren Kreise Beda's und seiner Freunde im Innsbrucker Dichterverein zurückgeführt. Das geschilderte Schrifttum der Heimat hat auf die empfänglichen Jugendgemüter stark eingewirkt, nicht so sehr durch Einzelheiten als

---

[1]) Seitdem sind mir wieder verschiedene in die Hand gekommen. So zwei von Xaver Sailer, Organisten, Mesner und Schullehrer bei St. Jakob im Stanzertal (ist natürlich nur der Sammler): „Normalgesänge“ 1803 und „105 Gesänge sammt den Weisen auf die Muttergottes Maria“ 1805 (im Besitze des Herrn Landesschulinspectors Dr. H. Hausotter). — Ein „Neues Gesangbuch“ mit 83 Liedern von Thomas Purstainer, Vorsinger, 1797 angelegt. Ein anderes „Messgesänge, Festlieder, Litaneien“ wurde 1821 bei Wagner gedruckt. Im Anhange zur Lyrik verzeichne ich die hervorragenderen tirol. Componisten, die teils eigene, teils fremde Lieder vertont haben: Philipp Schmelz, Ignaz und Joseph Alois Ladurner und als den bedeutendsten Johann Bapt. Gänsbacher, der seine Stainergeige hingab, um sich einen Stutzen anschaffen und für Tirols Freiheit kämpfen zu können.

[2]) 1890 vom Herrn Pfarrer Giesen zu Winkel a. Rh. aufgefunden. Die Nachricht davon ist durch viele Zeitungen gegangen. Ich konnte die Hs., welche namentlich für die Chronologie der Beda'schen Gedichte gute Dienste leistet, selber einsehen. Mehrere von den später gedruckten Gedichten erscheinen hier in ältester Gestalt mit vielen Correcturen, gelegentlich auch mit dem Beisatz „Urtext“; einige blieben ungedruckt.

durch die allgemeinen Tendenzen, von denen bloss die neubairischen gänzlich ausgeschlossen blieben. Schon dass die Studenten ihren Verein so sehr auf Poesie anlegten, steht im Zusammenhang mit dem verhältnismässig regen poetischen Leben der Tiroler zu dieser Zeit. Die vielen religiösen und moralisierenden Dichtungen alsdann, besonders die legendarischen und biblischen Lieder beeinflussten alle mehr oder weniger, wurden für einzelne wie Pius Zingerle geradezu bestimmend, selbst Streiter greift nach Legendenstoffen; das Wort „Tugend" erhält in ihren Poesien grosse Bedeutung. Beda besingt seinen Namenspatron: „An den hl. Beda" (ungedruckt in der Liederhs. mit dem Zusatz 1822):

Beda, wenn ich Dein gedenke,
Wird mir wohl ums kranke Herz
Und ich schau empor und lenke
Meine Seele himmelwärts.

Warst ein Mönch in enger Zelle,
Lebtest in der Dunkelheit,
Doch Dein Geist war sonnenhelle
Und Dein Herz war gross und weit.

Heiss umglüht von Kämpferschweisse,
Mutig wie ein junger Leu
Giengst Du auf des Lebens Reise
Manches Abgrunds Nacht vorbei...

Auch weiterhin feiert er nicht den berühmten Kirchenschriftsteller, sondern den einfachen frommen Mönch, von dem er Fürbitte in bedrängter Lage hofft:

Beda, wenn ich zweifelnd wanke
Und mir Kraft und Mut entsinkt,
Wenn ich blind zum Abgrund schwanke
Und kein Sternlein freundlich blinkt:

Wolle Gott durch Deine Bitte
Mir ein naher Helfer sein,
Mich durch der Gefahren Mitte
Leiten und mit Huld erfreu'n...

Die Flicken in den letzten Versen lassen deutlich den Anfänger erkennen. Hieher gehören auch „Die letzten Worte der

Büsserin" (Lieder S. 74) [1]) und „der Abschied" (L. S. 10), den B. beim Eintritt in das Kloster von der Welt genommen hat. Im ersten Teil des Gedichtes malt er sich die Freuden, mit denen die Welt ihm winkt, verlockend aus. Nicht düstere Lebensaussichten sprengen ihn ins Kloster, wie man gesagt hat; im Gegenteil:

Jeder Nerv im Leibe bebet,
Heitres Morgenrot umschwebet
Meine Bahn mit goldnem Licht,
Holde Scham und Liebe weben
Rosen um mein Frühlingsleben;
Doch das Höchste ist es nicht!

Dieses Höchste findet er in der Entsagung alles irdischen Glückes; danach will er streben:

Soll mit saft'gen Lebensmarken
Hoch der Eiche Kraft erstarken,
Trotzt sie kühn dem Waldorkan;
Drum auf rauhen Dornenwegen
Suche kämpfend Gottessegen,
Streb im Sturme bergesan!

Engel schauen vom Sternenlande auf die losgesprengten Bande, die ihn an die irdischen Freuden fesselten;

In der Blüte zarter Jugend
Mit der strengen deutschen Tugend
Tret ich auf den Kampfplatz hin!

Lebet wohl im Tal hienieden,
Lebensfreud' und Himmelsfrieden
Schweb um eure Blütenzeit!
Meine Abschiedszähre fliesset,
Mit dem Hahnenschrei begrüsset
Mich der Kampf der Ewigkeit.

Die patriotischen Dichtungen, Hormayr und die Kriegslyrik lehrten unsere Dichterbündler, ihren vaterländischen Gefühlen auch in der Dichtung Ausdruck geben, besonders B. hat

---

[1]) „Lieder aus Tirol", Stuttgart, Cotta 1842, die ich der Vereinfachung wegen weiterhin nur mit L. und beigesetzter Seitenzahl citiere, der Vermerk „ungedruckt" bezieht sich immer auf ein Gedicht der Giesenhandschrift, wenn nichts anderes angegeben ist.

das mit Eifer und Begeisterung getan; vgl. Hofers Verklärung (L. 218), Gott und Vaterland (L. 223), An mein Vaterland (L. 183), Die Berge der Heimat (L. 204), An den Kronprinzen 1823 (L. 199), Der wahre Traum 1822 (ungedruckt), An Maria Theresia (ungedruckt); Aufruf (ungedruckt), den man geradezu den Kriegsliedern anreihen könnte, denn er fordert von der Tiroler Jugend, sich nach dem Vorbild der Väter zum Kampfe zu rüsten:

Auf! waffne dich, Tirolerjugend,
Mit deiner Väter Heldentugend,
Mit ihrer Seelen Riesenkraft,
Die kühn den Stürmen sich entrafft
Und in der Schlachten grausem Toben
Ihr siegend Haupt emporgehoben.

Unter demselben Einflusse kamen sie dazu, jetzt schon das Studium der Geschichte, Litteratur und Landeskunde Tirols sich zum Ziele zu setzen, das keiner von ihnen so eifrig und beharrlich wie Beda verfolgte. Hormayr hat zuerst auf den Minnesinger Oswald v. Wolkenstein hingewiesen und Gedichte von ihm abgedruckt, B. hat alsbald die Gesammtausgabe dieser Gedichte und die Geschichte des Wolkensteiners in Angriff genommen. Zugleich feierte er Oswald in einem überschwänglichen Lied als Helden, der die Tiroler zum Widerstand gegen die Feinde entflammt, sie „Siegesgesang“ und „seinen Gottesglauben“ lehrt (L. 211). Im Sinne Hormayrs wählte B. auch einen vaterländischen Stoff, die Hocheppaner, zu einem historischen Drama, wie Streiter den Friedels mit der leeren Tasche und Oswalds dramatisierte und Schuler die tirolische Stainersage in einer Erzählung behandelte. Von Hormayr übernahmen sie den Plan, einen neuen Tiroler Musenalmanach zu gründen [1]), der sie durch Jahre beschäftigte, bis die Ausführung endlich gelang. Von Benitius Mayr wurde ihnen die Bardenlyrik nahegebracht, die in mancher seiner Dichtungen anklingt. Seine Theodolinde

[1]) 1813 wurde bei Wagner ein „Innsbrucker Taschenbuch auf das J. 1813“ herausgegeben, das aber nur historische Aufsätze enthält. Ein Exemplar davon in der Meraner Gymnasialbibliothek. Mitteilung des hw. Herrn Prof Dr. Adelgott Schatz in Meran.

z. B. schwärmt von den Barden, und der alte Herzog Goribold wandert selber als Barde, um das Trauerlied vom Untergang seines Geschlechtes zu singen; zweifellos hat er auch in seinen ästhetischen Vorträgen die Schüler auf diese Bahn gewiesen. Erhard führte sie zu Schiller, der eifrig gelesen wurde. B. gieng noch darüber hinaus und studierte auch die Stürmer und Dränger, deren Stil in seinen Jugendbriefen überall zum Vorschein kommt. Weissenbach und Rautenkranz wiesen sie zu Klopstock, dem sie Freundschaftsoden nachsangen, so B. den „Abschied an Edgar" (Lieder 161); „Am Grabe meines Freundes" (ungedruckt). Von Klopstock war es nur ein kleiner Schritt zu seinen Schülern, den Göttinger Hainbündlern, die ihnen, den gleichaltrigen Studenten, besonders zusagten und auch grundsätzlich auf sie einwirkten, so dass sich die Tendenzen aus der Tiroler Litteratur mit jenen der Göttinger mischten. Von ihnen übernahmen sie die Abneigung gegen alles Veraltete und Abgelebte, gegen alles Aristokratische, Bureaukratische und Knechtische sowie den Tyrannenhass [1]), ferner die unbestimmte Freiheitsschwärmerei und eine ebenso allgemeine Begeisterung für Deutschheit. Das ist der neue Einschlag, den sie in die Tiroler Poesie bringen und der von nun an fortwirkt. In Bs. Liedern aus dieser Zeit lässt er sich leicht nachweisen; man vgl. das „Tirolerlied" (L. 215), wo diese charakteristischen Merkmale dicht beisammen stehen:

Auf ragenden Bergen
Wohnet die Freiheit,
Auf heiligen Höhen der Heimatgebirge
Krönt uns die deutsche Treu!

Der deutschen Freiheit und der Tugend
Verschwört sich hier Tirolerjugend
Und rufet Gott zum Zeugen an:
„O Vater: wenn Tyrannenknechte
Verletzen unsre heil'gen Rechte,
So mache blutig unsre Bahn,

[1]) Wenn auch nicht den überspannten der Grafen Stolberg. In einem Briefe vom 17. I. 24 an Beda beruft sich Schuler ausdrücklich auf Hölty, die Stolberg und den ganzen „Göttingerverein." Pichler, öst.-ung. Revue XIII, 22.



Dass kämpfend wir dem Tode fallen,
Dass unsrer Enkel Lieder schallen
Im freierstrittnen Eichenhain!
Lass uns in diesem Erdenleben
Der Volkesfreiheit Zeugnis geben
Und treu ihr noch im Tode sein!"

So ist es auch in anderen Gedichten. Es tritt oft eine merkwürdige Mischung verschiedener Vorbilder zu Tage; man vgl. „Hofers Verklärung" in der ältesten ungedruckten Fassung (bei Giesen):

Begeistrung hat mich dir gesandt,
Vernimm den Barden, Vaterland!
Vom Ortler lass die Flamme lodern,
Dein Hofer kann die Flamme fodern,
Die Sklaven, die im Staube modern,
Im Siegessturme hingerafft,
Sie zeugen dir von Hofers Kraft!

Das klingt einerseits deutlich an Weissenbachs „Hofers Schatten" an, wo Hofer ruft:

Nichts als das eine hab ich noch zu fodern,
Franz! eine Schaufel Erde von Tirol!

Andrerseits springt das Gepräge der Bardenlyrik in die Augen. So lässt er sich auch in der „Muse" (L. 157) zum „Barden" weihen und singt in echter Klopstockart:

Ich flieg empor, vom Zwang entbunden,
In gottgeweihten Seherstunden
Und bade mich in Purpurlicht;
Der Barde kann das Ziel erfliegen,
Kann Pfeil' in ihrem Flug besiegen,
Der weiche Sänger kann es nicht! . . .

Im hochgelegnen Druidenhaine [1])
Bei geistervollem Sternenscheine
Erfüllt sie mich mit Seelenruh
Und führet mir aus fernen Landen
Die Herzen, die sich liebend fanden,
Die liederreichen Freunde zu.

---

[1]) L. 158 steht Drudenhaine, in der 8. Str. noch sinnstörender spiegeln statt siegeln, wie die Giesenhs. richtig liest.

Auch die Innsbrucker Bündler bekränzen ihre Bardenleier, schwören sich Sängertreue, schwärmen fürs deutsche Vaterland, denken an die deutsche Heldenzeit, „wo Irmensäulen Deutsche stellten“, an Hermann und freuen sich deutschen Harfenklangs; denn

Er blicket kühn und schwingt die Flügel,
Fühlt deutsche Kraft, höhnt Zaum und Zügel
Und braust wie Wingolfs Siegsgesang.

Unter allen tirolischen und ferner stehenden Vorbildern, die damals auf B. gewirkt, überwiegt das der Bardenlyrik; sie wird für diese erste Dichtungsperiode um so mehr charakteristisch, als er sie später geflissentlich meidet, sogar nach Möglichkeit herausstreicht, bevor er eines dieser Frühlieder zum Drucke befördert. Dafür will ich statt vieler nur einen Beleg anführen: in der oben ausgehobenen Strophe auf Hofers Verklärung ändert er „den Barden“ in „dein Hochlied“, die „Sklaven“ in die „Knechte“. Statt der Barden treten später Schiller und die Romantiker charakteristisch in den Vordergrund, wie wir sehen werden, wenn wir Beda's Leben und Entwicklung weiter verfolgen.

IV. Seminare, Primiz und Cooperatur 1823—26.

Ungern vertauschte Beda im Herbste 1823 das „naturalistische Leben“ in Innsbruck mit der Enge des Brixner Seminars (S. 18 f.); doch dem harten Muss bequemt sich Will' und Grille! „Mit pochendem Herzen, tiefbekümmert wie verlorne Schlachtschafe krochen wir an den Eisak in die verhängnisvolle Bischofstadt an die Pforten des Seminars. Ach! jener Abend, wo wir Feichtern vorgestellt und überliefert werden sollten, steht mir noch heute lebhaft vor Augen!“ So erzählt er selber (Charb. 124). Die Wirklichkeit enthüllte sich günstiger: Regens Feichter war eine gerade, wohlwollende, heitere Persönlichkeit, die sich in den verflossenen Freiheitskämpfen in mannigfaltiger Weise ausgezeichnet hatte und deshalb von den

Baiern grimmig verfolgt worden war [1]). Trotzdem „dauerte es einige Zeit, bis wir die Scham über unsere Mystification und den Eigensinn unserer weltlichen Gesinnung überwinden konnten.“ Aus dieser Zeit (14. XII. 23) stammt ein Brief Bs. an den Humanitätsprofessor Karlmann Tangel [2]), der damals poetischer Gewissensrat der jungen Tiroler Dichter war, wie es später Schuler, dann Flir und Adolf Pichler wurden: „Die Wirklichkeit enget mich sehr ein; aber das Reich der Ideale ist mein, darin bin ich Kaiser und Papst ohne Beschränkung. In das Gefilde meiner Zauberphantasien und in die Riesenschlösser meiner kühnsten Träume kann der Regens mit seiner hundertjährigen Perücke nicht nur nicht hineinsteigen, sondern er weiss nicht einmal ihr Dasein, und wenn es sein muss, betrüge ich ihn in einer Stunde fünfmal. Hier in Brixen glaubt man allerlei Dinge, von denen Sie schliessen werden, dass ich sie nicht glaube, und Sie sind nicht unrecht daran. Aber dass Sie sich von der Pfaffenstupidität und von dem allerdümmsten Aberglauben der hiesigen Stadt keinen Begriff zu machen im Stande sind, wollen Sie Gott die ganze Zeit Ihres Lebens inbrünstiglich anbeten und lobpreisen. Ich schreibe heute deswegen an Sie, weil Sie als oberster Leiter der Declamationslehre und Übungen von Gott angewiesen sind, die Dichtertalente und jedes kühne Gefühl nicht ohne Aufmunterung zu lassen. . . . Ich habe an Schuler mein Siegesfest geschickt, und wenn es Ihnen nicht wie die Arbeit eines wassersüchtigen Schulmeisters vorkommt, so ist es mir nicht nur höchst angenehm, sondern auch lieb.“ — Wir sehen: wie bisher durchweg so verfolgt B. auch hier in Brixen eine doppelte Aufgabe: neben dem Berufstudium die dichterische Production und diese hauptsächlich, wobei ihn jedoch der Regens behindert, so dass er zur List die Zuflucht nehmen muss wie der junge Schiller einst in der Karlsakademie.

---

[1]) Über ihn Ausführliches von Fr. A. Sinnacher. Brixen 1832.

[2]) Im Innsbrucker Museum, wo auch Bs. Briefe an Schuler sich befinden. Teile davon hat Pichler, Edlingers Litteraturblatt II, 718 ff. Revue XIII, 22 ff., mitgeteilt und Ernst, Gilm 106 ff., mit allerlei Unrichtigkeiten und Verunglimpfungen Bs. wieder abgedruckt.

Zu diesem Brief muss man einen andern halten, den B. einige Monate später an seinen Freund Schuler richtete, welcher im Kloster Fiecht gleichfalls den Habit an-, aber bald wieder ausgezogen hatte. „Brixen, 3. Juli, 11 Uhr nachts, 1824. Herzlieber Freund! Dein Brief ist mir ein gottbegeisterter Fremdling voll glühender Liebe und Freundeskraft aus besseren Welten in meiner dürren Wüste erschienen! O Freund! wie es einem wieder wohltut, die trauliche, herzentquollene Sprache eines Freundes zu vernehmen, dem Gott gleiche Glut der Empfindung und gleichen Adel der für alles Grosse empfänglichen Seele in den Stunden seiner Geburt verlieh! Ja, arbeiten, Freund, arbeiten und streben und ringen nach dem hochfreiherrlichen Ziele, das wir, unabgewendet und unbezwungen von der armseligen Schlechtigkeit des Pöbels in Seide, auf den Bergen schauen, die kein winziger vom Schweiss des Landes bezahlter Censor schaut! An mir fehlt es gewiss nicht, wenn nur Du mir zugetan bleibst mit Liebe und Freundlichkeit. Wir beide allein schreiben ein Taschenbuch, wenn uns auch alle andern verlassen, und singen mit jugendlicher Adlerkraft tausend anderen Taschenbüchern den ephemeren Ruhm herunter. Lieder und Tatkraft habe ich genug, und ein Funke Gottes rein und unbefleckt beseelt mich, den keine menschenfeindliche Pfaffenlist und keine irdische Rücksicht in mir erlöschen kann, der lichterloh und unbezwinglich in mir aufbrennt und meinen Beruf mir laut verkündet. Warum soll ich schweigen? Warum soll ich altern in meiner Jugend? Wenn das Taschenbuch nun einmal beginnt: allerlei Wunderschönes blüht auf meinem Felde. Am 17. August enden die Prüfungen. Darauf werde ich Priester und kein Pfaff und gehe nach Lienz, meine erste Messe zu lesen. Allsogleich nehme ich den ersehnten Wanderstab und gehe über die Gebirge nach Innsbruck und dort reden wir alles ab. Lägen auch 1000 Gebirge dazwischen, nach Innsbruck zu Dir, Dir muss ich, und denken müssen wir Gedanken, wie sie jugendlichen Unsterblichen ziemen. Es ist kein Hindernis zu all dem ganzen Plan, und darauf kannst Du Dich gewiss verlassen. Es ist schon oft in meinem Geiste erfüllt worden und es wirds gewiss: so sagt mein

Genius. Für diesen Augenblick ist in mir alles zwangvoll. Die Prüfungen erschrecken mich nicht, wie ganz natürlich ist. Ich muss aber bei Kraffonara Sachen lesen, die mir in dieser Welt schaden und in der anderen nichts nützen: albernes Gewäsche, dass einem Sehen und Hören vergehen möchte. Ich bin übrigens voll Vaterland und 1000 wunderschöne Gebilde umschweben mich unaufhörlich, so dass ich ihrer nicht los werden kann. Und schreiben muss ich und will! Mein Schauspiel ist und wird sein. Es ist mir nachgegangen und deshalb muss ichs schreiben, und schön wirds einst sein, Dir geweiht in Gott und Vaterland. Aber dazu brauche ich freie Zeit. Die erste soll dazu bestimmt sein. Von Nordlands Wäldern will ichs nehmen und es in deinen Kranz flechten, o liebetrautes, mir unvergessliches Südland. Wenn sie einst auftreten werden auf deiner Burg Hocheppan, Meinhard II. das Buch der Freiheit und des Lebens in seiner Hand und Egno, der letzte Sprössling der Eppaner mit dem Bischofsstab, wenn Du kommen wirst mit Deinem blauen Auge, mit Deiner liebevollen Seele, edler Kuno, Ritter und Sänger, und wenn dann erst ihr kommt an Leib und in der Liebe wie Laura und Philippine, wenn mein Kind geistig wird und deutsch und schaumlos wie der Wein auf jenen Höhen, und Adolf v. Krumbach seinen Kampf nun ausgekämpft hat wie ein Tiroler, der Edelsten Edelster, und der Vorhang fällt, wie wird dann Dir sein, o Vaterland? Klingts kindisch und pfaffenhaft oder hab ich Patent und Stempel? Und schau ich erdwärts? Was brauch ich Regeln? Keine! Ich bin mir selbst Regel und Sänger und Alles! Unlängst las ich im Englischen eine Tragödie: Werner von Byron. Das ist eine Kost! O ihr wassersüchtigen Seminaristen! O schlaft sanft, und keine vaterländischen Gedanken erwecken Euch!“

Mag man beim früheren Schreiben an Tangel manches auf Rechnung einer vorübergehenden, übermütigen Laune setzen, in diesem zu später Nacht hingewühlten Briefe stehen sicher einige bemerkenswerte Selbstbekenntnisse. Wie es überschäumt und gärt in der Seele dieses jungen Mannes! Wie ist seine Brust geschwellt von Kraftgefühl und Zukunftshoffnung! In

beiden Briefen beginnt er mit Schmerzenslauten über Vereinsamung, Beengung, äussere Gebundenheit. Wie alle hervorragenden, besonders dichterischen Talente wird auch B. beherrscht von einem unbezähmbaren Verlangen nach ungestörter Entwicklung seiner Individualität; noch im Vorwort zu seinen Predigten (1851) beklagt er, dass er „auf den Bänken der Schule zuviel gelitten habe unter den Versuchen, die menschlichen Eigentümlichkeiten zur Einförmigkeit und zum Handwerksgriffe abzuschleifen.“ Schwer bedrückt ihn der Mangel gleichgesinnter Freunde mit Glut der Empfindung und Geistesadel, die neben der Fachwissenschaft auch noch lebendiges Interesse für Litteratur im allgemeinen und Poesie im besondern besässen; denn danach strebt er ohne Scrupel und Zweifel, weil er mit grosser Lust die Begabung in sich fühlt und daraus den Beruf dazu ableitet. Das Reich der Dichtung ist ihm eine edlere, höhere Welt, von der er bedauernd auf seine Seminargenossen, denen der Schwung seiner Phantasie fehlt, niederschaut und sich mit Geistesergrimmung gegen jene kehrt, von denen er eine Störung in diesem Reiche fürchtet, seien es nun der Censor oder der Regens oder andere Träger der „Pfaffenlist“ und „irdischen Rücksicht.“ Von seiner Phantasiehöhe aus erscheint ihm manches in der Theologie öde, unnütz, schädlich, poesieverderblich. Er dürstet nach litterarischer Betätigung, will sich mit den Tagesgrössen messen; denn ihm blühen Lieder, und der Plan eines historischen Drama's nimmt ihn gefangen. Es muss ein Ritterstück nach Art des Goethischen Götz gewesen sein mit vaterländischem Stoffe [1]), bei dem er wie die Stürmer und Dränger alle Regeln verschmähte. Von den angezogenen Liedern kennen wir nur eines mit Sicherheit: „An den Fürstbischof“, das den Brixner Bischof Karl Grafen v. Lodron verherrlicht, der das Priesterhaus und andere Bauten, die unter den Baiern vernächlässigt worden, wieder hergestellt hatte:

---

[1]) Erhalten ist davon nichts. Die Angabe in der Litteraturgeschichte von Kurz IV, 491, Beda habe in einem Spartakus den „fruchtbaren Stoff glücklich behandelt“, ist unrichtig und vielleicht durch das Bekanntwerden dieses Planes entstanden.

Auf unsren Bergen schallen Lieder
Und rosig glüht der Freude Strahl,
Die Zeit des Segens kehret wieder
Und jubelnd hörts das Hirtental:
Des Glaubens Siegesfahne winket,
Der Täuschung Nebelschleier sinket
Und neues Frührot bricht hervor;
Was uns der Sturm der Zeit entrissen,
Steigt aus des Wahnes Finsternissen
Wie Phönix aus der Asch' empor ....

Heil Dir im Festschmuck, Überwinder,
O Fürst und Vater Deiner Kinder,
Sei uns am Sühnaltar gegrüsst!
Der Herr hat Dich, vom Volk umringet,
Mit frischer Adlerkraft verjünget
Und Deine Leiden Dir versüsst:
Du opfertest mit reinem Streben
Fürs Heiligtum Dein Priesterleben
Im Sturm der Zeiten frei und kühn
Und hast nun endlich ausgelitten;
Die Friedenspalme ist erstritten
Und alles Drangsal ist dahin.

Nur in der Giesenhs. überliefert mit dem Beisatz: 25. Dez. 1823. Unter dem Siegeslied, das er an Tangel gesendet, ist wahrscheinlich „der Toast“, wie nun der Titel lautet (L. 166), zu verstehen, den B. in Erinnerung an die sieghafte Völkerschlacht bei Leipzig gedichtet hat, ein festliches Gesellschaftslied wie Schillers Hymnus An die Freude, der mehrfach anklingt, obgleich das Gesammtgepräge der Bardenlyrik angehört:

Trinkt den Trunk der Bundesweihe,
Hebt zum Schwur die deutsche Hand
Und beschwört die Todestreue
Dem befreiten Vaterland!

Klinget an dem Weltengeiste,
Der im Sturm der heissen Schlacht
Donnernd um die Berge kreiste
Im Gewande schwarzer Nacht! ...

Klinget an dem Heimatlande,
Das zur Freiheit uns erzog!
Jedem Knechte Schmach und Schande,
Der ins Joch den Nacken bog! ...

Im weiteren toastet er auf die edlen Frauen, auf alle Freie, auf die unbescholtene Rosensitte und auf starken Bardengesang.

Alle Lieder, die in dieser Brixner Heimlichkeit entstanden, sollte der Musenalmanach, welcher unserem B. sehr anliegt, in die Welt tragen; er will zu Schuler nach Innsbruck, um den Plan genau zu besprechen und vorzubereiten. Die beiden erscheinen jetzt allein noch als Träger des Unternehmens, B. überdies als die treibende Kraft, die der weiche Johannes hier wie überall notwendig brauchte. Allein bis zur Durchführung vergiengen noch drei Jahre. Inzwischen öffnete sich den jungen Dichtern eine andere Zufluchtstätte. 1821 hatte C. Schumacher (Wagner) den „Nationalkalender für Tirol und Vorarlberg“ gegründet. Neben kleineren Erzählungen didaktischer Artung[1]) brachte er jährlich eine Reihe von epischen und lyrischen Erzeugnissen, deren Dichter sich leider nur mit einzelnen Buchstaben unterzeichneten; der erste, der mit vollem Namen hervortrat, war Beda Weber, welcher im Jahrgang 1824 drei, in dem von 1825 ebensoviele, in dem von 1826 vier Lyrica mitteilte; davon sind die meisten schon früher entstanden; vgl. die Muse S. 71, die vier ersten von den patriotischen Gesängen S. 69, Oswald S. 69, die Büsserin S. 67, Tirolerlied S. 70. Neu kommen hinzu Dädalos und Othmar. Den „Dädalos“ (L. 190), macht B. aus dem Stoff der antiken Sage zu einem Urbild der Heimatsliebe, die ihn aus der Kreta'schen Knechtschaft des Minos nach Griechenland zieht:

Minos, Minos, wahnsinntrunken
Wähnest du den Götterfunken
Schwach wie trübes Erdenlicht?
Nationen magst du richten
Und den Zwist der Welten schlichten,
Nur die Liebe meistre nicht!

---

[1]) 1821 Der Lindenbauer, ein goldner Spiegel f. d. liebe Landvolk; 1822 Rupert und Maria, ein Muster ländlicher Haushaltung, in einer Reihe von Fortsetzungen durch die folgenden Jahrgänge. 1827 gieng dieser Kalender ein. 1846 erschien er in neuer Gestalt, die geringen Wert besitzt, weil das litterarische Beiwerk fehlt.

Nach Art von Schillers Hero und Leander angelegt, jedoch wird die Rettungshandlung neben der breit ausgesprochenen Sehnsucht nach der Heimat mehr angedeutet als ausgeführt, so dass statt einer Romanze nur ein lyrischer Monolog zum Vorschein kommt. Besser gelang ihm „Othmars Lied nach dem Siege des Marius bei Verona“ (L. 187). Die Tendenzen der Göttinger wettern kräftig durch die sechs Strophen dieses Bardenliedes. Zwar — führt er aus — sind die Deutschen in blutiger Schlacht geschlagen worden, aber es war Roms letzter Sieg; denn

Noch steht der deutsche Eichenhain,
Schliesst Helden noch und Barden ein.
Die Rache von den deutschen Eichen
Wird Alpenhochgewittern gleichen,
Im Siegessturme dich erreichen
Und, ob der Menscheit Schmach entbrannt [1]),
Mit hochgehobner, starker Hand
An deiner Tiber stolzen Wogen
Zerschmettern deine Siegesbogen!

Als seherischer Barde malt er weiter, wie die Deutschen einst mit dem Schlachtruf „Tod oder Sieg ist deutsche Treue“ hinunterziehen und die Siebenhügelstadt in Trümmer werfen, die dann allen Tyrannen zum ewigen Wahrzeichen dienen werden.

Die beiden Briefe enthalten aber noch ein paar Äusserungen, die aus dem Munde eines Seminaristen jedenfalls unerwartet kommen. Aus dem ganzen Ton derselben spricht Oppositionslust und das Selbstgefühl des Aufgeklärten gegenüber den beschränkten Ansichten und Verhältnissen in Brixen, wo „Pfaffenstupidität“, „Pfaffenlist“ und der „allerdümmste Aberglaube“ zu finden sind. Auch in anderen Briefen Bs. der folgenden Jahre werden wir dem Wort „Pfaffe“ noch öfter begegnen [2]). Man hat daraus starke Vorwürfe gegen B. geschmiedet, indem man dies Wort im niedrigen Sinne als Beschimpfung

---

[1]) Schmach der Menschheit, weil sie so lange Roms, der „Welttyrannin“, Joch getragen.

[2]) Man braucht nur die Briefe durchzulesen, die Steub in seinem Sängerkrieg S. 209—327 abgedruckt hat.

der Geistlichkeit überhaupt auffasste und in seiner Stellung als Priester und in seinem Spott über die Priester einen schreienden Widerspruch fand, der zur Annahme nötige, dass er ein Heuchler und innerlich gar kein Priester gewesen, dem nur vertrauten Freunden gegenüber in unbewachter Stunde die Wahrheit entfahren sei. Allein das widerspricht dem ganzen Wesen Bs., der sonst seine Meinung, meist scharf wie ein schneidiges Schwert, mehr als notwendig offen getragen, und damit oft rücksichtslos gegen Freund und Feind losgefahren ist, wie wir noch vielmal genug beobachten werden. Ferner lässt der Ausspruch: „Dann werde ich Priester und kein Pfaffe“, gar keinen Zweifel darüber, wie er verstanden sein will. Es hat immer Priester und Pfaffen gegeben, daher gewiss auch zu seiner Zeit: er scheidet zwischen beiden, indem er diese abwehrt und jene hochhält. Die tiefere Frage ist nun: wo zieht er die Scheidelinie zwischen beiden? Um sie annähernd zu bestimmen, müssen wir den Blick über alle Jugendäusserungen Bs. ausdehnen; später verrücken sich allmählich die Grenzen.

Was ihm zunächst und schon hier in den beiden Briefen an den Pfaffen missfällt, ist ihre Unkenntnis und Gleichgiltigkeit in litterarischen, ihr Stumpfsinn in poetischen Dingen. Bezeichnend hiefür ist auch, wie B. später das Zimmer eines musterhaften Dorfcaplans schildert (Charb. S. 82): neben den Porträten von Fürsten und Päpsten hiengen auch die Schillers und Goethe's . . . „er ward deshalb oft missverstanden und getadelt von Amtsbrüdern, die besser von ihm gelernt hätten.“ In gleicher Weise beklagt er bei jeder Gelegenheit ihr Abschliessen von den grossen Bewegungen in Welt und Wissenschaft. Sein Ideal gieng auf eine grosse, freie Weltbildung, auf Vertrautheit mit allen Zweigen menschlichen Wissens, auf die Pflege „der Heiligtümer des höheren Menschenlebens“ (Brief v. 28. VIII. 33 an Streiter); daher hat er sich in Litteratur und Wissenschaft so eifrig umgetan, den grössten Teil seines Geldes in Buchhandlungen getragen oder auf Studienreisen verwendet, hat die Litteratur, die Politik in einem Umfang studiert, die uns heute noch Staunen abnötigt; am 6. IV. 32 schreibt er an seinen Freund Schuler: „Es begibt sich wenig in der

Welt, was ich nicht mitdenke, mitempfinde, sei es politisch, sei es religiös, und an Rückschritt ist nicht zu denken." Im Essay über Feichter (Charb. 132) warnt er „vor Einseitigkeit in der priesterlichen Ausbildung, die der priesterlichen Wirksamkeit besonders in den Kreisen der grossen Welt sehr ungünstig werden muss"; er fordert von den Priestern „geistiges Übergewicht, das erst die Empfänglichkeit herstellen soll für den Unterricht in der Tugend und Gottesfurcht." Davon blieben die „Pfaffen" natürlich himmelweit entfernt. Er hasste dann das dolce far niente, ebenso die „faulen, geistlichen Titelträger"; sein bekannter Leibspruch führte nach entgegengesetzter Richtung: „Rastlose Tätigkeit allein ist Leben und begründet Leben. Gott sei darin unser Vorbild, die einzige Quelle der guten Tat und des gesunden Lebens." Er war allem Philisterhaften, aller Duckmäuserei abgeneigt (vgl. Charb. S. 124), bemühte sich redlich um Weltläufigkeit und widmete auch seiner äusseren Erscheinung die notwendige Sorgfalt[1]), ungeachtet ihm das gelegentlich als sündige Hoffart ausgelegt wurde von Standesgenossen, „den dickköpfigen Knödelfressern ohne Geschick und Anmut und ohne Bewältigung dessen, was die Welt ausmacht; daher schaut man noch immer auf mich und bin (in deren Augen) doch ein Kind des Teufels" (an Schuler 24. I. 42). Er verkehrte auch unbefangen mit Leuten anderer Meinung und anderen Glaubens; so wurde er z. B. ein Freund Friedr. Lentners, nahm Steub bei seiner Ankunft in Meran 1842 wohlwollend auf, der in Rückblick auf jene Zeit folgende Schilderung entwirft (Skr. S. 16): „Unter den kleinen und grossen Männern der Stadt Meran nahm B. damals unbestritten den ersten Rang ein. Die gebildeten Weltkinder aus dem protestantischen Norden fanden es sehr wunderlich, dass ein Mönch im finstern Etschland nicht allein Verse machte, sondern auch Bücher schrieb, und sie nahmen ihn daher gern in Augenschein." Er war ein Gegner der Absperrung Tirols von fremden Einflüssen und sagte, wie wir weiter unten hören werden, schon frühe

[1]) Vgl. Steub im Sängerkrieg (hinfür nur mehr als Skr. citiert) S. 21.

voraus, wie vergeblich man sich gegen das damals beginnende Fremdenwesen stemme. Die Zukunft hat ihm recht gegeben. Damit übereinstimmend waren seine Ansichten in Glaubensdingen. Ihm schien die Glaubenskraft gering, die sich nur in ängstlicher Abschliessung behaupten kann; als richtige Glaubensfestigkeit galt ihm jene, die sich bewährt „in den Fluten vielgestaltiger Erlebnisse, im grauenvollen Gewühl neidischer Zweifel, unter der schweren Wucht des ruchlosen Beispiels", ja sogar die „Andacht, pflegte er zu sagen, wohnt nicht in einem leeren Fasse." Er blickte scheel auf alles Abergläubische und Wundersüchtige, wie er es an zweifelhaften oder unechten Andachtsgegenständen des Volkes in Stadt und Dorf oft genug, von „Pfaffen" gefördert, beobachtete, und bedauerte veraltetes kirchliches Ceremonienwesen. In diesem Punkte gieng er sehr weit. Sein schärfstes und ausgreifendstes Urteil darüber findet sich im Brief an Schuler vom 6. IV. 32: „Ein Hauptgebrechen des Katholicismus liegt in den abgenutzten Formen uralter Kirchlichkeit, die ihren Zweck längst erfüllt hat, von der gleichwohl die zahlreichen Gänser die Rettung des Capitols erwarten und das morsche Brettergerüste sorgsam pflegen und von demselben den Völkern zeigen wollen, wie die himmlische Wahrheit gestaltet ist. Aber die Übersichtigkeit der Völker hat aufgehört, sie wollen kein Passionsgerüste, keine Spektakel mehr, sie sehen natürlich vor sich hin und spotten der Mummerei. Die verdammten Schullehrer sind schuld daran, Joseph und Theresia mit ihrem Normalschulplan, mit ihrem Religionsunterricht" [1]). Es war von demselben Gesichtspunkt aus gedacht, wenn er in den Charb. S. 188 drucken liess: „Dem wahren Katholiken liegt die Pflicht ob, die Klosterstiftungen mit den Bedürfnissen der Gegenwart in Einklang zu bringen", und (ebda. S. 185) sich

---

[1]) Einen nahen Verwandten in dieser Ansicht hatte B. an Flir, der etwas später (Briefe S. 169) schreibt: „Ich bekenne Dir, dass ich den einfachsten, historisch begründeten Christusglauben in mir nähre, dass ich ihm durch eigenes Denken da und dort eine Aufhellung abzugewinnen strebe, aber noch weit mehr alles Vernunftwidrige, Verknöcherte, Missbräuchliche vom Heiligen auszuscheiden und ihm ferne zu erhalten trachte."

tröstete, dass es heute keine Grafen und Barone mehr gibt, die Klöster stiften; „die katholische Kirche beklagt es auch nicht, sie vertraut dem Geiste, der in ihr atmet, ihrer Lebenskraft, die neue Gestaltungen für neue Zeitbedürfnisse schafft.“ Aus demselben Grunde brachte ihn gelegentlich auch das Legendenwesen, das fortwährende Aufhäufen frommer Sagen in Harnisch, am meisten in jenem grimmen Briefe von 1842: „Auch gute Kräfte verdummen im ewigen Gerede des hl. Benedict, der im Grunde nichts anderes war, als ein entlaufener, liederlicher Student, der in spätern Zeiten nach langem Wurzelfrasse tölpische Laienbrüder zu Holzhackern umgebildet hat.“ Wie er unter dem Einfluss der Göttinger allem Aristokratenwesen abhold würde, so wollte er auch die geistlichen Fürsten nicht als „Aristokraten“, wie er sich ausdrückt, d. h. als weltliche Herrscher sehen; in seinem Buche über Oswald und Friedrich zeigte er an den Bischöfen von Trient die mannigfaltigen Übel, die aus solch weltlicher Herrschaft für geistliche Oberbehörden entspringen; damit übereinstimmend tadelt er im Briefe vom 6. IV. 32 „den Aristokratenthum der Oberpriester und Pfaffen.“ Folgerichtig war er auch ein Gegner der weltlichen Herrschaft des Papstes. Die Kirche war ihm kein weltlicher, sondern nur ein Gottesstaat. Um so kräftiger betonte er aber auch die Notwendigkeit der priesterlichen Unabhängigkeit von den weltlichen Herrschern, woran es leider oft gefehlt habe: „Geschmitzte Despoten haben sie (die Priester) seit Jahrhunderten benützt, die Landesfreiheiten zu zerdrücken, das Volk in Stupidität einzuwiegen, standesherrliche Besitzer an die Hoftugenden zu gewöhnen ... die Priester tragen das Salböl, die Wunden der Bajonnette zu betröpfeln, und die Heiltropfen werden zum Pfaffengifte für Geradsinn, Recht und Freiheit. Nun lese ich in den Büchern kluger Männer in den ersten Jahrhunderten, dass der Priester Priester und nichts weiter sein soll, kein Hoftheologiemacher, kein Knecht der Tyrannei, kein Maulaffe, wie sie aus den Seminarien hervorkriechen, wie es der helle Tag beleuchtet, wies der Redliche mit Händen greift und bejammert. Die Religion muss mit ihren Dienern frei sein, unabhängig von Amt, Stelle, Hofgunst, Gleisnerei. Ohne diese Emancipation

ist an keine Reform der Kirchlichkeit, an keine hierarchische Wiedergeburt zu denken. Es gibt nichts Verstockteres als einen Aristokraten, und die heutige Kirche ists, wie sie es nur sein kann. Diese aristokratische Verstockung muss gebrochen, der Priester muss unser einer, er muss ein Mann des Volkes werden" (6. IV. 32). Um den Masstab für Bs. Beurteilung dieser Dinge innerhalb des Katholicismus nicht zu verlieren, muss man auch hören, wie er zur selben Zeit über Protestantismus[1]) und Calvinismus urteilt. „Wer als deutscher Geist das Mittelalter an den Quellen studiert und mit seinem unerschöpflichen Reichtume vertraut worden ist, der kann die Reformation nicht anders als mit der tiefsten Verachtung anschauen, die alles das bis auf die Wurzel zerstört hat. Die Emancipation der Geister, woran mir allerdings sehr viel liegt und die man so gern der abscheulichen Lutheriade auf die Rechnung schreibt, wäre ohne sie um drei Jahrhundert früher ans Licht gekommen. Erasmus ist noch immer weit freisinniger als all das hosenlose Gesindel. Ich will ein deutsches Reich ohne 38 Civillisten und Herrscherlinge und einen deutschen König; ich will den ganzen heiligen Lieder- und Lebensfrühling, der in den Nibelungen, dem Heldenbuche, dem Tristan und den Minnesängern aufgeblüht; ich will die andächtige, gottesherrliche Kunst in Münstern und Gemälden — ach, nur in wenigen Resten dem bilderstürmenden Luthertum entgangen! — ich will das warme, offene, herzinnige deutsche Leben und Weben, ohne die greuliche Heuchelei der falschen Sittenstrenge, nach Johannes Narriskus mit Recht nicht bloss einem schwarzen lutherischen Gebetbucheinband ähnlich, sondern seines Geistes Kind. Die lutherische Toleranz, die lutherische Poesie, die lutherische Wissenschaft, die Beyrer nicht kennt und doch hoch anrühmt[2]), ist mir als das allein Heilige ein Greuel und nur soviel wert, als Deutsches und Gutes daran ist. Man muss nicht alle Zufälligkeiten

---

[1]) In einem Brief an Schuler, der undatiert, aber 1833 oder 34 entstanden ist (teilweiser Abdruck bei Pichler, Edlingers Littbl. II. 219 f.).

[2]) Der Brief ist zugleich eine Streitschrift gegen Freund Beyrer, der das Luthertum verteidigt hatte.

der Zeit, alle gewaltigen Riesenschritte des ungebändigten Menschengeistes dem niederträchtigen Lutherthum (diesem ganz undeutschen, bengelhaften, negierenden Zerrbild) aufrechnen. Den Papst und seine Pfaffen mag ich auch nicht; dazu brauche ich aber kein Luthertum, ich habe an Konstanz, Basel und Ems genug. Und mich vom Christentum, ohne das Deutschheit und deutsches Reich unmöglich ist, durch lutherische Pastoren absolvieren zu lassen, dazu habe ich zuviel deutschen Stolz und herzinnige Gotteslust in der freien Seele. Und unsere romanlesenden Katholiken ohne tiefere Kunde des Lebens und der Geschichte, demütig hinüberschmachtend nach den Wachsfrüchten lutherischer Christbäume, diese Ehebrecher [1]) soll ich achten"? — Über die Calvinisten urteilt der junge Allerweltskritiker am 12. VIII. 30 mehr äusserlich nach dem blossen Augenschein, den er während eines Aufenthaltes in Engadin genommen hatte: „Das Volk ist sehr gutmütig; die Religion ist kalvinistischer D * * * und genügt ihnen selbst nicht recht. Ich bin nie unduldsam gewesen, aber nicht sagen und aussprechen kann ichs, wie schmerzlich mir beim Anblicke des gehudelten Volkes gewesen. Ihre Pfaffen sind Leute wie Metzger und Hausknechte in Bozen, breit und ungeberdig, dumm und anmasslich, wohlberitten auf dem Rücken des unwissenden Haufens. Ihre Kirchen sind herzzerreissend; von aussen haben sie Farbe und Gestalt der katholischen Vorzeit, von innen stellen sie eine unreine, verdammte Garküche auf den römischen Dörfern vor. Das türkische Fatum ist allgemein herrschend; fliesst das Wasser nicht von selbst in die Wiesen, so mag es ungeschoren niederstürzen in die Wogen des Inns. Alles lässt man wachsen, wies der Natur gefällt, und an Ausbildung und Verschönerung der Producte sowie des Lebens ist gar nicht zu denken. Viele Besitzer sind sehr reich, aber ein

[1]) Sie brechen die Ehe mit ihrer Kirche. Dieser Brief, den Ernst, Gilm 110 f., nicht selbst gesehen, sondern nur aus Pichler abgeschrieben, soweit derselbe ihn mitgeteilt, hat ihn zu heftigen Verunglimpfungen Bs. verleitet. Wenn B. über den Katholicismus seine Meinung sagen darf, wird er sie wohl auch über das Luthertum sagen dürfen? Der folgende Brief im Skr. S. 222 f.

hässlicher ausgehungerter Geiz schleicht wie ein Wolf um all ihr Trachten und Treiben. Eine unaussprechliche Wehmut, eine Traurigkeit wie über den Tod der Geliebtesten liegt auf dem Gesichte der Bewohner, schwimmt in ihrem freudelosen Auge. Eine auf den ersten Anblick kenntliche Scheidegrenze ist zwischen Katholiken und Calvinisten gezogen. Die erstern haben die helle Freude und einen unversieglichen Frohsinn zum Erbteil, die letztern sind die Herren des Erdreichs und haben keine Hoffnung, die zum Himmel schaut und vertrauen darf."

Um die schneidende Schärfe, die durch all diese Briefe zieht, zu erklären, muss darauf hingewiesen werden, dass es sich meist um eine Polemik zwischen den Freunden handelte und dass sie in jenen Jahren vorsätzlich darauf ausgiengen, sich möglichst stark auszudrücken, um dadurch ihren Gegensatz zu allem Diplomaten-, Zopf- und Formwesen, zur conventionellen Verlogenheit zu bekunden. Beweis dessen sind die meisten ihrer Jugendbriefe, von denen ich nur ein paar Belege aushebe. Am 27. V. 31 fordert B. Streiter auf, an Schuler ein Mahnschreiben zu senden: „Machs nur recht giftig; ich kann das höllische Zeug nicht ausstehen"; am 13. VI. 31 lässt er durch denselben dem Freunde Schuler sagen: „Er sei vor Gott und allen Heiligen verflucht, wenn er sein höfelndes Windleben nicht ändere"; am 27. V. 31 redet er Streiter selbst folgendermassen an: „Ich kann nicht begreifen, wie Du so verstockt, stöckisch und besessen sein kannst. Mach das Ding anders, wo möglich besser", und auf Freund Schuler übergehend, fährt er fort: „Es ist ein grosses Unglück, wenn man gar keinen Charakter hat und die Eselsohren nach allen vier Weltgegenden ausstreckt, um allen zu gefallen. Du bist auch nicht viel besser, das muss ich Dir sagen." Am 28. VIII. 33 sendet er an Schuler den Gruss: „Grüsse mir Deine Frau und lebe recht glücklich voll unbändigen Trotzes und Ingrimms gegen die bodenlose Dummheit dieser Welt." Wenn der sanftere Schuler einmal an B. und Streiter einen gemeinsamen Brief richtet, wählt er die bezeichnende Überschrift: „An die Ungestümen und Trotzigen" (8. VII. 34). Mit welcher Inbrunst hegen Dichter gewöhnlich ihre poetischen Frischgeburten; B. aber meldet

an Streiter am 27. XII. 30: „Ich habe etwas gedichtet, ein Lied, oder was der D * * * ist.“ Am 8. X. 38 ist er sogar „ein klein wenig stolz auf den Vorwurf, dass er alles auf die äusserste Schneide stelle“. Das war natürlich durchweg in camera caritatis; der Welt gegenüber wusste man, was sich geziemt. Aber auch die früher besprochenen scharfen Briefstellen waren nur für Freundesaugen berechnet und fordern daher dieselbe mildere Beurteilung [1]). Gleichwohl dürfte bei ein paar Stellen, die leicht übel gedeutet werden können, das Missbehagen nicht völlig schwinden. Wir besitzen jedoch noch einen Brief Bs. an Schuler vom 28. I. 34. Dieser hatte Bs. Äusserungen ins Radicalere weiter gebildet, was B. bewog, ihm einen Dämpfer aufzusetzen und sich näher zu erklären: „Dass alle Adelsrechte durch Gewalt, alle Besitztümer der Geistlichkeit aus gestohlenen Gütern enstanden, wirst Du wohl selber kaum glauben. Wer in der Geschichte diese Wahrheit finden wollte, möchte sich sehr betrügen; ich wenigstens finde sie gewiss darin nicht“ ... Auch die Rechte der Aristokratie verteidigt er aus der Geschichte, setzt jedoch hinzu: „Trotzdem sollen sie abgetan werden, aber nicht auf dem Wege des Raubes und der Pöbelgewalt.“ Dann verweist er darauf, dass die weltliche Macht des Papstes auch ihr Gutes haben könne. Das Ganze gibt sich als eine absichtliche Milderung seiner Aussprüche, besonders die beigefügte Betonung: „Dass ich hier vom Papste nur als Aristokrat und als Haupt aller Aristokraten rede und nicht im dogmatischen Sinne, versteht sich von selbst.“ Damit sind seinen Aussprüchen über Papst und Hierarchie auch für jene die äussersten Spitzen abgebrochen, die nicht schon aus dem Zusammenhang entnommen, dass B. nur von der weltlichen Seite des Papstes spricht, die geistliche Autorität in Glaubensdingen aber durchweg ausser Kritik lässt, den Kern kirchlicher Lehre nicht berührt. Auch beim Luthertum hat er nur die geschichtliche,

[1]) Wollte man tadeln, müsste man eher rügen, dass die Ausdrucksweise viel schärfer gewesen ist als die Meinung. Aber um Lob oder Tadel handelt es sich hier überhaupt nicht, sondern nur darum, die Dinge darzustellen, wie sie gewesen sind.

künstlerische und kulturhistorische Seite, keineswegs die dogmatische in Betracht gezogen.

Gleichwohl bleiben noch Spitzen genug, die ausser Zweifel stellen, dass B. in seiner Jugend zu den sog. liberalen oder aufgeklärten Priestern gehörte. Das war eben die Gesammtwirkung der Innsbrucker Philosophie und Theologie, des Studiums der modernen Litteraturen und zweifellos auch verschiedener philosophischer und historischer Schriften [1]), die wir Mangels von Anhaltspunkten nicht controlieren können. B. gieng eine Bahn, die damals viele Talente gewandelt; auch J. Görres, mit dem er später sich befreundete, und manche der jüngeren Romantiker sind aus der Aufklärungsströmung hervorgewachsen, desgleichen sein späterer Meraner Nachbar, Decan Santner [2]), abgesehen von seinen Freunden, die denselben Weg machten und ihn in der eingeschlagenen Richtung weiter drängten.

Aber das Priestertum ohne „Pfaffentum" hielt er jederzeit hoch. Zu den ältesten erhaltenen Briefen Bs. gehört einer an Pfarrer Thaler (= Lertha) in Kuens [3]), in dem er einen jungen Freund zu dessen Entschluss, Priester zu werden, beglückwünschte; auch auf Primizen gieng er gern und entsprach mit Freuden dem häufigen Wunsch, Primizpredigten zu halten, von denen er mehrere drucken liess.

Nachdem er die Prüfungen im Brixner Seminar spielend wie immer abgelegt, empfieng er selbst am 18. IX. 24 vom Fürstbischof Karl Grafen Lodron die Priesterweihe, feierte am 26. ds. in seiner Vaterstadt Lienz die Primiz, bei der das Fräulein Julie von Gartenberg aus Bozen als Primizbraut fungierte.

Die nächste Zeit gehörte der Ausbildung für den Seelsorgedienst. Im Herbste zog er an das bischöfliche Seminar in Trient, um Pastoral und die verwandten Fächer zu studieren. Was ihm hier die Schule bot, liess ihn wieder völlig unbe-

---

[1]) Über philosophische Schriften im Brixner Seminar vgl. Lanznaster, Flir I, 44.

[2]) Cölestin Stampfer, Santner S. 10.

[3]) Vom Jahre 1827, mir mitgeteilt vom hochw. Herrn Piffrader in Kuens.

friedigt; später als wohlerfahrner Seelsorger in der Diaspora urteilt er darüber: „Ich hatte keinen Sinn für Theorien, die ins Unendliche ausgesponnen wurden von Leuten, denen die practische Seelsorge gänzlich unbekannt war. Ich zählte die Regeln, wie man predigen müsse, und es waren gerade 4000. Darüber vergieng mir aller Respect vor der ‚Wissenschaft‘. Dagegen stellten mich die Geistlichen zum wirklichen Predigen an, was ich gern tat, und der jetzige Generalvicar in Trient, damals Lehrer des Bibelfaches, begleitete mich und kritisierte mich, wodurch ich viel lernte.“

So hatte es sich merkwürdig gefügt, dass B. alles, was die damalige Theologie in Tirol zu bieten vermochte, kennen lernen konnte: Innsbruck, Brixen und Trient hatte er nach einander durchstudiert. Aber auf diesem Boden wuchsen ihm noch keine Lorbeeren; was er nebenbei und spielend sich erworben, das erwies sich ihm zunächst fruchtbar für das grosse Leben.

Frühjahr 1825 kehrte B. ins Kloster zurück. Das Stift Marienberg, wegen seiner Gelehrtentätigkeit noch immer im guten Rufe, krankte damals an verschiedenen inneren Gebresten. Die Baiern hatten es aufgehoben. Erst 1816 wurde es wieder hergestellt und Karl Mayr, Professor der Philosophie am Lyceum zu Trient, zum Abt gewählt. Er fand nur nackte Wände vor, musste alles neu schaffen, ordnen und hat sich dadurch den Namen eines zweiten Gründers von Marienberg erworben (vgl. Wurzbach, biogr. Lex). Die innere Wiedergeburt dagegen gieng unter seinem milden Scepter nur langsam und unter grossen Schwierigkeiten vor sich. Noch ein Jahrzehend später fand ein ebenso verlässlicher wie kundiger Zeuge einen bekläglichen Zustand: Albert Jäger, der fünf Monate nach Bs. Heimkehr ins Kloster trat (Nov. 1825), erzählt in seiner Selbstbiographie: Während der langen Unterbrechung „waren mehrere Mitglieder einer strengeren Disciplin und Subordination entfremdet worden. Es bestanden scharf durch Charakter und Gesinnung von einander getrennte Parteien. Vom Prälaten gieng keine zusammenhaltende Kraft aus. Im Kloster befanden sich ausser dem Prälaten der Prior Valentin Spitaler und der Ökonom P. Herm. Strobl, dann 4 teils einige 70 und auch

80 Jahre alte Männer: P. Maurus, P. Ulrich, P. Gabriel, P. Franz, der letztere halb, P. Gabriel ganz blind, P. Ulrich geistig herabgekommen und excentrischer Scrupulant, P. Maurus ein brummiger Alter, für den nur ein guter Bissen eine Sache von Wert war." — Jenem grimmen Brief Bs. vom 24. I. 42 fehlt ein Blatt; vorher spricht er von den „dickköpfigen Knödelfressern" und beginnt sie zu classificieren: „Der eine hat den Weinkrug"; da fällt die Lücke ein. Es folgte offenbar eine Charakteristik im Sinne Jägers, nur mit Sarkasmus durchsaftigt.

In diese seltsame Klosterbruderschaft trat nun B. mit seiner vulkanischen Natur, seiner geistigen Überlegenheit, seinem Selbstgefühl, seiner scharfen Zunge, mit Ansichten aus einer anderen Culturwelt, mit gegensätzlichen Interessen und Zielen. Da konnte so wenig Friede währen wie zwischen Feuer und Wasser. Er schwang die Keule seiner Kritik über alle und alles; sie antworteten mit der Politik der Nadelstiche und der üblen Nachrede, die in jahrzehendelanger Dauer sogar einen Riesen ermatten kann, bis sie schliesslich geradezu auf eine geheime Verschwörung gegen ihn gerieten, welche ihre dunklen Schatten noch über die letzten Lebenswege Bs. warf. Wir werden es sehen! Was braucht man da noch lange nach allerlei Gründen zu fahnden, um die vielen, bald wehmütigen bald zornmütigen Klagen Bs. über seine Mitbrüder zu erklären, die er am schärfsten 1842 in den Schlagsatz zusammenfasst: „Mein Unglück ist der Zustand von Marienberg." Wohlgemerkt: der Zustand von Marienberg, d. h. die damaligen Verhältnisse [1], nicht Marienberg, nicht das Kloster überhaupt!

Doch traten die Gegensätze erst im Lauf der Jahre allgemach hervor. Für jetzt war es ein Glück, dass ihn der Abt schon nach einigen Monaten als Hilfspriester der nahen Pfarre

[1]) Dass auch dabei die Übertreibungsneigung Bs. in Anrechnung zu bringen ist, beweist u. a. sein Brief vom 28. VIII. 33 an Schuler: „Ich bin in meiner Lage gewiss unendlich mehr vergnügt als Tausend andre meines Standes; aber seltsam einsam ist es oft um mich herum und mir wären Freunde so unumgänglich nothwendig wie dem Brustleidenden der volle schmerzlose Atem.



Burgeis zuteilte, wo er über ein Jahr blieb und neben dem Beichtstuhl besonders jene Seite seines neuen Berufes pflegte, welche die grösste Wirksamkeit auf die Aussenwelt gestattete, die Kanzelberedsamkeit. Die „ergiebige" und klangvolle Stimme, die Rednergabe des „frommen, bleichen Paters" wurden schon damals bewundert. Ein Vierteil seiner 1851 gedruckten Predigtauslese stammt aus dieser Zeit. Auch in den folgenden Jahren, als er schon andere Berufspflichten trug, setzte er diese Tätigkeit freiwillig fort. Priestermangel wie seine Neigung zogen ihn oft an Sonn- und Festtagen zur Aushilfe in die Dorfkirche hinaus, wo er am Landvolke die innerlich beglückende Macht glaubensstarker Religion am deutlichsten wahrzunehmen erachtete. So hielt er durchschnittlich 30 bis 40 Predigten im Jahre, trotzdem das seines eigentlichen Berufes nicht mehr war; denn bereits im Herbste 1826 hatte ihn sein Abt als Professor an das Meraner Gymnasium gesandt, wohin ihn auch Studiengang und eigenes Verlangen wiesen.

V. Professur und die „Alpenblumen" 1826—1829.

Als Beda 1826 nach Meran übersiedelte, hatte dieses Gymnasium bereits ein Jahrhundert seiner Wirksamkeit zurückgelegt und die Daseinsberechtigung in grossen Gefahren erprobt. Von aussen her war es wiederholt durch Kriegsstürme bedroht worden; von innen heraus hatte die bairische Regierung durch einen religionslosen Religionsprofessor Verwirrung zu stiften sich bemüht; als das erfolglos blieb, machte sie den Versuch, die Anstalt durch ein hohes Aufnahmsgeld zu entschülern, was um so leichter schien, als der Hauptzufluss stets von den armen Hinterländern Passeier, Ulten und Vintschgau erfolgte. Das schädigte zwar, führte aber nicht zum Ziele. Weiter stellten die steigenden Einhaltungskosten den Bestand der Anstalt wiederholt in Frage. Allein der nie versiegende Opfersinn des Stiftes, das kräftige Eintreten der Meraner Bürgerschaft, welche

zeitweilige Knauserigkeit schliesslich doch jedesmal überwand, sobald sie ihre höchste Schule wirklich gefährdet sah, brachten auch hier Rettung. Grosses Verdienst bei Beseitigung dieser Gefahren muss man einer Reihe guter Pädagogen zuschreiben, an deren Spitze P. Benedict Langes durch 38 Jahre, gerade während der schwersten Zeitläufte, als Präfect stand. Wenn man seine Schulaufzeichnungen [1]) überblickt, wird man besonders die Liebe zu den Schülern bewundern, die er nicht nur während ihrer Studienjahre, sondern auch auf dem weitern Lebenslauf mit sorglicher Teilnahme begleitete. Den Deutschunterricht brachte er zu einer Höhe, die damals an ähnlichen Schulen nicht oft erzielt wurde; mit der deutschen Popularphilosophie des 18. Jhdts. (Garve u. s. w.) zeigte er sich vertraut; das Griechische führte er als Freigegenstand ein, um ihm wenigstens in dieser Form Anhänger zu werben [2]). Unter seinem Nachfolger, dem Präfecten Basilius Raas, hielt sich die Anstalt nicht auf derselben Höhe. Albert Jäger fand bei seinem Eintritt allerlei Mängel. Innere Zerwürfnisse lähmten die Tatkraft und minderten die Erfolge der sonst tüchtigen Lehrer. Waren sie auch die geistige Auslese der Marienberger Patres, so standen sie doch mit diesen in regen Beziehungen, so dass alle Klosterstreitigkeiten auch im Meraner Professorencollegium mitgemacht wurden. Daher gestaltete sich der „Zustand von Marienberg" allmählich auch zum Unglück Beda's in Meran, der hier anfänglich ehrenvoll begrüsst wurde: der Gymnasialchronist verzeichnet seinen Eintritt mit den feierlichen Worten: „In locum P. Joannis Raffl, annis morbisque languidi et tardi in magnum studiosorum emolumentum, successit P. Beda Weber, vir juvenis, ingenio solers, mente vegetus, omni scientiarum genere excultus" [3]). B. lehrte in den Grammatikalclassen, bis

---

[1]) Mitgeteilt von P. Cölestin Stampfer im Progr. des Meranergymns. 1886.

[2]) Auch Joh. Jak. Staffler bezeugt (Selbstbiogr. S. 8) die Güte dieses Gymnasiums, an dem er vor 1809 studierte.

[3]) Dieser sowie die anderen Chronikauszüge mitgeteilt vom hw. Prof. Dr. Adelgott Schatz in Meran, der mir auch sonst bei diesem Buche ein stets bereiter Helfer war.

1833 die Verordnung erschien, der Präfect dürfe hinfür keine Professur mehr bekleiden. Raas liebte den Unterricht so sehr, dass er diesen der Präfectur vorzog; nun wurde der Humanitätslehrer Placidus Degeser Präfect, und B. rückte in die Humaniora vor. Ein Jahr früher war Pius Zingerle, der seit 1827 den Religionsunterricht gegeben, in die Grammatikalclassen gekommen, während Albert Jäger die Religion übernahm. Somit wirkten die drei bedeutendsten Männer dieser Anstalt neben einander, B. und Albert bald in mehr, bald in weniger freundschaftlichen Beziehungen. Bis zum Jahre 1848 blieb B., zwei Jahre ausgenommen, die er als Cooperator zu St. Martin in Passeier zubrachte, in dieser Stellung und bewährte sich vorzüglich. „Als Gymnasialprofessor zu Meran hat B. damals wie kein anderer anregend und zündend auf die Jugend gewirkt", urteilt J. V. Zingerle (österr.-ung. Monarchie, Tirol, S. 392), der sein Schüler gewesen war. Nichts spricht deutlicher vom pädagogischen Ruhm Bs., als dass sogar seine Gegner ihn verkünden mussten: „B. genoss den Ruf eines ausgezeichneten Lehrers, und seine Schüler loben jetzt noch dankbar seine Art. Sie wissen noch viel zu erzählen von der einnehmenden, geistreichen Manier, mit der er alle Lehrgegenstände zu behandeln und die trockensten Materien geniessbar zu machen pflegte. Er hielt sehr viel auf die Werke der Poeten und suchte seine Jungen nach Tunlichkeit mit den deutschen Dichtern, mit Horatius und dem alten Homer, ja selbst mit dem Lied der Nibelungen vertraut zu machen. Eine besondere Freude gewährte es seiner Schule, wenn er sie in einen schattigen Wald, auf eine aussichtige Höhe führte, dort ein Buch herauszog und mit wohlklingender Stimme ein schönes Gedicht, eine romantische Ballade oder ein Stück aus den Irrfahrten des göttlichen Dulders Odysseus vortrug. Die Epheben taumelten ganz wonnetrunken nach Hause, bemühten sich, edlere Sitten anzunehmen, und freuten sich schon wieder auf das nächste Mal" (Steub, Skr. 17). B. scheute die Mühe nicht, die deutschen Aufgaben, die er seinen Schülern stellte, selber zu bearbeiten und nach der Correctur der Schülerleistungen vorzulesen [1]); desgleichen

[1]) Mitteilung des jetzt noch lebenden Bedaschülers Don Barth. Marini.

wird sein Verständnis für das jugendliche Gemüt, seine Geschicklichkeit, die Schüler zu selbständigen Arbeiten, namentlich zum Beobachten und Sammeln alles Volkstümlichen anzuleiten, gerühmt; seine übersprudelnde Begeisterung weckte auch die Begeisterung der Jugend und förderte deren Idealismus.

Nach zehn Jahren solch erspriesslicher Lehrtätigkeit fühlte die österreichische Regierung das Bedürfnis, die Leistungen Bs. anzuerkennen. Am 18. IX. 36 berichtet das Kreisamt Bozen an die Statthalterei nach Innsbruck, dass B. Weber, sowie P. Zingerle durch ihren vorzüglichen Unterricht und ihren Eifer, auch durch eigene litterarische Bildung sich rühmlich bekannt gemacht haben. B. habe überdies im vorigen Schuljahre zur Beförderung jedes wissenschaftlichen Strebens und besonders nützlicher Kenntnisse angefangen, den Unterricht in der italienischen Sprache den Studenten in ausserordentlichen Stunden zu erteilen [1]). Von ihren Stiftsobern werde beiden das Zeugnis genau beobachteter Institutssatzungen erteilt. Sie sollen daher als Anerkennung ihrer Verdienste eine Remuneration von je 50 fl. erhalten. Die Statthalterei beantragte hierauf am 28. X. eine Remuneration von 60 fl., da „die beiden Lehrer offenbar zu den ausgezeichnetsten der Provinz gehören, denen das Gymnasium viel von seinem guten Ruf verdankt.“ Am 9. I. 37 genehmigte die Studienhofcommission in Wien diesen Antrag (die Acten im Stattharch. hier).

Solche Leistungen machten B. auch für höhere Lehranstalten begehrenswert. Schon 1833 eröffnete sich ihm die Aussicht auf die Landesuniversität. Hier hatte Prof. Anton Rost Religion und Litteratur gelehrt, aber so wenig genügt, dass er seiner Stelle enthoben wurde [2]). Die neue Lehrkraft, die man aus Neustift bezog, erwies sich ebenso unbrauchbar. Da warf man die Augen auf B., und Schuler, der inzwischen Leiter

---

[1]) Dreimal wöchentlich lehrte er mira solertia, wie die Chronik meldet, Italienisch in den Humanitätsclassen als Freigegenstand. B. tat also, was die Regierung erst viel später als Vorteil der deutschtirolischen Mittelschulen erkannte.

[2]) Die Angaben von Probst S. 334 sind lückenhaft und unrichtig; vgl. Schulers Brief an Streiter vom 2. III. 33 (Skr. 246).

des Tiroler Boten und ständischer Archivar geworden, trat kräftig für ihn ein. Allein der Marienberger Abt leistete festen Widerstand. „Soll sich denn in Gottes Namen keine menschliche Regung in des Prälaten Seele erwecken lassen? Es stehen ihm ja sonst Rekruten genug zu Gebote; muss er denn den edlen Titanen fortwährend an die Schulbank anketten?“: klagt Schuler an Streiter am 2. III. 33 (Skr. 246). Allein der liess sich nicht rühren. B. hätte natürlich gern eingeschlagen, übte jedoch keinerlei Druck aus, sondern unterwarf sich ohne weiters der Entscheidung seines geistlichen Obern. Bezeichnend hiefür ist sein Brief vom 10. VI. 33 an Streiter: „Über meine Professur in Innsbruck weiss ich nichts zu sagen. O, es wird nichts daraus! der Prälat entlässt mich nicht und kann mich nicht entlassen, und wenn ers tut, so ist er ein Esel. So muss ich selber reden gegen mich; entlässt er mich aber, so gehe ich. Doch sage ich über diesen Punkt nichts mehr, es muss mir von ihm angetragen werden“ (Skr. 247). Davon war natürlich keine Rede.

Im nächstfolgenden Jahre wollte man ihn für das Benedictiner Lyceum in Augsburg gewinnen. Juni 1834 kamen der Bischof Ignaz Riegg und der Abt Barnabas Huber O. S. B. nach Meran, um Beda, Pius und Albert anzuwerben. Pius lehnte sofort ab; die beiden anderen hatten Verlangen nach einem grösseren Wirkungskreis, hielten sich aber sachgerecht, indem sie dem Prälaten die Entscheidung überliessen. Als dieser erklärte, sie nicht entbehren zu können, setzten sie ihre Tätigkeit in Meran fort. 1837 trat eine ähnliche Werbung an sie heran. König Ludwig I. von Baiern hatte beschlossen, die Benedictinerabtei St. Ulrich wieder ins Leben zu rufen und liess durch seinen Bischof Joseph Maria in den österreichischen Ländern, so auch in Marienberg nach Benedictinern für das neue Kloster suchen. Aber der Abt widerstand einer Berufung seiner drei besten Lehrkräfte, die vor allen gewünscht wurden, und gestattete nur dem P. Alphons Bellrosch die Übersiedlung (aus Albert Jägers Selbstbiographie).

Bewährte B. den Klostergehorsam auch gegen seine Neigung, begriff er die Haltung seines Abtes selber gar wohl, so

liessen diese vereitelten Hoffnungen doch eine wachsende Verstimmung zurück; die zunehmenden Reibungen mit seinen Klosterbrüdern verdichteten sie. Zum Unglück mehrte sich auch seine Kränklichkeit, von der er ohnehin in diesen Jahren nicht oft frei war. Am 4. III. 39 klagt er seinem Freunde Streiter: „Mein böses Auge war kaum einigermassen gesund, als das hartnäckigste Brustleiden sich einstellte“ [1]). Die Krankheit machte den empfindlichen Mann noch empfindlicher. Alles in in Meran missfiel ihm; er bat den Abt um Versetzung in eine der ländlichen Klosterpfarren. Derartiges kam öfter vor; 1831 z. B. hielt sich Pius Z. einige Zeit in Platt auf (Skr. 230); deshalb willfahrte der Abt precibus instantibus, wie in der Gymnasialchronik geschrieben steht. „Ich gehe gern, damit ich vieler, auf meine Gesundheit böse einwirkender Verdriesslichkeiten los werde“ (an Streiter 1. V. 39); „ich verliere nichts, die eigentliche Stadt Meran ist für mich todt, das Collegium gleichgiltig; fürs Gymnasium arbeitet bloss, um wahrhaft zu reden, mein Name, aber die Arbeit selbst ist gering, jeder andere kann sie auch so gut machen“ (an denselben 6. V. 39). Im Herbst ds. Js. wanderte er nach St. Martin in Passeier, wo er zwei Jahre blieb und wenig Lust verspürte, ins Gymnasium zurückzukehren: „In Meran sind meine Collegen sehr entzweit[2]).

---

[1]) In Streiters Nachlass wie alle Briefe Bs. an Str., die nicht im Sängerkr. stehen; denn Steub hat ganze Reihen von Briefen Bs. übersehen. So für das J. 1839 alle vom März bis October, mehr als ein Dutzend, die mir mit vielen anderen vom hw. Prof. Innocenz Ploner in Bozen, der das Streiter Archiv geordnet hat, zur Verfügung gestellt wurden. Auch die von Steub mitgeteilten Briefe sind mehrfach nur unvollständig gedruckt und jetzt weder in Streiters Archiv, noch in Steubs Nachlass des Innsbrucker Museums zu finden.

[2]) Dadurch wird ein recht einseitiger Brief Alb. Jägers vom 14. VI. 40 an Freiherrn Jos. v. Giovanelli in Bozen corrigiert, der B. beschuldigt, dass er „wenn nicht die Quelle, doch der Patron und Förderer aller unserer (der Benedictiner) Zerwürfnisse und Spaltungen gewesen ist. Heuer z. B. wo er nicht mehr hier war, verlebten wir ein ruhiges und angenehmes Jahr.“ Der ganze Brief verfolgt den unlöblichen Zweck, B. bei Giov. möglichst anzuschwärzen. Alle Briefe an das Haus Giovanelli, die ich anziehe, sind mir vom jetzigen Besitzer Josef Freih. v. Giovanelli freundlich zur Verfügung gestellt worden.

Gut, dass ich weg bin. Das allein hat mich noch nie gereut" (an Streiter 18. IX. 40).

Im Sommer 1841 traten Veränderungen ein, die seine Rückkehr in die Passerstadt forderten. Dem Statthalter Gf. Brandis war es gelungen, vom Abte die Zustimmung für Albert Jäger zu erwirken, als Erzieher der Statthalter Söhne nach Innsbruck zu übersiedeln. Die doppelte Lücke vermochte das Gymnasium nicht zu ertragen. Von allen Seiten bestürmte man B., bis er in richtiger Würdigung der Interessen seines Stiftes, dessen wichtigste Anstalt dieses Gymnasium war, nachgab. Er selber schildert diesen Kampf nachträglich in einem Briefe an Schuler (24. I. 42): „Du ausgenommen, waren alle im Lande für mein Professorentum. Haller (der Meraner Bürgermeister) schlug den officiellen Weg ein, das Kreisamt erliess eine scharfe Note, und Brandis stand helfend dahinter. Das hätte mich noch um kein Haar breit irre gemacht; denn an Mut in der Schlacht fehlt es mir nie, nur die Einbildung schlägt ihn nieder. Das Gymnasium war indessen sehr schlecht daran; der Kreishauptmann in Bozen sagte mir deutlich, er fürchte für den Bestand; denn das bisherige haltlose Wesen könne unmöglich fortdauern. Die nämliche Meinung war auch in Meran allgemein verbreitet: alles schrie nach mir, und so gab ich nach, um eine Anstalt, die unseren eigentlichen Bestand bildet, nicht meinerseits auch zu beschädigen." Er setzte also die eigene Wohlfahrt jener der Anstalt und mittelbar auch jener seines Klosters nach. „Indessen befinde ich mich schlecht. Die Gegend ist schön, das weiss Gott und der hl. Christof, aber was ist weiter? Ich bin abgeschnitten von aller vernünftigen Gesellschaft, ich bin mit meinen Interessen einsamer als Robinson auf der Insel des Weltmeeres. Der letztere war noch besser daran, er war frei vom Jammer einer Welt, die nicht armseliger sein könnte. Nach meinem Gefühle halte ich dieses Wesen nicht aus." — Er hielt es aber doch aus.

Nicht lange war B. in Meran, als die Werbungen von neuem begannen. Der Erbprinz von Hohenzollern-Sigmaringen hatte sich einige Zeit in Meran aufgehalten, B. kennen und schätzen gelernt. 1843 machte er ihm den Antrag, als Studien-

director mit nach Sigmaringen zu ziehen. B. fand sich dazu bereit: ihm winkte, was er wünschte: neues Land, neue Menschen, neue Verhältnisse, eine höhere Stellung. Man liess es an Anstrengungen zur Befreiung Bs. nicht fehlen. Der Archiepiscopus Badensis, sogar der Staatsminister Metternich wurden in Bewegung gesetzt und erwirkten von Papst Gregor XVI. für ihn die Erlaubnis. Allein der Prälat widerstand jetzt wie früher, und B. unterwarf sich jetzt wie früher. Die Gymnasialchronik betont das ausdrücklich.

Zur selben Zeit ungefähr (1842—43) öffnete sich wieder die Aussicht auf eine Lehrstelle an der Landesuniversität. Der 1839 angestellte Philosophieprofessor Joseph Jäger erwies sich unzulänglich und nahm seine Entlassung. Flir, damals bereits Professor der Ästhetik, und Schuler wollten B. den Lehrstuhl verschaffen. Anfänglich trug dieser Bedenken wegen der Anforderungen des neuen Lehramtes, liess es jedoch bald fallen, als er wusste, dass ihm die Freunde Bücher zum Studium senden und ihm „für das Amt den Kopf zurechtsetzen“ würden. Der Lichtglanz völliger Unabhängigkeit, wie er von diesem neuen Plan ausstrahlte, blendete jetzt seine Augen, so dass ihm die Meraner Verhältnisse als stockfinster, ja trostlos erschienen. Aber er entdeckte „kein Mittel, jemals die Kanzel der Philosophie zu übernehmen“; denn der Prälat werde sein Veto nicht aufgeben. „Ich bin einsam, ich bin todt; aber die grauen Nordspitzen schauen mich bedeutsam an wie ihren Freund und alle Berge grüssen mich als ihren Sohn. Das allein veraltet mir nie. Und je mehr die Welt mich abstösst, desto heimlicher wird mir die Natur, desto göttlicher leuchtet mir die Urkraft aus jeder Knospe. Mir wird ganz pantheistisch zu Mute und ich kann mir nicht helfen. Es singen tausend Stimmen des Lebens aus der stummen, stillen Feier der Natur.“ Der Fall war an sich ähnlich dem von 1833, traf ihn jedoch jetzt viel schwerer. Je öfter seine Hoffnungen unerfüllt blieben, um so schmerzlicher wirkten sie; alsdann war er schon ungern aus Passeier zurückgekehrt; ferner hatte jetzt sein jüngerer College Albert Jäger die Erlaubnis erhalten, nach Innsbruck abzuziehen; endlich hatte sich seine Kränklichkeit neuerdings gesteigert. „Ich bin

seit einiger Zeit so kränklich, dass ich selten Schule halten kann ... Husten ist jetzt mein wichtigstes Geschäft, und ich wünschte, ich könnte den alten Menschen weghusten wie die Reste des Klosterstockfisches, der mir an der Brust und um die Leber mörderlich hangen bleibt", schreibt er am 24. I. 42, und wieder nach zwei Monaten (17. III. 42): „Ich bin soeben das erste Mal ein wenig aus dem Bette und sogar in die Sonne gegangen, es ist aber noch nichts weniger als vorbei."

Da hat man die psychologischen und wohl auch pathologischen Gründe, welche den Ingrimm und schneidenden Sarkasmus erklären, der jenen wiederholt angezogenen Brief aus dieser Zeit (24. I. 42) erfüllt. Die Stellen, welche zur Kenntnis seiner damaligen Situation dienen, habe ich vorausgeschickt, jene, welche Schlüsse auf seine Ansichten enthalten, oben S. 81ff. im Zusammenhang mit den anderen einschlägigen Äusserungen behandelt und zugleich nachgewiesen, wie er zu seinen Ansichten gekommen ist. Zwei andere Stellen, welche Aufsehen erregt haben, setze ich hieher: „Heute war Religionsprüfung. Und die ganze Absurdität von dieser Religion drehte sich um die beiden Sätze: ‚Der Mensch ist von Natur zum Bösen geneigt' und ‚Die menschliche Vernunft ist durch die Erbsünde ganz verdorben worden'. Ich sass eine Weile still bei diesem Unsinn, dann schlich ich weg und hustete den Unrat in das helle aufglänzende Wetter des schönsten Morgens. Solche Dinge glaube ich nicht. Dass wir nicht gar zu gut sind, dafür müssen wir Gott danken; denn nichts ist stinkender am Menschen als diese lächerliche Allgüte, wobei alle Moralität verloren geht. Und unser Verstand oder, wie sie sagen, unsere Vernunft kann gar so verdorben nicht sein, weil sie einsieht, was die Esel für Unsinn als christliche Religion herschwatzen. Es steht mit der katholischen Kirche schlecht, weil sie soviel Unsinn tradiert, dass sie den Verstand und die Vernunft abläugnen muss. Ich bin ganz unsinnig, es ist gescheidter, ich gehe schlafen, soweit es mit meinem Husten geht. Adieu!" — Wozu der Lärm über diese Stelle? B. hatte doch allen Grund, diese Katecheten zu tadeln, da sie die katholische Lehre von der Erbsünde so übertrieben, dass sie der altprotestantischen nahe kam, natürlich

nicht, weil sie protestantische Neigungen hatten, sondern aus Unwissenheit oder Stockkatholicismus, der sich ja gewöhnlich durch Übertreibung alles Kirchlichen geltend zu machen sucht. Auffallend bleibt nur der verallgemeinernde Satz vor dem Schlusse; allein aus dem Zusammenhang ist doch klar, wie B. meinte.

Ähnlich verhält es sich mit der zweiten Stelle, die B. noch auf ein Zusatzblatt geschrieben: „Empfehle mich Flir vielmal. O bewahrt den freien, unbändigen Geist mitten in aller jesuitischen Nacht und Unfreiheit und seid nicht gar zu stockkatholisch, sonst seid ihr beide leibhaftige Esel.“ Hier spricht der aufgeklärte Priester, über den wir schon oben (S. 88) gehandelt, ganz abgesehen davon, dass die Stelle nur in einem Briefe erscheint, in dem er sich selber als „unsinnig“ bezeichnet.

Dieser Sturm in seiner Seele verebbte. Sobald der heissblütige Mann sich brieflich ausgedonnert oder ausgeklagt hatte und die ernste Pflicht Entsagung von ihm forderte, hat er sie stets geleistet; wir beurteilen den Menschen nicht nach augenblicklichen Zornesäusserungen, sondern nach seinen Taten. Beim nächsten Werbungsfalle unterblieb auch die Zornesäusserung. Noch einmal machte man nämlich von Sigmaringen aus den Versuch, Beda zu gewinnen, diesmal für die Seelsorge[1]). Am 1. VIII. 45 schreibt B. an Joh. Schumacher: „Von Rom ist ein Breve in Bezug meiner angelangt, vermöge welchem ich als Pfarrer, Dechant und Schuldirector nach Sigmaringen soll. Ich glaube aber, dass daraus schwerlich etwas werden wird. Ich habe die Sache dem Prälaten überlassen und dieser ist entschlossen zu widerstehen.“ Das war sachlich und formell gerecht. Um diese Zeit wird B. überhaupt ruhiger und zufriedener, sein Eifer für das Meraner Gymnasium beginnt zu wachsen. Als man 1848 mit dem Plane umgieng, es zum Lycealgymnasium zu erhöhen, zeigte er sich gleich als Förderer

[1]) Mitteilung des hw. Herrn Abtes v. Treuinfels, die durch den folgenden Brief Bs. an Schumacher bestätigt wird. Die Briefe Bs. an Schumacher sind im Besitze des Herrn Anton v. Schumacher, der sie mir freundlich zur Verfügung stellte.

desselben. Am 15. X. 48 schreibt er aus der Frankfurter Paulskirche an Val. Haller in Meran: „Soeben erhalte ich von P. Pirmin die Nachricht, Sie und der Herr Prälat hätten sich für ein Lycealgymnasium entschieden. Ich habe darüber die grösste Freude gehabt“; wenn man seine Persönlichkeit dazu brauche, sei er zu kommen bereit. Also selbst die Freiheit des Parlamentariers wollte er dieser Erhöhung zum Opfer bringen. Früher war B. auf dem Sprunge gewesen, grösserer Freiheit und eines weiteren Wirkungskreises wegen die Lehranstalt im Stiche zu lassen, jetzt dagegen setzt er Freiheit und weitreichenden Wirkungskreis hinter die Lehranstalt. Hierin offenbart sich recht deutlich die gründliche Änderung, die sich seitdem in ihm vollzogen. Wir werden sie auch in anderen Dingen beobachten.

Es versteht sich von selbst, dass ihn die Lehrtätigkeit wieder nicht ausfüllte, sondern nur einen Teil seiner Tätigkeit ausmachte. Die andere widmete er zunächst der schönen Litteratur: insofern erscheint diese Periode als die Fortsetzung der Innsbrucker und Brixner Zeit. Im Vordergrund seines Interesses stand der Almanach, der bei der geplanten Zusammenkunft mit Schuler in Innsbruck näher beraten und dann zur Ausführung gebracht wurde. Sie gewannen Schumacher (Wagner) als Verleger, gliederten sich Streiter an, der die Redaction der einlaufenden Beiträge übernehmen, während Schuler die Einladung der Dichter besorgen sollte. Diese Arbeitsteilung war nicht zweckdienlich, entsprach aber dem Wesen des sanften Johannes, der sich niemals gern überarbeitete. Was er zusammenbrachte, war lauter Jugend, die sich neben den Tiroler Dichtern in den ersten Jahrzehnten des 19. Jhdts. wie ein neues Dichtergeschlecht darstellt. Mehrere von den älteren waren inzwischen gestorben, andere hatten sich von der Litteratur ganz zurückgezogen oder einer mehr wissenschaftlichen Richtung zugewandt. So der bedeutendste Dramatiker (neben Weissenbach) Andreas Erhard, der Studien über ästhetische Theorien machte, als deren erste Frucht 1826 „Möron, philosophisch-ästhetische Phantasien in 6 Gesprächen“ (Passau, Pustet), erschien: Prosadialoge in griechischer Einkleidung, die schon in der Namen-

wahl der Sprecher (Speiolithes, Haliakron, Hamaxeios) zum Vorschein kommt. In blühender, sorgfältig gepflegter Sprache entwirft er mit warmer Winckelmannscher Kunstandacht die Grundzüge einer Ästhetik der Künste, die den Leser „zu den Idealen der Schönheit" emporführen soll. In den Jahrgängen der Zeitschrift „Aurora" setzte er diese Tätigkeit fort, bis er sich ganz der Philosophie zuwandte; nach einander erschienen: Handbuch der Logik, München 1839; Handb. der Moralphilosophie, München 1841; die Metaphysik, Regensburg 1845. Er hat auf diesem Studiengang die Überzeugung gewonnen: „Philosophie, auf das Christentum gestützt, verliert nichts an ihrem Wert und ihrer wissenschaftlichen Consequenz, sondern ist jener ohne Christentum überlegen." Inzwischen (1831) veröffentlichte er auch eine Jambentragödie, die vielleicht schon früher entstanden war: Wallace, historisch-romantisches Trauerspiel in 5 Acten (München). Die Staatsaction, Befreiung der Schotten von den Engländern unter König Eduard (13. Jhdt.), ist mit einer Liebestragödie innerlich verknüpft; als Held beider erscheint Sir Wil. Wallace, ein Muster aller ritterlichen Tugenden. Die Schwächen seines ersten Stückes hat der Dichter hier überwunden: er bringt viel äussere und innere Handlung, wenn ihm auch letztere die Hauptsache bleibt; Spiel und Gegenspiel wirken unausgesetzt mit starken Motiven auf einander und erzeugen immer grössere Spannung; die Charaktere — Helden und Intriguanten, tragische und komische in grosser Zahl durch einander — treten nicht fertig auf die Bühne, sondern werden vor unseren Augen, entwickeln ihre Pläne, entfalten ihre Taten unter dem Zwang der wechselnden dramatischen Situationen, so dass das Typische und Steife des früheren Stückes durch eine lebendige Individualität ersetzt wird. Im Zusammenhang damit steht das Anwachsen der Monologe, die reichere Entfaltung des Dialogs (blosse Duologe nun seltener). Die Sprache ist auch jetzt noch edel und reich an Bildern, macht aber schon da und dort den Eindruck des Gesuchten und Stelzenmässigen, den ungewöhnliche Wortstellungen verstärken; man merkt zu sehr, dass Erhard darauf ausgeht, „die Worte schön zu wählen und künstlich mit einander zu ver-

binden", wie er im Möron sagte. Die Reden sind zwar kürzer als im Heimeran, aber noch immer zu lang, und da auch viel Kriegswesen auf die Bühne kommt, breitet sich das Stück über 230 S. kl. 8 aus, woran auch die Katastrophe Schuld trägt, die kein Ende nehmen will und an einer Stelle wie Goethe's Egmont, der hierin Vorbild war, ins Opernhafte hinübergreift. Sonst wirkten Schillers Wallenstein und Tell (dieser schon durch den verwandten Stoff nahegelegt) neben Shakespeare's Königsdramen ein. Das Romantische kommt in Vorbedeutungen, Stimmungsgehalt der Scenen, symbolischer Naturbeseelung massvoll zum Ausdruck.

Erhard wurde von Schuler vielleicht nicht eingeladen, er stand ihm schon örtlich ferner, verbaierte sich auch immer mehr. Auffallend aber ist das Fehlen J. K. von Wörndle's unter den Mitarbeitern am neuen Musenalmanach, da er noch fleissig weiter dichtete und wie Beda mehrere seiner kleineren Erzeugnisse im Nationalkalender (oben S. 78) veröffentlichte, bis er sie 1828 in zwei Sammlungen herausgab. Die eine bei Wagner als „Kleine Gedichte für Freunde der Religion und Sittlichkeit", welche „durch ihre schmucklose Simplicität alle jene ansprechen werden, die warm für Religion und Tugend fühlen", wie er selber meint. Das trifft jedenfalls für die biblischen Gedichte (z. B. der Jüngling von Naim) zu, die mitunter an Sachsische Naivität gemahnen. Von den pathetischen Gedichten gelingt ihm nur vereinzelt eines wenigstens zum grösseren Teil wie das Preisgedicht auf Leop. v. Stolberg; am besten sind auch hier die einfachen, moralisierenden im Stile Gellerts. Die andere Sammlung erschien gleichzeitig bei Kranzfelder in Augsburg als „Scherzhafte Gedichte für Freunde heiterer Laune und gesitteter Fröhlichkeit" und behandelt meist originelle Themen vom ersten, dem „Verliebten Mathematiker", bis zum letzten, der „Verwandlung Lycaons", einer parodistischen Ballade, wie solche vor Bürgers Lenore beliebt waren; durchweg lustige Schnurren, mitunter derb oder sogar etwas locker, z. B. wenn er der ungetreuen Geliebten den Floh über den Hals u. s. w. schickt oder wenn er von der „Grammatik der Liebe" spricht; nur das Lied der Schmiede und das Mäherlied schlagen einen ernsten

volkstümlichen Ton an. In den nächsten Jahren setzte Wörndle hauptsächlich die Jugendschriftstellerei, die er mit dem Kinderfreund begonnen (oben S. 52), fort (Verzeichnis bei Gödeke VI, 671 f.).

Aber auch von den jungen Tiroler Dichtern fehlen viele im neuen Musenalmanach. So die Brüder Janitschka, welche schon damals einzelne ihrer gemütstiefen, häufig vertonten Lieder veröffentlichten, die sie später gesammelt herausgegeben haben; Johann Niederstetter, der hauptsächlich durch die Zeitschr. „Feierstunden" seine zahlreichen Gedichte in die Welt brachte; Joh. Karl Jannach, der seit Anfang der Zwanzigerjahre sein „frisches Talent" (Wurzbach) in Gedichten und Erzählungen bekundete; Peter Auer, der die Psalmen übersetzte, die dann 1832 bei Wagner erschienen sind; Anton Plattner, der die ersten seiner schönen Natur- und Marienlieder sang. Auch Franz Freiherr v. Unterrichter versuchte sich bereits in verschiedenen Gattungen. Nicht weniger vermisst man, da der neue Almanach auch Geschichtliches bieten sollte, Jak. Ph. Fallmerayer, der gerade damals seine Preisschrift, die Geschichte des Kaisertums Trapezunt, drucken liess und die Geschichte der Halbinsel Morea zum Drucke vorbereitete. Sebastian Ruf scheint die Absicht gehabt zu haben, sich zu beteiligen, denn er schrieb zu dieser Zeit seine kleinen Gedichte reinlich zusammen, behielt sie aber dann im Kasten; A. Flir entschuldigte sich, weil er sich selber noch nicht dichtungsreif fand. Schuler scheint sich hauptsächlich auf die Mitglieder des ehemaligen Dichtervereins beschränkt zu haben.

Trotzdem fand sich zum ersten Jahrgang der „Alpenblumen", der im Sommer 1827 mit der Jahrzahl 1828 erschien, gerade ein Dutzend Teilnehmer zusammen: Mazegger, Beda, P. Zingerle, M. Beyrer, S. Strobl, J. Streiter, J. Schuler, J. Lama, Lertha, Moosburg, dazu einer, der sich bloss als Eduard zeichnete, und ein Namenloser. Zwei von den Genannten erscheinen ausserdem noch in halbverdeckter Form, nämlich Schuler als Johannes J. und Streiter als J. Str., offenbar um dadurch die Zahl der Mitarbeiter vor den Augen der Leser zu vermehren. Alle waren Tiroler bis auf einen. Im II. Jahrgang

wächst sich Eduard zu Eduard Silesius aus und kommen vier aussertirolische Poeten dazu: Halirsch, Manfred, Eduard von Bauernfeld und Hermann von Hermannsthal; der III. Bd. (1830) weist 7 neue Mitglieder auf: Franz v. Hermannsthal, Adolf R. v. Tschabuschnigg, Eugen Wessely, August R. v. Frauck, Josef Bergmann, F. J. Castelli und ohne Namen Senn mit seinem Macchiavellisonett. Die Zahl der Mitarbeiter, die nun 27 betrug, zeigte somit stark steigende Tendenz, und dass sie nach dem I. Bande auch von aussen herankamen, bekundet die Wirkung der Alpenblumen in die Ferne. Es sind hauptsächlich Wiener [1]). Hier hatte sich in den Zwanzigerjahren ein ähnlicher Dichterkreis gebildet wie in Tirol, dem Halirsch, Eduard Silesius (= Eduard Freiherr v. Badenfeld), Eduard v. Bauernfeld, Franz v. Hermannsthal, Eugen Wessely, Wilhelm Freiherr v. Puteani angehörten; später giengen noch andere bedeutende Künstler und Dichter in diese „Ludlamshöhle“, wie sie ihn nannten.

Das Vorwort erklärt das neue Unternehmen als Stoa der tirolischen Dichtung, die auch durch Kupferstiche und zwar Abbildungen bedeutender tirolischer Kunstwerke (im Sinne Hormayrs) geziert werden soll. So reproduciert gleich der erste hübsche Stich im I. Bande das Gemälde „Mercur und Argus“ von Joseph Meyr aus Lienz, welches 1826 auf der Münchener Kunstausstellung Beifall gefunden hatte. Der Sprache wird unter Berufung auf die schweizerischen und schwäbischen Schriftsteller das Recht heimatlicher Färbung zugesprochen; denn die Schriftsprache gewinne oft sehr „durch einen Anhauch von Provinzialismus an Lebendigkeit und Mundrechtheit“. Die Schweizer sind wahrscheinlich auch bei der Taufe des neuen Almanachs Gevatter gestanden: in Bern erschienen bereits seit 1811 die „Alpenrosen“, aus denen sich als naheliegende Variation die „Alpenblumen“ ergaben. Die aufsteigenden

[1]) Bei einiger Umtulichkeit hätten die Herausgeber noch manchen Nichttiroler gewinnen können: Im J. 1828 z. B. erschien H. J. Collins Max auf der Martinswand: Immermanns Trauerspiel in Tirol: 1829 Rabenalts Drama Rudolf v. Montfort: Erzeugnisse, die in einem Tiroler Almanach den besten Platz gefunden hätten.

Zweifel am Gelingen des neuen Werkes werden tapfer niedergekämpft. Um grössere Teilnahme der Landsleute zu gewinnen, wird versprochen, in den folgenden Jahrgängen den „vaterländischen Stoffen“ noch grösseren Raum zu spenden. Die Fortsetzung dieses Vorwortes übernimmt ein schwunghaftes Einleitungsgedicht Mazeggers, der die Tirolia auffordert, nunmehr der Dichtkunst Kranz mit dem Siegeslorbeer, den sie sich in mancher blutigen Schlacht errungen, zu einen.

So segelten die Alpenblumen stolzbescheiden in den Ocean der Almanache und belletristischen Zeitschriften jener Tage. Sie durften mit Ehren erscheinen. In kleinstem Drucke brachten sie auf engem Raume reichlichen Inhalt von geistlichen und weltlichen Dichtern, die hier noch verbunden auftreten, ohne Spur von jenen Differenzen, die später das litterarische und politische Leben Tirols zerklüfteten. Die Producte in gebundener Rede überwiegen jene in Prosa weit, wie es der Jugend der Dichter entspricht: von 40 Beiträgen sind 31 in Versform abgefasst, wovon die meisten der Lyrik angehören. Im Lieder- und Balladenton wird von der Heimat und vom Tiroler Heimweh gesungen; dazwischen stehen religiöse Gesänge, teilweise tiefempfundene. Die Liebeslyrik ist dem Umfange nach stark, der Güte nach dürftig vertreten, besonders macht sich ein gesuchter Aufputz nach Art der süsslichen Schäferpoesie unangenehm bemerkbar; man vgl. etwa Strobls „Lied der Alpenschäferin“ mit dem Kehrreim:

Ach im Herzen regt es sich
Wunderlich!
Zicklein, Zicklein munter fort,
Fänd ich auch den Schäfer dort.

Zingerle und Lertha (= Thaler) bringen hübsche Naturlieder im Stile Matthissons, der erstere übersetzt auch die „Hymne auf Gott“ aus dem Arabischen; Lama singt Klopstock ein kräftiges „Eisfahrerlied“ nach; Skolien, Sinngedichte und zahme Xenien sind zur Abwechslung eingestreut. Den Beschluss macht Streiter, der in holprigen Versen „die Alpenblumen“ dem „Heimattal“, den Musen und „Unschuldsschwestern“ weiht.

Derselbe Streiter bringt auch den I. Act eines „vaterländischen Schauspiels: Oswald v. Wolkenstein", welches laut Vorwort bereits vollendet vorlag, aber niemals ganz veröffentlicht worden ist. Was hier geboten wird, weckt kein Verlangen nach Fortsetzung. In der I. der drei Scenen wird Herzog Friedrich von Bauern, Bürgern, dem Adel und verschiedenen allegorischen Figuren in Innsbruck feierlich empfangen, was mehr einen Festaufzug als die Einleitung zu einem historischen Versdrama gibt; in der II. Scene schickt Friedrich, noch misstrauisch wegen der früheren Umtriebe des Adels, die Ritter heim auf ihre Burgen, wo sie, getrennt, ihm weniger schaden können; dadurch verletzt, verschwören sich in der III. Scene die Herren von Starkenberg und Spaur gegen Friedrich, womit nun die eigentliche Handlung beginnen würde. Der Dialog ist breit und stelzenartig, ohne dramatische Kraft; in dem, was vorliegt, ist nicht Oswald, sondern Friedrich die Hauptperson.

Die übrigen Beiträge sind epischer Natur. In der „Tallilie" hat Streiter eine liebliche Legende in vierfüssige, reimlose Trochäen gebracht und dabei einen einfachen, innigen Ton getroffen; in Prosa behandelt Magnus Beyrer die sinnige Volkssage von der „Schale des Regenbogens", während Zingerle die arabische Erzählung von der Bürgschaft in seiner schlichten Weise übersetzt. Die historische Erzählung vertreten der Anonymus mit einer Geschichte der „Margaretha Maultasch" und Moosburg mit einer Geschichte der „Burg Friedberg". Den wichtigsten Bestand dieser Gruppe aber bilden zwei Novellen: die „Schauspieler" von Streiter und der „Liebeswahnsinn" von Schuler.

Aus Streiters „Künstlernovelle" spricht warme Kunstbegeisterung namentlich für das Drama und die Bühne, die er im Verfall sieht, woran Schauspieler und Publicum gleiche Schuld tragen. Die satirische Tendenz ist nur teilweise organisch hineingearbeitet: die Excurse über das Theaterwesen entspringen nicht aus der Situation und den Bedürfnissen der Erzählungspersonen, sondern aus dem Verlangen des Verfassers, seine Lehrmeinungen an den Leser zu bringen, und ermüden durch ihre Länge. Die Handlung ist dünn und wird durch die sprung-

hafte, abgebrochene Darstellung zerrissen; die Charakteristik reicht nicht über Anfänge hinaus. Um das lockere Leben vieler Schauspieler zu markieren, zeichnet der Verfasser eine anzügliche Scene, die selbst der Freundesgesinnung Steubs zu stark gewesen ist (Skr. 210).

Ungleich bedeutender ist Schulers „Liebeswahnsinn", ein Wertherstoff, nach Goethe's Vorbild in Briefform behandelt. Der Held der Erzählung (Julius v. Milten) schüttet vor seinem Vertrauten Franz das Herz aus wie Goethe's Werther vor Wilhelm. Als er sich aber immer weiter in seine Phantasiewelt verirrt, wirkt selbst milder Freundeszuspruch wie rauhe Verletzung auf ihn, so dass er nun auch den letzten Faden, der ihn mit der Wirklichkeit verbindet, abbricht und seine Empfindungen bloss dem Tagebuch anvertraut, bis er von Liebeswahnsinn gänzlich umnachtet wird. Das ist psychologisch und pathologisch Schritt für Schritt fein motiviert: die Überspannung des Geistes wirkt auf den Körper, der kränkelnde Körper wieder auf das Seelenleben zurück. So ist es auch bei der Lösung; denn der weiche Johannes lässt seinen Helden nicht untergehen, sondern führt ihn zur Heilung und Läuterung, zu einem neuen Leben, das der „Ausübung des Schönen und Edlen" gewidmet ist. Weniger gelang der weibliche Hauptcharakter Maria. Zwar ihr Fatalismus, bei dem die Einwirkung der Schicksalstragödien durchschimmert, wird sorgfältig begründet und erscheint nur ihr, der davon Betroffenen, als dunkles Verhängnis, während ihn der Leser als wohlgefügte Kette natürlicher Ursachen und Wirkungen erkennt. Aber übel wirkt ihre gänzliche Isoliertheit von der Aussenwelt, so dass sie auf Schloss Zenoburg bei Meran ohne leibliche Bedürfnisse wie auf der Insel der Seligen, oder bei ihr besser der Unseligen, haust und von ihrer Umgebung, die sie doch gehabt haben muss, keine einzige Person jemals sichtbar oder hörbar wird. Noch empfindlicher ist, dass der Reichtum ihrer Gefühlswelt, die ganze Trefflichkeit ihres Wesens, das den Julius gefangen nimmt, nur in seinen Briefen behauptet wird und nicht auch durch Reden und Handlungen ihrerseits zum Ausdrucke gelangt. So bleibt dieser Charakter ohne Tatsächlichkeit, ein

leeres Schattenbild. Die Verarmung und gänzliche Verinnerlichung der Handlung, die in Folge dessen sich einstellt, sucht der Dichter durch öftern Wechsel eines schönen Hintergrundes (Meran, Verona, Venedig) zu bessern, indem er zugleich davon neue Motive in seine Erzählung leitet. So gelingt es, die Spannung des Lesers festzuhalten und am Schlusse noch zu steigern. Er meidet alles Grelle und Laute; wo er einmal ein starkes Motiv aufgreift (z. B. den Mutterfluch), weiss er es zu mildern, indem er es in zeitliche Ferne rückt und nur einführt, um Gegenwärtiges durch Längstvergangenes zu erklären. Sein Stil ist nicht bilderreich, aber fein, sorgsam gepflegt, leichtbeschwingt, so dass man auch über eine gelegentliche Süsslichkeit unverdrossen hinwegliest. — Diese Novelle wurde an das Ende des Almanachs gestellt, offenbar um den Leser mit tunlichster Befriedigung zu entlassen und der Bestellung des nächsten Jahrganges geneigt zu machen.

Die Besprechung von Beda's Beiträgen habe ich bis jetzt aufgespart, um sie im Zusammenhang zu geben. Er bringt 6 Lieder, das erste mit dem Titel „Heimweh“ und einem Motto aus der Odyssee. Der Dichter sitzt in stiller, einsamer Zelle; Sehnsucht ergreift ihn; er blickt aufwärts und träumt sich aus der düstern Enge dieses Daseins hinüber in die lichten, freien Frühlingshöhen der ewigen Heimat, die schon seine Kindesseele anlockte:

Land, das ich als zarter Knabe
Schon im Geist geahnet habe,
Süsse Heimat, sei gegrüsst!
Ach! mit heissem Glutverlangen
Seh ich deinen Frühling prangen
Und des Heimwehs Träne fliesst.

Diesen Jenseitsfrühling malt er weiter aus. Er sieht zuerst (7—24) die Kämpfer, die sich bereits durch dieses Erdenleben siegreich durchgerungen (die Palme ist Symbol des siegreichen Kampfes) und für ihre Dulderträuen die Krone der Vergeltung erlangt haben; er preist diese Märtyrer der christlichen Liebe glücklich im ewigen Mai des Paradieses:

Rings umkränzt mit Ruhm und Siegen
Seh ich schon die Kämpfer liegen
Dort im kühlen Palmenhain;
Sehe schon das bessre Leben
Voll Verklärung sie umschweben
Wie der Frühe Purpurschein.

Wie ein Frühling strahlt vom Throne,
Duldertränе, deine Krone
Für den Kampf im Erdental:
Jede Zähre ist gewogen,
Bricht sich wie ein Regenbogen
In des Urlichts Sonnenstrahl.

Heil euch, Sieger, dort im Schatten!
Auf den holdverjüngten Matten
Lächelt euch ein ew'ger Mai;
Sicher vor des Todes Hiebe
Seid ihr, Märtyrer der Liebe,
Ewig jung und ewig frei.

Zu diesen Seligen oben fühlt sich der Dichter im Erdental hienieden als Contrast und führt das im II. Teile aus. Man würde erwarten, dass er dem entsprechend nun die Leiden der Erde ausmalte im Gegensatz zu den Freuden des Paradieses. Das tut er aber nicht, vielmehr bleibt er in der eingeschlagenen Richtung und träumt das schöne Leben des Jenseits weiter, aber so, dass überall der Gegensatz zum Irdischen von selbst in die Augen springt, auch wo er nicht durch die negative Form der Sätze (z. B. 27 „Wo das Elend nimmer stöhnt“) oder durch directen Hinweis (z. B. 45) ausgedrückt ist.

Aber ich im Tal hernieden
Weine, Land, nach deinem Frieden,
Wo das Elend nimmer stöhnt:
Wo des Urlichts Sonne leuchtet
Und der Strom des Lebens feuchtet
Und Triumpf dem Sieger tönt.

Land, wo keine Sensen mähen,
Ernten sonder Sichel stehen
Und die Ernte ewig währt;
Wo die Garbe selbst sich bindet
Und der Hunger Speise findet,
Die sich durch Genuss vermehrt;

Land, wo Liebe nimmer weichet,
Und Genuss den Becher reichet,
Der von Götterwonne schäumt;
Wo die adlerkühne Tugend
Aus der Wurzel zarter Jugend
Wie die Ceder Gottes keimt;

Wo die Freunde sich umarmen,
Um vom Froste zu erwarmen,
Der im Tal die Herzen eist,
Und auf ewig grünen Auen
Sich der Freundschaft Hütten bauen,
Die kein Windstrom niederreisst.

Diese Vorstellung von der ewigblühenden Freundschaft erinnert ihn an seine Einsamkeit, die ewige Dauer des Jenseits an die Vergänglichkeit des Diesseits, und weil das, was den Dichter bedrückt, auf allen Menschen lastet, geht er von der Einzahl in die Mehrheit über:

Ach! wie lange werd ich weinen
Nach der Luft in deinen Hainen!
Ach! wie lange, teures Land,
Werd ich matt und einsam wallen,
Wo im Herbst die Blätter fallen
Zur Verwesung hingebannt!

Ach! wir sä'n mit krankem Herzen,
Hoffen Freuden, ernten Schmerzen,
Unsre Mirthen sengt der Frost;
Die Verwesung malmt Gebeine
Und der Tropfen höhlt die Steine
Und den Stahl zernagt der Rost.

Diese Ausmalung der irdischen Nachtseiten steigert seine Sehnsucht nach dem Land der Klarheit (gegenüber der irdischen Dumpfheit) und der Wahrheit (gegenüber der irdischen Täuschung), er wähnt sich einen Augenblick schon emporgehoben in den Morgenschein des Paradieses:

Du nur, Land der ew'gen Klarheit,
Land des Lebens und der Wahrheit,
Hast das Gut, das uns genügt;
Nimm mich armen, lebensmatten
Pilger auf in deine Schatten,
Wo kein Schein das Wesen lügt!

Sieh! ich weine nicht vergebens:
Das Gefühl des bessern Lebens
Schauert sanft um mein Gebein,
Und vom Auge fällt die Hülle,
Mich umatmet Geisterstille
Und umglänzet Morgenschein;

Meiner Heimat gold'ne Auen
Kann ich in der Nähe schauen
Und der Lüfte Frühlingswehn
Kann ich atmen, voll Entzücken
In den Plan der Welten blicken
Und am Thron der Gottheit stehn!

Dieser kurze Paradiesestraum macht ihm die Nacht des Erdentales noch düsterer; nur durch die dunkle Kluft des Grabes erblickt er das Ziel seiner Sehnsucht, dem er erst durch die Todesstunde zugeführt wird, der er daher verlangend entgegenharrt:

Doch ich träume! — Noch im Staube
Ringt und zagt und weint der Glaube,
Späht durch eine dunkle Kluft,
Bangt und harrt der letzten Stunde,
Die ihn fort zum Geisterbunde
Aus des Tales Nächten ruft!

Mit der Sehnsucht nach der ewigen Heimat beginnt das Gedicht, mit dem Hinweis auf die Stunde, welche die Befriedigung dieser Sehnsucht bringt, schliesst es: das Gedicht ist abgerundet, gegliedert, durch eine, freilich kleine und ganz innere Handlung bewegt; die vielverschriene Dunkelheit Bs. ist nicht vorhanden, wenn man die Mühe nicht scheut, sich in seinen Ideengang zu versenken, was jeder Dichter mit Recht verlangen kann. Der Grundgedanke tritt klar hervor und deckt sich ungefähr mit jenem in Goethe's „Sehnsucht“: „Ach, diese bange tiefe Qual, Wie lange dauert sie auf Erden!“ Aber dieser Zusammenklang ist nur zufällig aus der gleichen Gemütsstimmung, die bei G. sehr vorübergehend war, entsprungen; nicht Goethe, sondern Schiller ist Beda's Muster: auch B. schafft schwunghafte Ideendichtung, von Empfindungsgehalt durch-

wärmt, von Antithesen im grossen und kleinen belebt. Im besondern schwebte ihm hier Schillers „Sehnsucht“ vor:

Ach! aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt ich doch den Ausgang finden u. s. w.

Während aber Schillers Sehnsucht sich auf ein unbestimmtes „schönes Wunderland“ richtet, hat die Bs. naturgemäss den bestimmten christlichen Himmel zum Ziele: ihm, dem katholischen Priester, ist alles Irdische nur ein Gleichnis, ein Hinweis, eine Vorbereitung für das Ewige. Von Schiller hat er auch das Motiv übernommen, die Schönheit des Paradieses (des „Wunderlandes“ bei Sch.) auszumalen. Schillers „schöne Hügel“ stellen sich zu Bs. „holdverjüngten Matten“ und „ewig grünen Auen“; Schillers „ewig jung und ewig grün“ variiert er zu „ewig jung und ewig frei“; Schillers „gold'ne Früchte“ und „Blumen, die keines Winters Raub,“ erzeugten Bs. Vorstellung von der „Ernte, die ewig währt“, Schillers „ew'ger Sonnenschein“ leuchtet aus Bs. „Urlichts Sonne“, und Schillers „Luft auf jenen Höhen“ wird hier zur „Luft in deinen Hainen“. Auch das stimmungsverwandte Gedicht Schillers „Der Pilgrim“, den ein „mächtig Hoffen“ und ein „dunkles Glaubenswort“ vom Irdischen zum Himmlischen hinüberleiten, wirkte herein, nur ist der Glaube bei B. nicht dunkel und unbestimmt, sondern klar und sicher. Abgesehen von diesen Parallelen, kehren noch andere Gedanken und Ausdrücke Schillers, besonders des jungen, öfters wieder. So Vers 4 das „Glutverlangen“ (aus Geheimnis der Reminiscenz); 69 „schauert um mein Gebein“ (Leichenphantasie: „schauern . . durch sein Gerippe“); der Hinweis auf Verwesung und Vergänglichkeit zur Contrastwirkung 55 ff. (Melancholie an Laura u. ö.); merkwürdig ist auch 81 das Bild: „der Glaube späht durch eine dunkle Kluft“ (erg. des Grabes hinüber ins schönere Jenseits), zu dem man in Schillers Freude eine auffallende Entsprechung findet, welche Bs. Bild noch deutlicher macht:

Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riss gesprengter Särge
Sie (die Freude) im Chor der Engel stehn.

Es liegt dieselbe Vorstellung zu Grunde, nur ist der grelle „Riss gesprengter Särge“ zur „dunklen Kluft“ gemildert. Das Aufschweben des Dichters vom Erdenleben zum Trone der Gottheit (67 ff.) erinnert lebhaft an das Aufschweben des Alciden (in Ideale und das Leben). Dazu kommen Schillersche Lieblingsausdrücke wie Flammen, Götterwonne, ewiger Mai (Sch. z. B. Elysium), sowie Schillers Lieblingsvergleich mit dem Regenbogen, dem Licht, das sich in farbige Strahlen bricht (17 ff.) u. dgl. m. Ich habe Bs. Zusammenhang mit Schiller in diesem Gedichte deswegen eingehender behandelt, weil er bei vielen Producten wiederkehrt, für ihn also charakteristisch wird. Den Einfluss Klopstocks, der Göttinger, Bardenlyriker und der älteren Tiroler Dichter haben wir schon früher beobachtet. Diese Einflüsse wechseln und durchkreuzen sich, doch so, dass Schiller immer mehr das Übergewicht gewinnt, während die Barden und verwandten Dichter immer mehr zurücktreten und schliesslich ganz verschwinden; man kann daher B. zu den bedeutenderen Nachahmern Schillers rechnen, oder noch genauer ausgedrückt: als einen ins Religiöse übersetzten Schiller bezeichnen. Der Einfluss der Klopstockgruppe wird bald durch den der Romantiker ganz verdrängt [1]); Schiller wirkt auch zwischen diesen weiter.

Durch sein Vorbild liess sich B. aber auch zu einem grossen Fehler verleiten. Schiller hat in der „Sehnsucht“ das Jenseits ausgemalt, jedoch nur leicht und in allgemeinen, mehr andeutenden als ausführenden Zügen; B. dagegen schildert

---

[1]) Wenn man die spätere Fassung dieses Gedichtes (Lieder S. 32) mit dieser ersten vergleicht, findet man viele Verse ins Romantisch-mystische hinübergearbeitet;

10—12 z. B. lauten da:

Und das höchste Liebesleben
Flammend um die Sieger schweben
Im verklärten neuen Sein.

64—66 lauten:

O so nimm mich aus dem Dunkeln
In das heitre Lenzesfunkeln
Deiner süssen Liebeslust!

Um einen schöneren Abschluss zu gewinnen, hat er noch eine Strophe hinzugedichtet:

Komm, o Tod, und reiche milde
Mir zum Gang ins Lichtgefilde
Den bekränzten Pilgerstab!

Singend will ich ziehn und wallen
Aus der Erde morschen Hallen,
Voll Triumph durch Tod und Grab!

breit, bringt eine Reihe erträumter Einzelbilder und erzeugt dadurch den Eindruck der Phantasterei, besonders in den Versen 31—48. Diese Neigung zum Übermass tut auch vielen anderen Gedichten Schaden: sein lebendiger Geist, seine reiche Phantasie führen ihm Mengen von Gedanken und Bildern zu, darunter auch solche, die ein feiner Geschmack oder kunstkritischer Sinn abgewehrt hätte. Bei seinem rasch vorwärts drängenden Wesen hat er sich auch selten Zeit genommen, die Gedichte zu überprüfen und sorgfältig auszufeilen; so bleiben verschiedene Unfertigkeiten stehen, die zu bessern gerade ihm sehr leicht gewesen wäre. Das sieht man im vorliegenden Falle an den verschiedenen Wiederholungen (vgl. z. B. 18 und 28; 32 und 33 f.), auch an ein paar eiligen Notreimen, so dass die Kämpfer im Jenseits „liegen“ (8) müssen, der Strom nur „feuchten“ (29) darf; ferner an dem allzukühnen Bild von der „Krone der Dulderträne“ (14). Gegner Bs. haben sich seit jeher über solche Mängel lustig gemacht, ähnlich wie es andere bei Schiller taten. Dem gegenüber muss man auch die Vorzüge betonen: kühnen Schwung, Sprachmächtigkeit [1]), Bilderreichtum und Bilderschönheit, den Anschlag inniger Empfindungslaute, den metrischen Formsinn, welcher schöngegliederte Perioden wie langhinhallende Accorde baut [2]). Auch andere von den Sängern dieses Almanachs gehen auf das Erhabene, so Mazegger, Beyrer, Lama; aber B. übertrifft sie weit: er ist ein reicheres Talent, was von seinen Sangesgenossen damals auch gern und neidlos anerkannt wurde.

Die nächsten von den Beiträgen Bs., die ziemlich gleichmässig über den ganzen Almanach verteilt wurden, sind „Die Muse“, die wir, da sie zu den ältesten gehört, schon oben S. 71 behandelt haben, und „An den Frieden“ (L. 180), von dem sich

---

[1]) Er gibt auch alten seltenen Wörtern neues Leben (malmen 58) und lebenden ungewohnte Prägung (eisen trans. 45).

[2]) Die Strophen gliedern sich metrisch und syntactisch in zwei Teile, deren jeder eine Periode mit doppeltem Vordersatz und einem Nachsatz ist.

in der alten (Giesen-)Handschrift nur Anfänge finden, der demnach erst jetzt ausgearbeitet wurde:

Dich begrüsst im frohen Liede
Auf der Heimat Felsenhang,
Wonnespender, süsser Friede,
Deines Sängers Lautenklang.

Der Dichter befindet sich in freier Natur, und dem entsprechend ist es nicht der Friede des Herzens, den er besingt, sondern der in der Natur:

Holde, segenreiche Stille
Atmet um den Keim der Flur,
Giesst der Blumen bunte Fülle
Auf den Teppich der Natur.

So schildert er im I. Teile den Morgenfrieden in der Frühlingslandschaft; um sie zu beleben, zeichnet er in dieselbe ein „Kindlein" auf der Mutter Schoss, das nach dem Blatt der Maienrose hascht, und führt, etwas süsslich, ein „sorgenloses Lämmlein", „weiss wie neugefallner Schnee", auf „betautem Blumenrasen" ein. Die Sommerlandschaft des II. Teiles wird in die Mittagszeit versetzt und durch die „liederreichen Schnitter" belebt; sie ist flüchtiger skizziert und umfasst nur drei der kleinen einfachen Strophen; um so ausführlicher wird der früchtereife Herbst gezeichnet mit der Weinernte und dem „zarten Mägdelein" im „Rosenlicht der Abendröte"; dem Abend folgt die Dämmerung und die Nacht, die alles zur Ruhe bringt und das Gedicht schön abschliesst:

Freundlich tönet durch die weite
Nachtbedeckte Hirtenflur
Friedehallendes Geläute
In den Schlummer der Natur;

Aller Müden Wimper sinket,
Jeder Laut erstirbt im Hain,
Und der St rn der Liebe blinket,
Alle Sorgen schlummern ein.

Durch die Wiederholung der Anfangsstrophe am Schlusse wird Anfang und Ende mit einander verbunden.

Das vierte Gedicht hat wieder ein abstractes Thema „Die Liebe“ [1]). Wie Schiller gelegentlich alles auf die Liebe stellt, so auch B.: „Nur die Liebe hauchet Odem meinem Geist“ und leiht das „Seherauge“; doch ist sie bei ihm wieder ins Geistliche gewendet: er versteht darunter die Gottesliebe, die ihn, wenn die Saat reif ist, auf der „Heimfahrt“ begleitet, den Tod besiegt und dessen dunkle Nacht in Rosenlicht verklärt, das zur Heimat leuchtet. Schillers „Sehnsucht“ spielt wieder deutlich herein. Schiller sieht einen Nachen ohne Fährmann; trotzdem „Frisch hinein .. du musst glauben .. nur ein Wunder kann dich tragen in das schöne Wunderland“. Ähnlich singt Beda:

Fest die Augen zugedrücket;
Nur dem blinden Seher glücket
Süsses Schau'n ins Wunderland.

Neben Schiller tritt hier zuerst ein anderer Einfluss bezeichnend hervor. Hatte Beda im „Heimweh“ die Vergänglichkeit und Verwesung alles Irdischen beklagt, wie es der junge Schiller gelegentlich tut, so zeigt er jetzt Lust, sie mit grassen Zügen, die aller Ästhetik hohnsprechen, zu zeichnen:

Stehst am dämmernden Gestade,
Darfst nicht zittern vor der Made,
Nur des Staubes Sichtung naht . . .
Hat die dunkle Nacht gebrütet
Und Verwesung ausgewütet,
Färbt die dunkle Flut sich rot.

Das ist Einfluss der Romantiker, namentlich von Zacharias Werner, der eifrig die Verwesung preist, welche mit Sehnsucht gewünscht werden muss, weil sie uns mit dem Unendlichen vereinigt. Schon in Innsbruck hatte B. „die Söhne des Tals“ gelesen, wo man überall auf Stellen stösst wie: das Leben wird im Tode nur geboren; die Wiege des Lebens ist das Grab; Leben muss Verwesung sehen; der Tod ist Brautkuss; Verwesung ist Gluterguss der Liebe u. dgl. mehr, was leider auf B. gewirkt hat. Weiterhin kamen noch andere Vorbilder dieser

---

[1]) In den Liedern S. 30 überarbeitet und mit ein paar Druckfehlern versehen, so gleich in der I. Str. meinen st. meinem.

Art hinzu und verstärkten die Wirkung, wie wir sehen werden.

Das letzte Gedicht „An den Gott des Weines“ (L. 173) ist eines der ältesten, schwächsten, überspanntesten; es behandelt das vielzersungene Thema in ureigener, aber nicht glücklicher Weise mit dem Horazischen Motto: „Narratur et prisci Catonis Saepe mero incaluisse virtus.“ Schon dass der Dichter nicht im Weinland, sondern im hochgelegenen Marienberg und mit dem Zusatz „27. September 1822 . . . Ich war noch nüchtern“ dichtete, stimmt bedenklich. Sein Gott erscheint denn auch nicht als der herkömmliche weinselige Bacchus unter Trauben, sondern als blühender Jüngling in der Frühlingsnatur, wie ihn wohl auch die Griechen vorübergehend als Symbol treibender Naturkräfte dargestellt haben:

Jüngling dort am Traubenhügel,
Wo der Frühlingswinde Flügel
Die erhitzte Wange kühlt . . .

„Traubenhügel“ und „Frühlingswinde“ passen nicht zusammen: hier liegt ein Fehler vor, den junge Dichter häufig machen, indem sie Geschautes und nur Gedachtes, die gleichzeitig nicht möglich sind, darstellen; so ist es auch in den folgenden Strophen, wo die Frühlingslandschaft weiter gezeichnet wird, während „der Most im Becher schäumt“ und „die Tonne“ an „des Hügels Blumenhang“ erscheint. Den überliefert n Motiven vermochte sich B. nicht in dem Masse zu entäussern, wie es für seine neue Auffassung notwendig gewesen wäre; so ergreift ihn schliesslich auch ohne Weingenuss dithyrambische Begeisterung und spiegelt ihm selige Zukunftsträume vor, die leider sehr unbestimmt sind:

Fort zu schönen Lichtgestaden
Flügelt mich am Zauberfaden
Meines Herzens dunkler Wahn;
Um die Inseln meiner Träume,
Um die Frucht der Lebensbäume
Kreiset mein verwegner Kahn.

Im einzelnen tritt wieder Schillers Einfluss zu Tage; man vgl. „stürmendes Entzücken“; „wonnetrunken“; „den Geist von

hinnen rafft"; „ewigjunges Götterleben"; „und mir ward das schönste Los (nach Hero und Leander: „und das schönste Los war mein"); besonders wirkte diesmal Schs. „Grösse der Welt" herüber: wie dort die Phantasie des Dichters als „kühne Seglerin" durch die Ätherräume, so fliegt sie auch hier „fort zu schönen Lichtgestaden" u. s. w. (in der vorletzten Strophe begegnet auch das in diesem Zusammenhang bezeichnende Wort „Segler").

Diese Gedichte Bs. fanden beim Erscheinen gute Aufnahme. Eine Besprechung der Alpenblumen im Tiroler Boten (am 20. und 27. XII. 27) setzt ihn in Contrast mit P. Zingerle: „Zingerle ist sentimental; ernst und erhaben Weber, sein dythyrambischer Schwung reisst alles mit sich fort". Auch die anderen Beiträge werden wohlwollend besprochen, nur Streiters Schauspieler mit beredtem Stillschweigen übergangen. Diese erregten auch in weiteren Kreisen Missbehagen, ebenso zwei andere sanfte Erotica: Beyrers „Erschaffung des Weibes" und Strobls „Schlaf". B. äusserte sich gleichfalls abträglich darüber, was Streiter erzürnte und zu Vorwürfen reizte, bis ihm B. eine scharfe „Erklärung" sandte (27. IX. 27): „Was ich (zu Giovanelli in Bozen) gesagt habe, wiederhole ich unverhohlen, nämlich dass der Almanach hie und da mit Liebeleien zu seinem grossen Nachteil befleckt ist und dass namentlich Ihre sog. Novelle beinahe nichts so gediegen ausspricht als die letzte Stelle, wo ein unverdorbenes Geblüt sich entfärbt. . . . Sie werden das nicht einsehen, und ich verlange es auch nicht und will mich gern mit dem Titel eines Schuftes und Pedanten brandmarken lassen. Aber die Richtigkeit Ihres Urteils müssen Sie mit der Gediegenheit Ihres Wissens und mit dem Glanz Ihrer Werke beurkunden, was noch nicht und namentlich nicht im Almanach geschehen ist. Dass Sie die Tyrannei soweit treiben, hätt ich nicht gemeint. Mein Urteil muss mir frei bleiben, so lange ich Odem habe, und was ich sage, mag man von den Dächern predigen . . . Ich lasse auch Ihnen und allen Andersdenkenden ihre Meinung; dass Sie aber mit den Hörnern leidenschaftlicher Befangenheit meine Überzeugung mir aus der Seele stossen wollen, ist mir nicht verdaulich und nötigt mir diese Erklärung ab, wenn sie auch die letzte sein sollte."

So sagte er ihm die Wahrheit und setzte ihm den Stuhl vor die Tür. Dieser Streit unter den Herausgebern verzog sich rasch, bald wurden sie gemeinsam angegriffen. Vielen „Altconservativen“ jener Zeit, die das Heil Tirols in möglichster Absperrung und „geistigen Ruhe“ erblickten, war ein solcher Almanach wie jede schöngeistige Bestrebung ein Dorn im Auge; sie machten Stimmung dagegen, und ihr Hauptvertreter, Jos. v. Giovanelli, gieng gegen die Herausgeber und Teilnehmer vor. Wir wissen, wie gerade B. diese Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit hasste. So erklärt sich sein zornmütiger Brief an Schuler (9. X. 27)[1]: „Giovanelli, das Vieh in Bozen, ist ganz fürchterlich auf unseren Almanach losgebrochen und schickt vor wenigen Tagen einen stolzen Pfaffen nach Meran, laut beim Superior zu klagen über meine und Pius Teilnahme; die Tendenz desselben sei verrucht und gotteslästerlich. Dein „Liebeswahnsinn“ wirke zerstörend ins Leben ein; ich hätte eine nicht viel bessere Tendenz und sei heillos; mein Weinlied und die Liebe seien monströs verwegen. Und so tiermässig weiter. Mir rann die Gall' ins Blut und ich schickte den Emissär mit Schande und Spott ans rasende Wild zurück. Ich habe mit ihm auf Tod und Leben gebrochen und will mit ihm weiter nichts zu tun haben.“ — Je freimütiger B. selber das Verfängliche getadelt hatte, um so mehr hielt er sich berechtigt, ungebührliche Angriffe abzuwehren. Zugleich suchte er alles Anstössige hinfür fernzuhalten, indem er Schuler beredet, die Redaction zu übernehmen an Stelle Streiters, der sich bei Aufnahme der fremden und eigenen Beiträge so nachsichtig gezeigt hatte: „Streiter lässt sich doch auch endlich in Güte zur Resignation bewegen. Er steht nicht am Platze.“ Beda's Wunsch ist in Erfüllung gegangen.

Trotz dieser Gegenströmung war das allgemeine Urteil über das neue Unternehmen günstig, auch der buchhändlerische Erfolg für den Anfang befriedigend[2]). Deshalb brachte der Som-

---

[1]) Abgedruckt von Pichler in Edlingers Littbl. I, 119.

[2]) Das wird bei der Besprechung des II. Bds. im Tir. Boten 1828 (am 8. XII.) ausdrücklich hervorgehoben.

mer 1828 den zweiten Jahrgang, der wieder beitragen sollte, „den menschenfreundlichen Hauch ästhetischer Bildung durch die Täler der Heimat zu verbreiten“, wie der Tiroler Bote gleichzeitig verkündete. Die Ausstattung hatte gewonnen: der Druck war grösser und schöner, das Papier besser, die Seitenzahl um ein Drittel vermehrt. Von den Kupfern gefallen weniger die historischen als die künstlerisch entworfenen und fein ausgearbeiteten Naturbilder von T. Vischer und Festorazzo. Die Lyrik ist stark zusammengeschmolzen, das Dramatische ganz verschwunden, aber das Epische um so reicher vermehrt, auch der Humor ist diesmal vertreten durch eine Novelle von L. Halirsch:[1]) „Der Spätling“. Zwei Charaktere, von denen der eine immer zu spät, der andere zu früh kommt, werden zusammengeführt. Der Spätling gelangt durch einen fein angelegten seelischen Entwicklungsgang hindurch zur Heilung von seinem Übel, während der Frühling, dessen Zeichnung etwas blasser geraten, durch einen sanften Tod aus der Erzählung entfernt wird. An ein paar Unwahrscheinlichkeiten der Handlung und Sprüngen der Darstellung üben wir lachende Nachsicht, weil wir durch kühne, überraschende Wendungen, durch bald feiner bald derber gesponnenen Humor entschädigt werden.

Die historische Erzählung, eine Biographie Erzherzogs Ferdinand, des Gemahls der Philippine, schrieb Moosburg (= Anton v. Froschauer), der bald darauf im Alter von 24 Jahren zu Innsbruck gestorben ist. Die Einleitungsgedichte stammen diesmal von Eduard Silesius[2]): zwei tiefempfundene Lieder, deren

[1]) Friedrich Ludwig Halirsch, in der Ludlamshöhle „Peter der Grantige“ genannt, hatte schon früher verschiedene Dichtungen in Wiener Zeitschriften (wie die „Cicade“, „Eichenblätter“) veröffentlicht und 1827 zu Brünn einen Band Novellen erscheinen lassen. Er war ein entschiedenes Talent, und mit Recht hat man getadelt, dass ihn Gottschall und andere, die über die Litteratur des 19. Jhdts. geschrieben, nicht berücksichtigt haben.

[2]) Er hat in der Folge eine bedeutende schriftstellerische Tätigkeit entfaltet auch als Dramatiker und Philosoph. Tirol war ihm besonders ans Herz gewachsen; vgl. sein Drama: „Kampf um Tirol“, Bunzlau 1842 (zwei Teile: a) Friedrich der Treue, b) Oswald von Wolkenstein).

Inhalt schon durch die Überschrift „Abschied von Tirol“ charakterisiert ist; ausserdem spendete er einen epischen Beitrag: „Vier Tagesskizzen in einem Rahmen. Ein Novellenkranz.“ Das „Vorwort“ schildert sinnig in vierfüssigen jambischen Reimpaaren das Treiben der Menschen während der vier verschiedenen Tageszeiten, woran sich die „Novellen“ reihen; es sind aber nur Situationsbilder. Im ersten, der Morgenscene, wird ein behäblicher Magister durch das Studium des übermächtigen Goethischen Faust von seinem Wahne geheilt, ein Dichter zu sein, und in Freude versetzt, dass auch ihm das Leben noch andere schöne Aufgaben gestellt hat, denen er sich mit Lust und Liebe widmen will. Schon dass die Hauptperson ein Schulmeisterlein ist und dass dies Schulmeisterlein einen symbolisierenden Namen (Treuherz) trägt, deutet auf Jean Pauls Vorbild, der auch bereits im Eingange genannt wird; dasselbe bezeugen die langen gespreizten Perioden. Die Mittagscene fällt bedeutend ab mit ihren sentimentalen Bauern und Hirten sowie mit einem zwar gut contrastierenden Städter, der aber stets traurig ist, ohne dass wir erfahren weswegen, von wannen er gekommen ist und wohin er zieht. Die Abendscene stellt ein einundzwanzigjähriges Mädchen in den Vordergrund, dem vor fünf Jahren der Bräutigam weg und in die Wirren der französischen Revolution gezogen ist, genau wie der erste Bräutigam der Dorothea in Goethe's Epos. Eines Abends kommt ein zerlumpter Bettler, der sich als Officier ausgibt; sein „düstrer, fester Blick kündete den vollendeten Menschenfeind aus Grundsätzen, die aus der Schlacke verkohlter Leidenschaften gebildet schienen.“ Nichtsdestoweniger setzt ihn die naive Sophie ohne weiteres an ihre Seite und lässt ihn von seinem stürmischen, wüsten Leben erzählen, was er glücklicher Weise nur in blassen Andeutungen tut, worauf sie ihm gleichfalls ihre Lebensschicksale mitteilt. Sie erkennen und freuen sich. Von dieser Colportageromanart hebt sich das Nachtstück eigenartig und kräftig ab. Es schildert das mitternächtliche Begräbnis eines Jünglings, der als Krüppel geboren wurde und in unaufhörlicher Kränklichkeit dahin gewelkt ist, ohne je geblüht zu haben. Auf dem Friedhofe, beim geöffneten Sarge, hält sein

Vater eine ergreifende Rede, um den Brüdern und Freunden des Verblichenen dessen Selbstlosigkeit und Ergebung in das traurige Los zu vergegenwärtigen, damit sie sich ihres besseren Geschickes freuen und sich zu voller Lebenstüchtigkeit heranbilden. An Stoff und Teilen der Ausführung könnten die „Modernen“ ihre helle Freude haben; doch vermag sich Silesius aus der grassen Wirklichkeit zu höheren Gedanken aufzuschwingen, die ihm die Hauptsache sind, selbst bei der blossen Naturbeschreibung kann man das beobachten. Ich will ein Beispiel hersetzen: „Es war eine laue Septembernacht, ein rauschender Südsturm schleuderte die zusammengeballten Wolkengebirge immer weiter nordwärts, bis das Allerheiligste der Natur, der flammende Sternenhimmel mit seinen Millionen Welten und allen seinen Geschöpfen, die darauf jubeln und weinen, enthüllt über uns hieng und in seiner Glorie uns zurief: ‚Sterbliche, was klagt ihr beim Anblicke der Unendlichkeit um den Tod eines Einzigen?‘ Ein blutroter Komet flackerte nördlich wie eine Leichenfackel.“

Den grössten Beifall unter allen Mitarbeitern erntete Johannes J. (= Schuler) mit dem tirolischen Stoffe vom Geigenmacher „Jakob Stainer.“ Auch diesmal setzte er sich ein seelisches Problem, das mit dem seiner früheren Erzählung verwandt ist. Die Sage meldet, dass der berühmte Geigenmacher von Absam im Wahnsinn gestorben sei. Wie nun dieser sich in ihm ansetzte, wuchs und ihn endlich überflügelt hat: das bildet den Gegenstand der inneren Handlung und ist mit grossem Geschick aus verschiedenen Ursachen hergeleitet, zunächst, wie sich bei einer Erzählung jener Zeit von selbst versteht, aus der Liebe und zwar zu einer Italienerin Chiara, der Tochter des berühmten Geigenmachers Vimerkati in Venedig; sie führt zu Gegensätzen, die durch die Grundverschiedenheit des deutschen und italienischen Charakters und Lebens immer mehr verschärft werden. Aus Venedig flüchtet er sich davor nach Tirol. Aber er ist für die Schönheit der Bergesheimat, die ihn einst beglückt, erblindet; in ihm bohrt die vielgepriesene und vielbeklagte Sehnsucht des Germanen nach dem Süden und nach seinem dort versunkenen Glücke. Da stirbt sein

Freund und ereilt ihn die heimtückische Rache der wälschen Sirene: er bricht in einem Nerverfieber zusammen, das ihm die Geisteskräfte für immer zerstört. Der Dichter hat also noch ein Medium eingeschoben und nicht verabsäumt, dasselbe frühzeitig vorzubereiten: schon in Stainers Jugend fallen heftige Erregtheit und Anwandlungen von Schwermut auf. Die Katastrophe wird also wieder aus psychologischen und pathologischen Ursachen hergeleitet. Es ist das Verdienst Schulers, durch diese Erzählung auch die archivalische Erforschung der wirklichen Stainergeschichte angeregt zu haben, welche sein Freund Sebastian Ruf begann. Diese förderte noch manches Motiv zu Tage: so den Kampf mit niederen Nahrungssorgen, die Qualen einer vieljährigen Judenschuld, die Trauer über den Tod des einzigen Sohnes, die Leiden, die ihm aus seiner Beteiligung an den religiösen Bewegungen jener Zeit erwuchsen. Schwer vermisst man in der Dichtung, dass nicht auch aus der Kunst Stainers ein gewichtiges Motiv hergeleitet wird, worauf später Gilm mit feinem Künstlersinn seine ergreifende Ballade „Jakob Stainer" gebaut hat.

Schulers Composition und Darstellung verschaffen dem nachprüfenden Leser viel Vergnügen. Wie weiss er gleich bei der Einfahrt in Venedig seine Hauptfigur, die vorn an der Spitze des Schiffes aufrecht steht, von der Masse der Mitreisenden abzuheben! Rasch führt er die Haupthandlung aufwärts bis zu einem Momente besonders starker Spannung, welches ihm die Aufmerksamkeit der Leser sichert, um erst jetzt die Vorgeschichte Stainers und Vimerkati's zu erzählen, die ihrerseits wieder spannende Motive ergibt, so dass der Leser nach der Vereinigung der Haupt- und Vorhandlung von gedoppelter Spannung weiter getrieben wird. Auch die äussere Handlung ist viel reicher als beim Liebeswahnsinn. Die handlungsstarken Partien werden von Stimmungsscenen abgelöst; man vgl. z. B. jene auf dem Lido, wo Stainer das erstemal das unendliche Meer erblickt, oder jene in St. Geminiano, wo er die ganze Herrlichkeit des richtigen Kirchengesanges erahnt. Gegen Schluss wird die Darstellung skizzenhaft: es ist doch ein grosser Sprung, den Chiara von der prima donna zur Bettlerin macht,

wir möchten ihn daher einigermassen erklärt finden; ihr Tod auf dem Grabe Stainers ist nur eine äussere Lösung, die uns nicht genügt, wir wollen vielmehr etwas von ihren inneren Kämpfen sehen und wie sie in denselben bestanden hat oder unterlegen ist. — Diese Erzählung wurde seit den Alpenblumen wiederholt gedruckt, 1861 auch in Schulers gesammelten Schriften von A. v. Schullern, der, selber ein Dichter, sie „eine Perle der deutschen Novellistik“ nennt; den Weg in die deutschen Litteraturgeschichten des 19. Jhdts. hat sie gleichwohl noch immer nicht gefunden.

Auch Beda erscheint diesmal unter den Epikern mit „Hocheppan, Phantasien eines Wanderers.“ Offenbar dem Stoffkreis entnommen, aus dem er sein Drama gestalten wollte (vgl. S. 75). Den äusseren Rahmen gibt die Schilderung einer Fusswanderung von St. Pauls bis zur Feste Korb (I. Teil) und von da bis Hocheppan (II. Teil). Den eigentlichen Inhalt bildet im I. Teil die Erzählung von einer ritterlichen Gerichtssitzung aus altdeutscher Zeit, natürlich nach Art der Romantiker stark hinaufidealisiert; alsdann die Volkssage vom Venedigermannl, beide geschickt an die wirkliche Örtlichkeit angeknüpft. Überraschend wirkt bei der letzteren das Bemühen, die sagenhaften Bestandteile entweder ganz zu verdrängen oder möglichst naturalistisch auszudeuten; ja B. macht auch den Versuch zu erklären, wie diese Sage im Volksmunde entstehen konnte und was sie eigentlich meint; dabei spricht er vom Segen der Naturbeobachtung, legt sinnige Gedanken über Welt und Jenseits, über Zeit und Ewigkeit ein und öffnet den Blick auf die Geschichte Venedigs, die sich gleichfalls in der Sage abspiegelt. Das ist originell und so gut in die Erzählung eingegliedert, dass man die didaktischen Absichten des Verfassers gar nicht merkt, nur hat er den Gesichtskreis des Volkes, der bei der psychologischen Erklärung einer Sage durchweg eingehalten werden müsste, mehrfach übersprungen. Auch über eine Unwahrscheinlichkeit setzt er sich gelegentlich kühn hinweg; so ist es z. B. eine starke Zumutung, dass die „blühenden Venediger Jünglinge und Jungfrauen“ dem herbeigeschleppten deutschen Bauern zu Ehren ein deutsches Bergmannslied singen;

vielmehr hatte der Verfasser dieses Gedicht seit mehreren Jahren auf Lager (es steht in der Gieseuhs.) und beeilte sich, es jetzt an den Mann zu bringen:

Tief in dunkeln Marmorhallen
Blitzt des Goldes Quell,
Durch das Reich der Geister wallen
Seine Wogen hell.

Nieder in die Felsenklüfte
Steigt der Menschengeist,
Wo kein Kahn die Flut beschiffte,
Wo kein Vogel kreist:

Führt den Quell am seidnen Bande,
Wie ein Lämmchen fein,
Aus dem trüben Geisterlande
In die Welt hinein.

Heil dem kühnen Menschengeiste,
Der die Fahrt bestand,
Durch des Abgrunds Tiefen kreiste
Und den Heimweg [1]) fand!

Im II. Teile, auf dem Wege nach Hocheppan, nimmt die Schilderei zu, ganz begründet: je höher er steigt, um so mehr weitet sich die Aussicht, um so mehr Burgen, Dörfer und Landschaften erreicht sein Auge; dabei belehrt er, ohne zu lehren, wie nicht nur romantischer Natursinn die Schlösser auf die vorspringenden Felsennasen gepflanzt, sondern wie ebenso practische Rücksichten für Schutz und Trutz, desgleichen das Bedürfnis nach weithinschauenden Signalstätten einwirkten. Auch ein Gedicht „An Friedrichs Bild“ (L. 234) wird wieder eingelegt mit der Bemerkung, er habe es im letzten Bauernhause vor Hocheppan am Ende eines Legendenbuches eingeschrieben gefunden und daran nichts geändert als den „unverdaulichen Rost der Sprache.“ Damit wollte er nicht nur dieses Selbsterzeugnis, das er möglichst volkstümlich gestaltete, — deswegen wählte er auch die einfachen Reimpaare — mit der Darstellung verknüpfen, sondern auch den richtigen Standpunkt andeuten,

[1]) In den Liedern S. 71 änderte Beda „Heimat“, wodurch der Schluss symbolische Ausdeutung erhält.

von dem aus es beurteilt werden soll: es ist ein „Freudenlied“ der Bauern, die von ihrem Friedel mit der leeren Tasche singen:

Du schaust mit edelm Fürstensinn
Auf Deine lieben Bauern hin
Und siehst ihr braunes Angesicht
Und zählest ihre Garben nicht [1]).
Denn wenn der Adel Dich verrät,
So ist's der Bau'r, der treu besteht;
Drum lieb ich Dich, o Friederich,
So lebensfroh und inniglich:
Drum sing ich, von der Arbeit müd,
Am Abend Dir ein Freudenlied.
Wer treue Bauern schätzen kann,
Dem steht die Krone lieblich an;
Drum jauchz ich in das Tal hinaus:
Es leb der Friedel und sein Haus!

Bei den „riesenhaften Trümmern“ Hocheppans angekommen, erinnert er sich an die Geschichte dieses Geschlechtes, an die Burgen, die es gebaut, an die Stifter, die es gegründet hat: dabei gerät er wirklich in „Phantasie“ und vergisst gänzlich die „urkundliche Achse“, von der er einmal spricht: er schildert die Hocheppaner, wie sie hätten sein sollen, als die tapfersten Grenzwächter deutschen Wesens im Etschtal und häuft auf ihre Häupter noch viele andere edle Qualitäten, die sie nie besessen haben. Zur Beförderung angenehmen Wechsels erzählt er schliesslich noch eine Sage, schmückt sie aber mit verschiedenen unvolkstümlichen Zutaten aus Schillers „Alpenjäger“ und dem Einleitungsgesang des „Fischerknaben“ im Tell aus. Wie der Fischerknabe, so sinkt bei B. der Hirte am Ufer des Sees in süssen Schlummer und „lächelt hold im Wundergefilde seiner Träume.“ Aus dem See taucht das Naturwesen auf, das jedoch den Jüngling nicht gefährdet, sondern sich gegen die Jäger wendet, welche die Gemse verfolgen; denn dieser Jüngling ist der Schützer des Wildes wie der Bergesalte in Schillers Alpenjäger, und die Angst der gehetzten Gemse wird in auffallend ähnlicher Weise wie bei Sch. ge-

[1]) Erg. um vom Fiscus einen Teil davon eintreiben zu lassen.

schildert; man vgl. Bs.: „Die Gemse keucht im fliegenden Laufe durch die Felsen hin . . . die Gemse hangt atemlos an einer schwindlichen Felszacke . . . Da wendet sie sich, gefoltert von Todesangst, zu ihren Verfolgern um und eine heisse Träne tritt ihr ins Auge und fleht sie um Menschengefühl und Erbarmen an. Doch die Mordlust kennt die Grenze der Menschheit nicht“ — mit Schillers: „Vor ihm (dem Jäger) her mit Windesschnelle flieht die zitternde Gazelle. Auf der Felsen nackte Rippen klettert sie mit leichtem Schwung . . . Jetzo auf den schroffen Zinken (‚Felszacke‘ sagt Beda) hängt sie . . . Mit des Jammers stummen Blicken (bei Beda „Todesangst“) fleht sie zu dem harten Mann, fleht umsonst.“ Nun tritt bei Schiller der Bergesalte „plötzlich aus der Felsenspalte“, bei B. schwingt der Jüngling „plötzlich um die ragenden Zinnen“ hilfreich seinen Speer. Das stimmt doch sehr auffallend, zum Teil sogar im Wortlaute, weswegen ich ein paar Wortparallelen unterstrichen habe. Nur vereinzelt blickt aus der aufgetürmten Überzierde ein Zug echter Volkssage durch: z. B. wenn der Berggeist nächtlicher Weile die Alpenblumen mit Honig, das Gras mit Tau versorgt.

Hier trat uns Beda zum erstenmal mit einem grösseren Stück in Prosa entgegen. Sie unterscheidet sich stark von jener Schulers; diese ist nicht bilderreich, aber einfach, natürlich, gefällig. Beda geht auch in der Prosa auf das Erhabene, Schwunghafte, Glänzende, überfüllt sie mit Bildern, Vergleichen, Tropen und Figuren; er hat ein gutes Auge für das Grosse und Malerische in der Natur; aus seiner Begeisterung für das Geschaute strahlt Wärme in die Darstellung; er componiert im ganzen gut, löst bei Beschreibung das Nebeneinander in Nacheinander auf, wechselt die Gegenstände, Tonarten und Stimmungen. Das Übel kommt von den leidigen Übertreibungen. „Himmlisch verklärt“ wandeln ihm die alten Rittersfrauen durch die Gaue; die „kräuterreichen Gefilde (der Seiser Alpe) träufeln von Honig und Milch“ und solche Überstiegenheiten mehr. Um den Pomp zu mehren, bringt er auch Dinge zusammen, die nebeneinander nicht zu finden sind: z. B. die blühenden Gesträuche und den Gesang der Winzer (vgl. oben S. 118). Am

meisten verstimmt die oftmalige Wiederholung von Lieblingsvergleichen und Kraftwörtern, wodurch trotz der Mannigfaltigkeit des Inhaltes eine gewisse Eintönigkeit hervorgerufen wird. Je weiter er schreibt, um so mehr erhitzt er sich, um so häufiger werden diese Fehler und verdunkeln die unläugbaren Vorzüge; daher ist die erste Hälfte dieses Prosastückes besser als die zweite. Beda zeigt sich auch hierin als übertreibender Nachahmer des jungen Schiller, der der Abklärung zu schönem künstlerischen Mass noch gar sehr bedarf. Er würde dieselbe früher und leichter erreicht haben, wenn rechtzeitig eine strenge und doch billige Kritik auf ihn gewirkt hätte. Allein mit der Kritik hatte Beda immer Unglück: jetzt wurde nur gelobt, die Schattenseiten blieben unberührt, diese Kritik konnte ihn nicht fördern; später wurde nur getadelt, die Vorzüge blieben unbeachtet, und diese Kritik geringschätzig unter den Tisch zu werfen, hatte er das Recht. Der Tiroler Bote schrieb damals: „Wahre Originalität und echtpoetischer Geist bezeichnen den Verfasser als Meister in solchen Ausflügen. Durch Tiefe der Gefühle, Lebendigkeit der Phantasie und Erhabenheit der Sprache reisst er uns zu einer Höhe empor, wo er selbst einheimisch ist und uns ein Lichtglanz umfliesst, in welchem das gewöhnliche Tun und Treiben der Menschen eitel und kleinlich erscheint. Freilich werden manche, die sich in der Gemeinheit gefallen und nirgends sicher zu stehen glauben, als wo sie ihre Füsse fest in die Erde eingestampft haben, über die Kühnheit des Fluges schwindlicht werden und nach dem Festland der Prosa seufzen. Aber der Verfasser gebärdet sich im ganzen Aufsatze so unbekümmert und sorglos um den Beifall derjenigen, die also gesinnt sind, dass er auch offenbar nicht die Absicht haben konnte, für sie zu schreiben.“ . . . Wer mit manchem im Taschenbuche nicht zufrieden ist, „findet vielleicht in den grossartigen Idealen des Beda gerade das, was er sucht und was ihm am meisten gefällt.“

Ausser „Hocheppan“ hat Beda noch zwei Lieder beigesteuert. Im ersten, dem „Gemsenjäger“ (L. 196), schildert der Schütze sich selbst und sein kühnes Jägerleben. Bei Morgenanbruch erhebt er sich aus dunkler Au und steigt aufwärts zu

den luftigen Alpenhöhen und weiter bis unter den Gletscher. Dabei ist er sich bewusst, dass er sein Gewehr nicht nur für das Wild, sondern auch zu ernster Tat fürs Vaterland trägt (Str. 1—5). Im II. Teile (wieder mit 5 Strophen) beginnt die Jagd: er ruft den treuen „Fido"; der treibt den Gemsbock am Bergesquell auf, den sein Schuss alsbald niederstreckt:

Der Schuss entfährt mit lautem Knall
Und saust ans teure Ziel,
Mit Jubel rufts der Widerhall:
„Der junge Gemsbock fiel!"

Im letzten Teile (4 Strophen) folgt noch ein äusserer und innerer Aufschwung: er steigt hinauf auf die Spitze des Berges, aufs Wetterhorn, und spannt dort „des Geistes Fittig aus." Wie Faust fühlt er sich emporgehoben in die Regionen des Blitzes, ja ins „ferne Geisterland." — Gute Composition, symmetrische Gliederung; auch hat er verstanden, den an sich unbedeutenden Stoff geistig zu vertiefen. Aber rasch gegriffene Worte („von meinem Schuss berührt!") und selbst im Munde des Wildschützen überschlagene Vergleiche (der „scharfgezielte Schuss herzt (!) den Gemsbock weich und lind") schaden auch hier.

Das andere Gedicht „Frühlingsfeier" (L. 28) verfällt in jene Art, die wir bei der „Liebe" (S. 117) besprochen haben. Zwar der Anfang hält, was der Titel erwarten lässt; aber dann beobachtet der Dichter die Wirkung des Frühlings nur mehr an den Stätten des Todes und der Verwesung: das gibt zwar packende, aber nicht schöne Contraste. Verse wie:

Wo die Gräber sich bemoosen,
Sprosst das Leben auf in Rosen
Und verklärt den Leichenstein

lesen wir noch gern, weil sie nicht nur ein schönes Bild geben, sondern auch die Macht und Schönheit des Frühlings, der selbst den Leichenstein verklärt, eindringlich machen. Aber wir wenden uns ab, wenn er singt:

Durch gesenkte Todtengrüfte
Schauern junge Frühlingsdüfte,
Tod und Leben gatten sich.

Das realistische „gesenkte" (wegen des aufgetauten Bodens) macht die Verse noch krasser. Erst am Schlusse findet der Dichter wieder einen versöhnenden Accord:

Sanft gewiegt vom Frühlingswinde,
Säuselt frischbelaubt die Linde,
Winkt uns Freud' und Frieden zu.

Nun folgt der Hinweis auf den einstigen „ewigen Frühling."

Die übrigen Lyrika dieses Bandes stammen von Strobl, der diesmal das Beste gespendet, was er überhaupt gedichtet: ein kraftvolles Zecherlied, das einen guten Componisten eher verdienen würde als ein paar Dutzend andere, die heute gesungen werden; ferner von Pius Zingerle, der „mit der frommen Träne geistiger Inbrunst" ein Marienlied dichtete; auch Streiter erscheint mit einem frommen Sonett: „Die Betende", ein Seitenstück zu Matthissons bekanntem Gedichte; Lertha mit einer sinnigen Naturausdeutung („das Naturgesetz"); Manfred mit zwei alltäglichen Liedern. Eduard v. Bauernfeld bringt ein geklügeltes, noch recht jugendliches Gedicht „Bei einer blühenden Aloe", das beginnt:

Aloe, du hehre Blume,
Mit dem Honigkelche du,
Ja, du blühst gleich edlem Ruhme
Selten, — doch den Wolken zu.

Auch andere Blumen tragen „Honigkelche" und blühen „den Wolken zu." Besser sind die vier Sonettenpaare Hermanns v. Hermannsthal „Die Wachsenden", welche das Sanfte und Wilde, das Zarte und Starke zuerst in der Natur (Bach und Strom, Luft und Sturm, Licht und Feuer), dann im Menschenleben (Knabe und Mann) zwar mit einigen auffallenden Vershärten, sonst aber anschaulich und sinnig besingen. Immerhin werden die jungen Tiroler Dichter des Almanachs von diesen jungen Nichttirolern, die sich in der Folge bedeutendes Ansehen errangen, mehr gehoben als gedrückt.

Über Anstössigkeiten wurde diesmal nicht geklagt. Trotzdem war die Gegenströmung nicht verschwunden. Am 5. II.

1829 schreibt Beda an Streiter: „Giovanelli hat mit seiner Frau wieder für gut befunden, an mir seinen Zorn auszulassen; aber ich bin doch gesund, Gott sei Dank." Zweifellos übte sie nachteiligen Einfluss auf die Zahl der Käufer, die nicht zur gewünschten Grösse hinanwachsen wollte; daher ist der III. Jahrgang bereits wieder dünnleibiger. Beda bringt darin nur eine Fortsetzung seines „Hocheppan". Diesmal führt ihn der Weg vom Wartturm Hocheppans zur Felsenburg Festenstein, die einst den Hocheppanern gehörte. Die Darstellung ist in der früheren Manier gehalten, die Stimmung der Naturbilder noch stärker gefühlt. Hier eine kleine Probe: „Festenstein droht riesenhaft ins Tal herunter. Kalksteine, welche die rinnende Welle gebleicht hat, bedecken wie Heldengerippe bis Andrian die Höhlungen, welche der stäubende Wildbach in die Felsen fegte, und ertödten jeden herzerfreuenden Sprössling des südlichen Himmels. Zu beiden Seiten des Absturzes starrt das Gebirge wie ausgebrannt in verwitterten Gruppen empor, und schaurige Einsamkeit weht mit Todesgedanken um die Seele des Pilgrims. Zerstreute Föhren, ohne Lebenskraft und liebliches Grün, ragen in die Luft hinaus und seufzen unheimlich und trostlos über den stockenden Lebenspuls der Natur. Unten steht, nach der einen Seite mit dunklem Grün umwachsen, die Feste der Edlen von Andrian, und tieftrauernde Schwermut rauscht mit schwarzem Fittig um ihr eingesunkenes Gemäuer. Auf der andern Seite zieht sich am Berge die verlassene Stille eines Fichtenwaldes gegen Nals hinauf." — Die Schilderei umrankt wieder die sagenhafte Erzählung von einem Festensteiner Ritter und seinem Sohne, die wie zwei Ritter Toggenburge von der Sehnsucht leben, zwar nicht nach der Geliebten, sondern nach der verstorbenen Gemahlin, bzw. Mutter, bis diese sie zu sich ins bessere Jenseits ruft. Die Sehnsucht nach dem „himmlischen Wiedersehen" hat er auch in der Gestalt eines alten Harfners, der nach der Sage mit seiner Musik die Verlassenen in den reinen Lüften der Berge tröstet, personificiert Derselbe singt auch ein Lied der Sehnsucht (L. 36):

Heil dir, süsses Wiedersehn,
Wo auf lichten Sternenauen
Gottes Wonnen niedertauen
Und um grüne Palmenhöhn
Zarte Minnelieder wehn!

Nach Inhalt und Ausführung verwandt mit „Heimweh“ (oben S. 109).

Aus den Schlossruinen und der Gebirgseinsamkeit Beda's führt uns Eugen Wessely [1]) mit seiner Erzählung „der Fremde“ in die schwüle Atmosphäre der Städteniederung; statt der idealen Rittergestalten vergangener Zeiten stellt er entnervte, sittenlose Salonlöwen der Gegenwart vor unsere Augen. Die Seele beider Dichter aber ist gleichgestimmt, wenn sie auch das Menschheitsbild von der entgegengesetzten Seite zeichnen, indem jener das Glück der Gebirgswelt preist, dieser den Fluch des Grossstadtlebens schildert; auch Wessely bläst am Schlusse seiner Erzählung die düsteren Stadtnebel mit frischer Landluft auseinander. B. hat sein Werk mit „Phantasien“ überschrieben, W. hätte denselben Beisatz machen können; denn was er uns bietet, sind wirklich Phantasien voll düsterer Tragik, in denen der Tod leibhaftig auftritt, die tolle Sünderzunft dieser Don Juans niederwettert und zum Kreuz kriechen macht. Und wie Beda mit Vorliebe vom Diesseits ins Jenseits hinübergreift, die Frühlingsdüfte mit Grabesluft mischt, so kehrt W. Goethe's weltliche Mignonballade ins Geistliche, indem er den Tod singen lässt:

Kennst du das Land, wo unter falbem Grün
Ein Bett dir winkt von welkem Rosmarin,
Wo Grabesluft statt lauer Lüftchen weht,
Wo hoch das Kreuz am niedern Hügel steht?
Kennst du es wohl? dahin, dahin
Musst du und ach! wir Alle ziehn.

Das alte Motiv, den Tod zum ständigen Begleiter des Sünders zu machen, der mit kaltem Hohn am siechenden Körper

---

[1]) War Gymnasialprofessor, hatte serbische Volkslieder (1826) übersetzt und schöne Elegien unter dem Titel „Saveblümchen“ herausgegeben.

die wachsenden Früchte der Sündenblüten belächelt, ist gut für moderne Verhältnisse umgebildet und spannend durchgeführt, so dass man geneigt wird, bei Unwahrscheinlichkeiten der Handlung und bei caricaturmässigen Zügen in der Charakterzeichnung ein und selbst beide Augen zuzudrücken.

Der nächste Erzähler, Streifer, führt wieder in die Tiroler Berge zurück. Seine „Schützenbraut“, die „schöne Lise“, ist ein Gebirgsgretchen, die ihr Kind aber nicht ertränkt, sondern am Leben lässt und ihre Schuld anno 1809 durch tapfere Kriegstaten sühnt, bis sie den Heldentod auf dem Schlachtfelde stirbt. Das Vorbild Goethe's zeigt sich am deutlichsten in der Scene, wo „schön Lis“ zum Marienbild, das sie mit Bändern und Kränzen geschmückt hat, emporbetet. Aber schon dadurch unterscheidet sich diese Versnovelle von Goethe's Drama, dass nicht die Liebeszeit, sondern nur das Bussleben dargestellt wird; ausserdem bedingte die Verschiedenheit der Charaktere, der Verhältnisse und Örtlichkeiten eine Reihe abweichender Motive, so dass die Erfindung immerhin das Lob der Selbständigkeit beanspruchen darf. Die Ausführung dagegen ist wie bei St. gewöhnlich[1]) weniger zu rühmen. Die Geschichte wird wieder wie bei den Schauspielern nur in einzelnen Scenen vorgeführt, die ohne kunstgerechte Übergänge nacheinander gestellt und mehrfach nur flüchtig skizziert sind. Die jambischen Vierfüssler sind ungewöhnlich holpericht. Der Versuch, lauter stumpfe Versausgänge zu bilden, was er gleichwohl nicht consequent durchführt, verleitet ihn zu fortgesetzten harten Apokopen, und das Streben, die Verse paarweise zu reimen, zu allerlei Flicken, schielenden Ausdrücken und Sprachvergewaltigungen: die gefallenen Baiern müssen z. B. noch am Boden „krächzen“, damit er einen Reim auf „ächzen“ gewinnt, daneben müssen sie auch „zähneknirren“; man höre:

[1]) Dieser Mangel betrifft beinahe alle Gedichte Streiters, wie auch seine Freunde, sogar Steub, oft genug hervorgehoben haben; vgl. Sängerkrieg S. 101 f.

Und nur ein dumpfes Zähneknirren
Ertönt oft durch der Schwerter Klirren
Von jenen, die am Boden krächzen
Und mit dem letzten Todesächzen
Den Grimm, dass sie ein Bau'r erschlagen,
Noch übers Grab hinüber tragen.

Aus demselben Grunde darf der Arm des Grenadiers den Schützen nicht umschlingen, sondern nur „umkreisen“, denn der folgende Reim heisst „reissen“. Des öftern gerät er von Poesie in Prosa, wie man ihm das Suchen nach Bildern und Vergleichen mehrfach anmerkt. Man möchte wünschen, seine Verse hätten so viel Poesie mehr als die Prosa Beda's zu viel hat. Einige Anzüglichkeiten hat er auch diesmal nicht zu unterdrücken vermocht. Dagegen nahm er sich in seinem nächsten Beitrage, der schon ein anzügliches Thema hatte, beim „Fensterlen, einer Idylle“, zusammen: eine lustige Schnurre, umrankt von verschiedener Kleinmalerei nach Vossens Luise. Der Hexameter bereitet ihm mitunter Not, aus der er sich gewalttätig befreit, indem er die Worte der Schriftsprache nach Bedarf verkürzt oder verlängert; so beginnt er z. B. mit dem Vers: „Eng in der wohnlichen Stub', bei der knisternden Flamm' des Kamins“, und gleich dahinter weiss er sich nur mit „abwechselend“ aus dem Dactylus zu retten. Ähnlich behilft er sich in einem beschreibenden Gedicht „die Alpe“, welches diesen Band einleitet und in dem auch vom Fensterlen, Küssen, Halsen und Wangenkneifen des Senners bei der Sennin die Rede ist; die technischen Ausdrücke der Sennhütte wie jodeln, Kaser, schnalzen, Schnodahaggen, Rahmmuss, hanggeln u. s. w. nehmen sich im antiken Hexameter aus wie ein Bauer im Frack.

Die beiden anderen grösseren Erzählungen dieses Bandes führen uns in die romantische Zeit der Ritter und Minnesänger zurück. Der „Unheimliche Bräutigam“ des Eduard Silesius hat den leibhaftigen Teufel zur Hauptperson, dessen Daseinsberechtigung in der vorliegenden Geschichte der Dichter kurzweg aus der Volkssage herleitet, weswegen er zum Titel den Zusatz „Volksmärchen“ macht. Der Böse erscheint hier aber nicht

als Junker, der sich für Hab und Gut und alle Herrlichkeit der Welt die Seele seines Opfers verschreiben lässt, sondern schlauer und versteckter als glänzender Ritter, der im Werbeturnier um das schöne Schlossfräulein Brunhild alle andern Recken in den Sand streckt und rasch nicht nur die Hand, sondern auch die Liebe der Vielbegehrten gewinnt, was er selber als „Fingerzeig des Himmels" erklärt; auch weiterhin hält er sich tapfer und brav und lässt sich sogar vom Geistlichen verloben. Da kann niemand der minniglichen Maid verargen, dass sie diesem Tapfersten und Schönsten mit den „grossen und dunklen Flammenaugen" alle ehrbare Lieb und Treue bezeigt. Eine vorübergehende Traumwarnung und die geheimnisvollen Anspielungen eines Sängers können gegen die klare, schöne Wirklichkeit nicht aufkommen; auch dass dieser Graf sich Diabolino nennt, erregt keinen Anstoss, weil die alten deutschen Ritter nicht Italienisch zu kennen brauchen, ebenso wenig fällt der Name seiner im „fernen Franken" liegenden Burg „Teufelstein" bei den grimmigen Burgnamen jener Zeit auf; seine Neigung zu Fluch, seine Abneigung vor Gebet teilt er gleichfalls mit vielen Standesgenossen von damals: aus all dem ergibt sich für Brunhild noch keine Ahnung, ihr Ritter sei der Teufel, und damit fehlt ihrer Liebe die tragische Verschuldung, die der Dichter gleichwohl haben wollte. Er weiss sich nun nicht anders zu helfen, als indem er die beiden zu einem merkwürdigen Duolog zusammen führt. Diabolino beteuert ohne jede Veranlassung, dass er sich ihretwegen sogar „dem Bösen in die Arme werfen" könnte, worauf sie ihn gleich übertrumpft: „Deiner Liebe darf die meinige nicht nachstehen — die Hand zum Schwur erhebend — Du bist mein Gott"! Diese Gottvergessenheit ist bei der sonst frommen Brunhilde um so weniger möglich, als sie ganz überflüssig ist, weil sie sich ja keines Gegensatzes zwischen Diabolino und Gott bewusst sein kann. Hier fehlt die Einheit des Charakters. Allein damit hat der Dichter wohl die Verschuldung, aber noch keine Verwicklung gewonnen. Um auch diese herbeizuführen, verwandelt er den bisher klugen in einen dummen Teufel, der sich einen „Stiefel" herabzieht, weil er „ihn drückt" (wobei Brunh. den

Pferdefuss des alten Volksteufels erblickt), der ferner einen tollen Zauberspuck nach dem Muster von Auerbachs Keller veranstaltet, bloss um sich und den anderen einen Jux zu machen, wodurch die Entdeckung unvermeidlich wird: lauter Schwächen im Wendepunkt! — Die Reue, der Kampf mit dem Teufel vor dem Kreuze, die Busse sind schön durchgeführt; die Erzählung weist auch sonst Stellen von grosser Kraft auf, wie schon der Versuch, den oft behandelten, grossartigen Stoff in neue Form zu bringen, alles Lobes wert ist.

Die andere Erzählung, „die Teufelsburg“, von Schuler, nur mit dem Namen an denselben Stoff anklingend, erweist den Dichter neuerdings als feinen Psychologen, als den wir ihn schon kennen. Das Problem — wieder aus der Volkssage — war schwieriger als jenes beim „Stainer“. In einem der wildesten Täler der Tiroler Kalkalpen hinter der Frau Hitt, wo nur mehr einzelne kümmerliche Oasen aus der Felsenwüste dem seltenen Fusswanderer entgegenschauen, hängt auf steiler Wand ein Steingebilde, das täuschend den Trümmern eines Schlosses ähnlich sieht. Das Volk nennt es die Teufelsburg, weil sie einst der Teufel vernichtet habe. Der Dichter musste nun zweierlei darstellen und poetisch erklären: warum wurde in solche Einöde eine Burg gebaut? Und wie gieng diese in Trümmer? In den Vordergrund stellte er eine Gräfin von Thaur, verlieh ihr die Abkunft aus kaiserlichem Geblüte und machte unbegrenzten Hochmut zur treibenden Kraft ihres Seelenlebens. Daher war ihr die gräfliche Stellung zu niedrig, die Umgebung zu gering; sie verlangte nach einer Bahn, die stolz aufwärts gienge. Allein der Graf wollte vom Hofleben nichts wissen, er liebte Heimat und Häuslichkeit und einen Kreis guter Freunde. Sie verscheucht die Freunde durch spitze Hochmutsreden, macht ihm das Haus durch Herrschsucht zur Hölle. Immer öfter zieht er zur Jagd ins Gebirge, immer länger bleibt er aus, bis er endlich in den Felswänden verunglückt. „Es gibt Gemüter, welche im Unglücke noch viel unbeugsamer werden, wie der Kiesel seine Härte funkensprühend erst dann bekundet, wenn ihn der Schlag des harten Stahles trifft.“ So diese Gräfin. Doch die wehrlose Witwe erntet jetzt die Saat ihres

Hochmutes: alle, die sie zurückgestossen und gekränkt, erheben sich gegen sie mit dem Vorsatz kleinlicher Rache. Sie aber verschliesst die Qualen des verletzten Gemütes tief in ihre Brust, setzt dem Trotze noch starreren Trotz, dem Hohne noch bitterern Hohn, dem Stolze noch grösseren Stolz entgegen. Hochmut paart sich mit Menschenhass, der sie in die weltfernste Einsamkeit drängt, während die unaufhörlichen Verletzungen, Schädigungen, Verfolgungen ihr auch von aussen her den bisherigen Aufenthalt unmöglich machen. So steigt sie über das Gebirge und baut eine neue Feste in das menschenleere Waldtal hinter der Frau Hitt. Die erste Aufgabe ist gelöst. — In dieser Wildnis vertrocknen die letzten Reste menschlichen Gefühls, erstirbt selbst die Empfindung für die grossartige Natur. Ihre Tochter wächst heran, und das abschreckende Beispiel der Mutter erzieht sie naturgemäss zum Gegensatz. Als Heinrich von Boimund, der junge Ritter und liebliche Sänger, auf der Jagd sich in dies Tal verirrt, geht ihr das Glück der Liebe auf. Nun beginnt der Verzweiflungskampf reiner Liebe mit den starren Lastergrössen des Hochmutes und Menschenhasses in dreimaliger Steigerung, bis die Mutter den mutigen Werber von ihrem Gefolge über den Schlossfelsen stürzen lässt. Wie früher ihr eigenes, so vernichtet sie jetzt das Glück ihres Kindes; die Herzenshärte ist Grausamkeit geworden und diese erzeugt Verbrechen. Die wenige Dienerschaft verlässt entsetzt das Haus des Schreckens; das einzige Wesen, das ihr noch menschlich nahe gestanden, wird innerlich durch eine Welt von ihr getrennt. Immer finsterer sitzt die Gräfin im reichgeschmückten Lehnstuhl der grossen Schlosshalle, während ihre Tochter der Gram verzehrt, bis sie ihren einstigen Geliebten suchend und für ihn betend bei finstrer Nacht von derselben Stelle in die Tiefe stürzt. Damit schwindet die letzte menschliche Regung in der Gräfin; ihr Herz ist Stein geworden; weltliche und geistliche Trost- und Mahnworte beantwortet sie mit Hohn: „Trost ist Memmenspeise, Reue ist das Geheul gepeitschter Knechte“; selbst der einzige Diener, der noch bei ihr geblieben, schaudert vor ihr. Da bricht ein furchtbares Unwetter los, der Wind reisst die Wälder nieder und ein Berg-

sturz wirft die Burg in Trümmer. „An der Stelle, wo sonst Frau Ehrentrude gesessen, sah man ein unförmliches Steinbild, einem sitzenden Weibe sehr ähnlich.“ — Über die Schlussvorgänge hat der Dichter einen leichten Schleier gebreitet, durch den wir nicht ganz klar sehen, wie weit die Rache von oben durch die Naturrevolution, wie weit sie unmittelbar eingreift: ob sie Ehrentrude wirklich zu Stein verwandelt, oder ob die Lawine sie vernichtet und das „unförmliche Steinbild“ an ihre Stelle setzt. Genug für den Leser, wenn er am Schlusse das befreiende Gefühl poetischer Gerechtigkeit erhält. Der Volksglaube aber, mit dem der Dichter hier wieder wie am Eingange die Verbindung herstellt, denkt nur an das unmittelbare Eingreifen der jenseitigen Macht, schreibt die Zerstörung dem Teufel zu und prägt den Namen „Teufelsburg“. Zum Schreckensbild fügt der Dichter noch eine liebliche Apotheose: „Über dem Bache sieht der einsame Holzarbeiter in mondhellen Nächten nicht selten zwei Flämmchen schweben, die über dem Wasser spielend hingleiten, dann sich erheben und im Sternenraume verschwinden.“ — So ist auch die zweite schwierigere Aufgabe gelöst. Weil dem Dichter die Entwicklung der inneren Handlung, die Entfaltung des Charakters die Hauptsache ist, hat er die realistische Ausmalung der Einzelheiten mehrfach vernachlässigt. Das gehört zu Schulers Eigentümlichkeiten, die hier wie beim „Liebeswahnsinn“ stärker hervortreten als im „Jakob Stainer“. Sicher übertrifft seine Leistung wieder die anderen epischen Beiträge zu diesem III. Bande der Alpenblumen.

Die kleineren Gedichte sind etwas reicher vertreten als im II. Bande. Hermannsthal singt wehmütige „Frühlingslieder“, Mazegger bringt eine odenhafte „Aufmunterung zum Gesang“, Manfred jammert in 23 vierzeiligen Strophen über den Stumpfsinn des Publicums, weil es die Dichter zu wenig schätze, welches aber durch diese Verse, obgleich sie besser sind als seine frühern, schwerlich bekehrt werden konnte; Gustav Ritter v. Franck, ein Wiener, der kurz vorher in Padua den juristischen Doctorhut genommen hatte, singt dem Rhein ein mattes Preisgedicht. Der damals vielgenannte Castelli besorgt den

komischen Teil und probiert in 10 parodierenden Liebesliedern verschiedene Strophenformen, sogar die des Sonettes durch. Sein Gegensatz ist der düstere Senn, der sich aber hier nicht genannt hat, mit dem gedankenschweren Sonett „Macchiavelli." Wessely bietet unter dem Titel „Alpenrosenstrauch" eine schöne Bergidylle im gereimten, jambischen Fünffüssler; Strobl im „letzten Strauss" eine breitgesponnene Ritterballade; der Kärnthner Adolf Ritter v. Tschabuschnigg hübsche, volkstümliche Spruchverse („Wanderers Segenswunsch"). Die religiöse Poesie besorgen Pius Zingerle („Sterbeglöcklein") und M. Beyrer („Morgenlied"). Auch die Dialektdichtung ist diesmal vertreten; aber nicht — wie zu erwarten — durch irgend eine Tirolermundart, sondern aus dem allemannischen Sprachgebiet bringt Joseph Bergmann ein didaktisches Gedicht, in dem ein Müetterli ihr Seppli sinnig belehrt, warum der Storch lieber sein Nest auf einen Turm als auf ein Haus setzt.

Auch dieser Band enthält Kupfer: drei Tiroler Gebirgslandschaften und ein Phantasiebild zu Beda's „Festenberg"; alle vier hübst gezeichnet.

Die vorausgehende Besprechung ergibt ein günstiges Gesammturteil über die Alpenblumen. Sie konnten sich kühnlich mit den anderen Almanachen, wie sie damals zahlreich erschienen, messen. Ich weiss nicht, wie weit die Nachricht, welche Pichler und Schullern melden, Goethe habe sich anerkennend darüber geäussert, richtig ist; dass sie von so poesiekundigen Männern geglaubt und festgehalten wurde, beweist jedenfalls die Wertschätzung, welche dies Unternehmen frühzeitig gefunden hat; auch die öffentlichen Urteile lauteten, soweit sie beim Erscheinen zu Tage traten, durchweg günstig. Es ist jedenfalls kein besserer Almanach mehr in Tirol erschienen, auch hat es keiner mehr auf drei Jahrgänge gebracht mit Ausnahme des Phönix, die anderen sind in der Regel bereits nach dem ersten Jahre eines sanften Todes verblichen.

Das tirolische Litteraturbild zur Zeit der Alpenblumen, verglichen mit jenem am Beginne des Jahrhunderts, zeigt ein recht jugendliches Angesicht. Dort fanden wir überwiegend Männer in fester, teilweise sogar hoher Lebensstellung; hier lauter Ringende und Werdende, hinter denen sich erst die Tore der Universität geschlossen hatten. Dem entsprechend ist auch die Dichtungsgattung, welche die grösste Lebensreife voraussetzt, das Drama, am schwächsten vertreten: Streiter veröffentlichte das Bruchstück eines Versuches, Beda brachte seine Eppaner nicht zu Ende, Schuler wagte sich mit einem Jugendlustspiel „Die Grundsätze“ nicht ans Tageslicht; die einzige Tragödie von Bedeutung, die erschien, gehörte Erhard an, der noch aus der verflossenen Periode herüberragt. Breitere Erzählungen für das Volk schreibt nur mehr Wörndle, gleichfalls ein Nachzügler der früheren Zeit; desgleichen sind die Versepen grösseren Stils verschwunden, bloss die kleineren epischen Gattungen finden noch Pflege. Dagegen ist die Kunstlyrik reichlicher vorhanden und teilweise auch dem inneren Werte nach gestiegen; ausser Wörndle dichtet keiner mehr nach Mustern der Gellertzeit. Als neue Erscheinung tritt uns die Kunstnovelle in ernster und humoristischer Form entgegen und giebt Zeugnis, wie bereits die Romantiker, damals die neueste Litteraturrichtung, herüberwirken, deren Einfluss auch in der Lyrik zum Vorschein kommt. — Bei den weiteren Schichten machte der Almanach nicht viel Glück. Für die Kunstnovelle fehlte ihnen das Verständnis; sie lasen lieber die „kleineren sittlichen Erzählungen“ in Wörndle's „Veilchenkranz“, der 1829 erschien und schon 1830 eine zweite Auflage erreichte. Viel Lyrik hat das grosse Publicum jederzeit zurückgescheucht, weil sie sich als lectürliches Schlafpulver für langweilige Abende in der Regel nicht bewährt; die unberühmten Namen der meist blutjungen Dichter konnten es auch nicht anlocken, und die Gegenströmung der Alten im Lande hielt viele geradezu vom Bezug der Alpenblumen ab. Ausser Tirol verlegte ihnen eine erdrückende Almanachconcurrenz den Weg. So begreift man leicht, dass der Verleger vergeblich auf einen rechtschaffenen bürgerlichen Gewinn harrte und schliesslich abwinkte, zumal

auch die Reihe der Mitarbeiter sich zu lichten begann. Moosburg, der um so wichtiger war, als er beinahe allein die leichtverdauliche geschichtliche Erzählung besorgte, starb, ebenso Wessely; Halirsch kam gegen seinen Willen nach Verona, wo ihn gleichfalls der Tod ereilte; Schuler hatte geheiratet und wurde von der Leitung des Tiroler Boten stark in Anspruch genommen, auch Streiter hatte eine Frau heimgeführt und wurde durch die Ordnung der beiderseitigen Vermögensverhältnisse längere Zeit von litterarischen Dingen abgezogen. Um das Unglück voll zu machen, gerieten noch die bisherigen Herausgeber aneinander. Schuler hatte Streiters Schützenbraut getadelt, was dieser sehr übel nahm und unserem Beda klagte, mit dem er damals innige Freundschaft schloss. Sofort kehrte der hitzige B. die Schneide gegen Schuler, wollte mit dem Almanach nichts mehr zu tun haben und verlangte sogar die Rücksendung seiner Beiträge, die in Innsbruck lagen (an Streiter 22. V.; 1. VI. und 11. VI. 29). Deshalb brachte der letzte Band von ihm nichts als den Schluss von Hocheppan.

Mit dem Eingehen der Alpenblumen verschwand viel Anregung und ein Sammelpunkt für die jungen Dichter. Es wird still auf dem tirolischen Parnass; ein hervorragendes Talent wie Schuler z. B. hat nichts mehr gedichtet als einen Operntext „Die 10 glücklichen Tage“; seine Abhandlungen zur Litteraturgeschichte verfallen in ein unfruchtbares Hegelndes Theoretisieren, um eine Art Philosophie der Litteraturgeschichte herauszuklügeln, nur seine historisch-politischen Schriften bekunden auch weiterhin den scharfen Blick in die Entwicklung des Menschen- und Völkerlebens. Bei Beda selbst tritt nun die Neigung zum Dichten auf längere Zeit zurück, dafür die zur Wissenschaft in den Vordergrund; vor allem aber rüstete er sich zum Fluge in die Welt. Es ist sehr bezeichnend, dass ein Fremder, Julius M. Schottky, zuerst 1833 versuchte, den Tiroler Almanach wieder ins Leben zu rufen (B. an Streiter 10. X. 33), was aber erst Emert nach weiteren drei Jahren gelang. Der einheimische Bannerträger der Zukunft, Adolf Pichler, wetzte damals noch seine Höslein auf den Bänken der Volksschulen zu Weissenhaus und Reutte am Lech ab.

VI. Reisen und wissenschaftliche Erstlinge 1829—1839.

Schon lange strebte Beda, durch Reisen seinen Gesichtskreis auszuweiten; besonders zog es ihn nach Italien, dem gelobten Land der Schönheit, und nach Rom in die Weltstadt der Päpste. Er wollte die Reize der südlichen Natur geniessen, seine Kenntnis der italienischen Sprache vervollständigen und festigen, die Kunst an den berühmtesten Quellen studieren, Land und Leute beobachten und mit ihnen erleben, erfahren. Gleich nach Schluss des Schuljahres 1829, im Juni noch, wollte er mit „freier, offener Seele" das Land seiner Sehnsucht betreten. Da drohte ein heftiges Brustleiden die schöne Hoffnung zu vernichten: „Jetzt habe ich wieder solche Beschwerden auf der Brust, dass mir gar manches unmöglich wird, was bei weitem weniger Anstrengung kostet als eine solche Reise. Wie schmerzlich für mich eine so gewaltsame Unterbrechung meines liebsten Planes wäre, kann ich nur allein ganz empfinden. . . Schon seit längerer Zeit sind die Symptome meines Lebens bedenklich, und es muss geholfen werden oder es bricht" (an Streiter 11. VI. 29). Die zweite Hälfte des Juni jedoch brachte soweit Besserung, dass er Beginn Juli die Reise wagte, über die wir leider nur mangelhaft unterrichtet sind.

Nach einem kurzen Aufenthalt bei Bischof Grasser in Verona reiste er über Florenz und Assisi nach Rom und quartierte sich in ein Privathaus ein. Als echter Tiroler suchte er zunächst einen Landsmann auf, den Maler Andersag aus Ulten, den er bisher nur dem Namen nach gekannt hatte. Der führte ihn in die villa und galleria Borghese, dann zum berühmten Maler Jos. Ant. Koch aus dem Lechtal, dem Begründer der neueren heroischen Landschaft und dem vieljährigen Mittelpunkt der deutschen Künstlerwelt Roms. Sie trafen Koch in der Vorhalle seines Quartiers an der Staffelei, die Palette in der Hand, malend an der grossen Landschaft Macbeth, die er später öfter wiederholt hat. „Er war ganz leicht gekleidet nach den Bedürfnissen der heissen Jahreszeit, ein rotes Käpp-

chen auf dem Kopfe, wunderlich zusammengekauert in den vollen, fetten Formen seines gedrungenen Körperbaues. Als mich Andersag vorgestellt hatte, wiederholte er nichts anderes als: ‚Ja so!‘ ohne aufzusehen, fortmalend in tiefer Stille. Andersag entfernte sich dringender Geschäfte wegen, ich stand allein vor dem stillen Unbekannten, nicht ohne Missgefühl meiner scheinbar bedenklichen Lage. Nach ungefähr eilf Minuten banger Lautlosigkeit fragte Koch, ohne mich anzusehen: ‚Sind Sie in Ötztal bei den Eisbergen gewesen?‘ Ich antwortete Ja! und beschrieb ihm dieselben mit aller Lebhaftigkeit, die eine so weite Reise im Gemüte des Wanderers anzuregen im Stande ist. Als ich feuriger wurde, legte er auf einmal Pinsel und Palette aus der Hand, blickte das erste Mal wie ein längst bekannter Freund zu mir empor und horchte mit der innigsten Teilnahme meiner Rede von den Eisbergen des Ötztales. ‚Haben Sie Dante gelesen?‘ fragte er weiter. Auf mein Bejahen schmunzelte er ein wenig und sagte: ‚Ist Ihnen vielleicht die Aufschrift des Höllentores gegenwärtig?‘ Per me si va alla città dolente u. s. w. fiel ich schnell ein. Kochs Angesicht heiterte sich sichtbar auf, es war eine Feder gesprungen, die alle Saiten seiner kunstliebenden Seele berührte. ‚Was gefiel Ihnen am besten in Assisi?‘ fieng er von neuem an. Die Gemälde von Giotto und Cimabue, war meine Antwort. Bei diesen Worten stand er freudig auf, und unsere Bekanntschaft war gemacht in einer Innigkeit und Herzlichkeit, wie ich sie vor wenigen Augenblicken in meiner bedenklichen Stellung nicht geahnt hatte. Ich sah ihn hierauf alle Tage und begleitete ihn auf seinen Spaziergängen, willfährig seinen Lehren, höchst erbaut durch die Biederkeit seines Charakters, wesentlich gefördert im Genusse der Merkwürdigkeiten Roms durch seine kunstverständigen Winke“ (Charb. 147).

In diesem drolligen Getue Kochs liegt ein tiefer Sinn verborgen: er ist eben nicht der Allerweltmann, der sofort für jeden, den Neugierde oder Zufall über die Schwelle seines Hauses führt, ein Strohfeuer der Freundschaft anzündet, sondern der selbstbewusste Meister, der Geistesaristokrat, der sich suchen und erharren lässt, dann seinen Gast auf Kenntnis und

Verständnis von Natur und Kunst anprüft, bevor er die Hand reicht und ihn seines Vertrauens würdigt. Wie sehr B. dasselbe gewann, ersieht man am besten aus dem Antrage Kochs, der junge Professor möge seine Kunstchronik herausgeben. Beda hätte gute Lust dazu besessen; allein schmale Reisemittel und kurzer Urlaub drängten ihn in die Heimat zurück.

Über die allgemeinen Eindrücke, welche Rom auf ihn machte, berichtet ein Schreiben an Albert Jäger[1]), der ihn zu seiner Primiz eingeladen hatte. Nachdem er seinem „innigliebeu Freund" für den August zugesagt, erzählt er: „Schon seit acht Tagen bin ich in Rom und befinde mich ausserordentlich wohl. Es ist doch ein heiliger Augenblick, eine gottgeweihte Weihestunde, Rom zu sehen. Künstler mögen sich allerdings lange Zeit hier zum Aufenthalte wünschen, einem blossen Pilgrim, wie ich bin, genügt eine kleine Zeit, das Merkwürdigste ins tiefste Gemüt zu fassen und ewig mit Inbrunst daran zu denken. Diese kurze Reise habe ich gewiss als meinen besonderen Genius fürs ganze Leben zu betrachten; sie lehrt mich mehr als alle vorigen Bücher, als jede Jünglingsahnung je zu träumen und zu denken vermöchte. Es ist hier nicht kalt; aber von der ohne Ende und ohne Mass gepredigten erschrecklichen Hitze empfinde ich nichts. Es ist überall Sommer, und da lässt sich niemand beigehen einzuheizen. Vom Papst Pius VIII. sagen die Römer: ‚Egli è un buon vecchio, egli dorme sempre e tutto sta in pace'. Hier wandeln Mönche von allen Farben durch die Gassen, und ich kanns bei Gott vertreten, wenn ich sage, dass ich den ersten Vormittag dreihundert auf der Gasse sah. Aber dumm schienen sie auch hinlänglich zu sein, die Jesuiten ausgenommen. Ich mag zwar keinen Jesuiten schmecken; aber ich bin es der Wahrheit schuldig: sie sind bescheidene, gelehrte, tätige Leute. Die römischen Altertümer sind eitel nichts, lauter tolle Eseleien, die einen um kein Haar breit gescheidter machen. Aber die Kunst ist etwas anderes! Das ist eine wahrhafte Anschau des Himmels, eine selige Versunkenheit in das ewig

[1]) Vom 18. VII. 29, mir aus Jägers Nachlass durch Vermittlung des hw. Herrn Prof. Lanznaster mitgeteilt.

Schöne. Ich umarme Sie vielmals und bin Ihr ergebenster Bruder". — Ein echt Beda'scher Jugendbrief, der in möglichst starken Worten Augenblicksstimmung und -Urteil ausspricht, sich an den Mönchsscharen sowie an dem gutmütigen Spott der Römer über den Papst erlustigt und den für einen aufgeklärten Priester üblichen Wildgeschmack vor den Jesuiten, die in demselben Satze gelobt werden, bekundet. Die Kunst nimmt ihn ganz gefangen und blendet unter Kochs Führung seine Augen so sehr, dass ihm daneben die Altertümer wertlos erscheinen, welche tieferes Eindringen und sorgfältigere Studien erfordert hätten, an denen er es in der nächsten Zeit nicht fehlen liess.

Über Loreto und Venedig reiste er nach Tirol zurück. Die romanischen Sprachen hatten neues Interesse für ihn gewonnen. Sofort machte er sich in der klösterlichen Vereinsamung, die er nach den reichen Eindrücken dieser Reise doppelt schmerzlich fühlte, an das Studium des Spanischen. Im Spätherbst hat er schon „hierin einen eigenen Boden und darf von keinem Eselskopf um Sinn und Bedeutung betteln". Wie das Italienische nach dem Süden, so zog ihn das Spanische nach dem Westen. „Es treibt mich unstät und verdüstert wie ein wahnsinniges Kind im Kreis umher, mir ist auf dem erkämpften Boden nicht wohl, es reisst und zuckt mich hinüber ins Land der Portugiesen wie vor Jahren, und Camoens will nicht ablassen von seinen Rechten". — Aber woher sollte Geld, Zeit und obrigkeitliche Erlaubnis genommen werden? Die Reise unterblieb; dafür wollte er sein Französisch wieder auffrischen und bat Freund Streiter in Bozen um Rousseau's Heloise: „Hat sich dieses heillose Buch französisch irgend einmal in den Kreis Deiner Geruchs- und Lesenerven verloren, so bin ich Dir mit Leib und Seele zugetan, wenn ichs auf kurze Zeit kriege. In Bozen liegt aller D . . . und Teufelei, die Geist und Ungeist, Mönch und Freimaurer ausgebrütet, in wilder babylonischer Unordnung untereinander; klaube heraus, was möglich ist, und schicke mir das Weib des Abelard" (26. X. 29). Im folgenden Sommer besuchte er die Heilquellen von Tarasp und benützte diesen Aufenthalt, sich das „Romauntsche" anzueignen. „Im En-

gadin habe ich mancherlei gesehen und, soviel es tunlich war, auch genossen. Das Tal ist wunderschön und lieblich; eine alte wunderliche Sprache, die ich zum Teil fleissig studiert und bis aufs Verstehen auch erlernt habe, lebt im Munde eines Volkes, das wie eine Runensäule dasteht aus alter Zeit und mit alten Sitten und Gebräuchen behangen ist" (an Str. 12. VIII. 30).

Zu den Sprachstudien gesellten sich solche über Geschichte, Litteratur, Altertümer, Kunst. Um leichter und billiger Bücher und Zeitschriften zu erlangen, gründete er mit Schuler, Streiter, seinem Präfecten u. a. einen Leseverein, in dem die Bücher von einem Teilhaber zum anderen gesendet und schliesslich von der Wagnerschen Buchhandlung zu Antiquarpreisen zurückgenommen wurden. Aus demselben Grunde unterhielt er rege Beziehungen zur Familie Dipauli, die in Kaltern eine schöne Bibliothek sammelte, und weilte an schulfreien Tagen gern beim bücherreichen Streiter in Bozen. Schon 22. V. 30 schreibt er ihm: „Die Ferien werde ich zu Dir kommen und bitte Dich und Deine liebe Frau um Obdach; ich will verbannt und unbekannt leben und viel studieren... Ich habe viel angefangen und muss viel vollenden". In Schlössern und Gemeindearchiven des ganzen Umkreises von Trient bis Innsbruck suchte er nach Urkunden und alten Handschriften. Um gelehrte Verbindungen anzuknüpfen, fuhr er in den folgenden Jahren wiederholt nach München zu Görres und seinem Kreis (Phillips, Möhler, Döllinger u. a.). Als Görres und Phillips 1835 nach Tirol kamen, erscheint auch B. in ihrer Begleitung, worüber Freund Streiter misstrauisch und eifersüchtig wurde und sich bei Schuler beklagte, der aber freier dachte und besänftigend nach Bozen schrieb: „Dass Weber mit Görres und Phillips umgegangen ist und sich mit grossem Wohlgefallen über beide äussert, verdenke ich ihm nicht nur nicht, es freut mich vielmehr. Derlei ausgezeichnete Männer können, auch wenn sie einen nicht zum Proselyten machen, nur bildend einwirken und sind unsere Lichterscheinungen in der dunklen Nacht des Philistertums, das uns allenthalben umgibt. Ich wollte, es fände sich auch für mich eine Gelegenheit, ihnen näher zu treten" (4. XI. 35). Im April 1836 reiste er an das Todtenbett seines Vaters nach

Lienz; zwei Jahre später finden wir ihn mit Albert Jäger auf der Urkundenjagd im Pustertal.

Der Aufenthalt in der Priesterstadt Rom hatte auch der rostenden Theologie neuen Anstoss gegeben. Seiner Jugendneigung entsprechend, wandte er sich wieder den geistlichen Klassikern des Urchristentums zu, unter denen er jetzt Chrysostomus, den geistvollen Redner mit dem hohen, sittlichen Ernst, bevorzugte. Da man in katholischen Kreisen damals nur die veraltete Übersetzung von Mösl benutzte, geriet er auf den Gedanken, die Schrift über das Priestertum, die ihm am besten gefiel, aus dem griechischen Original ins Deutsche zu übertragen und zu veröffentlichen. Dabei dürfte auch Freundesbeispiel anregend gewirkt haben. Schuler hatte schon 1828 den „Epikuräer“ von Thomas Moore übersetzt und bei Wagner herausgegeben; Pius Zingerle beschäftigte sich seit längerer Zeit mit der Übertragung der Werke des „hl. Kirchenvaters Ephräm“ aus dem Griechischen und Syrischen, welche 1831 erschien; später folgte auch Streiter mit der Übersetzung einer italienischen Schrift des Juristen Rigotti. Exempla trahunt.

Beda's Arbeit verzögerte[1]) sich nicht nur wegen seiner Vielgeschäftigkeit, sondern hauptsächlich wegen andauernder Kränklichkeit im Jahre 1830, so dass er nicht einmal die Sommerfrische bei Streiter beziehen konnte. Am 20. VI. 30 klagt er diesem: „Von allen meinen Träumen, die ich auf die kommenden Ferien hinauf (nach Oberbozen) geträumt habe, sind diese Zeilen das einzig Wirkliche, das letzte Zerplatzen einer farbigen Seifenblase, die ich so brünstig umarmt habe. Ein klares Bild unseres Daseins auf Erden!“ Ein Monat später (25. VII.) schreibt er von Marienberg aus: „Ich bin jetzt etwas besser; aber es ist immer nicht ohne Sorge und ich wage nichts zu hoffen. . . Meine Umgebung und die Ärzte sind voll guter Hoffnung; aber jeder hat, was zum Lachen ist, eine besondere Meinung, und wahrscheinlich bin ich darunter der Klügste,

[1]) Er muss sie nicht lange nach der italienischen Reise in Angriff genommen haben; denn am 15. XII. 31 meldet er an Streiter, dass er das Mscpt. schon vor einem Jahre hätte an den Verleger abliefern sollen.

weil ich eine Medicin, die mir nicht taugt oder nicht anschlägt, zum Fenster hinauswerfe." Bessere Wirkung taten die Tarasper Salzquellen. Am 12. VIII. wagt er wieder zu hoffen: „Neue Lebenslust regt sich in mir, und die aufwachende Kraft streckt ihre Glieder aus; ich hoffe wieder, und in der Hoffnung liegt doch ein süsses, himmlisches Labsal". Wirkliche und andauernde Besserung brachte dann der folgende schöne Meraner Herbst.

So konnte das Werk erst 1831[1]) vollendet werden und den Leidensweg durch die Censuren antreten; zunächst kam es, da es theologischer Natur war, in die bischöfliche, wo es jedoch freundliche Aufnahme fand. „Mein Buch ist in Brixen sehr gut durchpassiert. Man teilte mir die gutächtliche Bewilligung mit der Bemerkung mit, dass man bald wieder eine so schöne und fleissige Arbeit aus dem christlichen Altertume von mir erwarte" (B. nachträglich an Streiter 19. II. 32). Um so übler ergieng es ihm bei der weltlichen Censur, die jetzt gleichfalls aus Geistlichen, dem Katecheten Moriz, dem Stadtpfarrer Habtmann, dem Gymnasialdirector Schnitzer, bestand und viel bischöflicher war als der Bischof. Zwar der Übersetzung konnten sie nichts anhaben, um so mehr zausten sie die Vorrede und hatten des gar kein Hehl, so dass bald ein Litteraturklatsch daraus wurde. Am 8. II. 32 berichtet Schuler an Streiter: „Die hiesigen Pfaffen sind über Webers Übersetzung des Chr. hergefallen wie bissige Hunde; besonders können sie ihm nicht verzeihen, dass er in der Vorrede Shakespeare's Hamlet nicht nur neben, sondern sogar vor dem hl. Augustinus (richtiger Chrysost.) citiert hat. Das kann ihm der hl. Augustinus auch nimmermehr vergeben! Ich fürchte, Schumacher wird mit dem Buche schlechte Geschäfte machen, denn sie heulen alle aus einem Loche". B. nahm diese Kunde mit Heiterkeit auf: „Ich glaube das Gegenteil von Schuler: Schumacher wird gute Geschäfte machen. Das Geheul wird das Buch nur noch bekannter machen und bewirken, dass man es fleissiger

---

[1]) 27. V. 31 an Streiter: „Ich habe seit Ostern (wieder) Chrys. übersetzt, es geht ans Ende".

liest. Man kann dem Vorworte nicht das mindeste anhaben, es ist mit der grössten Umsicht geschrieben. Übrigens ist es wohl richtig, dass ich mit Hamlet einmal sage: ‚Die Welt ist aus den Fugen, weh mir, dass ich geboren bin, sie einzurichten', anspielend auf die damals in Frankreich ausgebrochene Revolution, aber von Augustin weiss ich nichts; ich habe ihn nie citiert. . . Natürlich ist den genannten dreien (Censoren) mein Name tödtlich verhasst, aber der gewaltige Geist von Shakespeare hat sie nun vollends consterniert und ihr dummes Mütchen niedergeschlagen. Ich bitte Dich, an Schuler zu schreiben, die Partei meines Buches zu nehmen und es nicht fallen zu lassen. Es ist seine Sache auch. Ich muss als Sündenbock für Euch alle (d. h. für die Jungtiroler gegenüber den Alttirolern) einstehen. Ich werde auf dieses lustige Spektakel im Fasching zu Dir kommen und neues Unheil anrichten" (an Streiter 19. II. 32). Als Schuler das corpus delicti in die Hand bekam, was ihm als damaligem Theatercensor (Skr. S. 259) unschwer gelang, war er enttäuscht: er hatte offenbar auf Grund des Geredes ein radicales Hochgericht erwartet, fand aber eher das Entgegengesetzte: „Aus dem Vorworte und der Schlussanmerkung räsonniert ein ganz toller Pfaffengeist, ein pfäffischer esprit de corps, wie ich ihn von Weber nicht erwartet hätte", klagt er am 21. II. an Streiter, der diese Neuigkeit alsbald seinem Freunde hinterbrachte. Da sprang dem hitzigen B. wieder einmal der Reif: er liess zwei Briefe ausgehen. Den einen an Str.: „Meine Vorrede hat nur mit den Meinungen des Chrysostomus zu tun und erklärt dieselben und spricht in seinem Geiste. Dass jenen treu geblieben werden musste, ist klar, wenn sie auch nicht die meinigen wären. Schulers sind sie nun nicht. . . Dass er aber von mir verlangt, ich solle der katholischen Glaubenslehre untreu werden, wird wohl nicht anzunehmen sein. Und wenn ich nach den Grundsätzen unserer Kirche die unabhängige Kirchenfreiheit, die Chrysostomus verteidigt, ebenfalls wünschenswert finde, so ist das freilich eine Todsünde, aber nur vor den Gewissenlosen, die unserer Kirche nicht angehören und Knechte bleiben wollen. Ich will eine freie Religion und keine Polizei, wie Chrysostomus . . . Einen esprit de corps

habe ich freilich, und der uralte Chrysostomus ist darin zum Verdrusse Doctor Schulers gestorben. Wenn man meint, ich halte das kathol. Priestertum für Hasend . . „ so irrt man sich, ich bin noch ein Katholik. Schuler ist aber aus Söldnerei ein Esel, sonst könnte er mir nicht zumuten, ich solle dem Geiste des Übersetzers zuwider handeln und in einem Buche für junge Priester sagen: Ihr seid etwas geworden, was eigentlich gar nichts ist als Trug und Heuchelei“ (Skr. 239). — Den anderen Brief schrieb er an den Verleger Schumacher, von dem er wusste, dass er ihn in die rechten Hände liefern werde. Er ist uns verloren; der ganze Furor aber spiegelt sich im Schreiben Schulers an Streiter vom 30. III., dem er „Indiscretion“ vorwirft, weil er seine Äusserung an B. mitgeteilt, der bereits von „Verrat und Niedertracht“ spreche; zugleich richtete Schuler ein Beruhigungsschreiben an den Erzürnten und erreichte damit vorzüglichen Erfolg; denn B. antwortete am 6. IV. 32 freundschaftlich[1]) und stimmte dabei einen Traueraccord über die Censurdrangsale an: „Ich müsste in einem Lande leben, wo die Presse frei ist; dann erst könnte ich mit der Hoffnung des Sieges, der der Wahrheit allein gebührt, auftreten, und wären manche auch mit mir nicht einverstanden, so würden sie mir wenigstens das gut gebrauchte Recht freier Gedanken, die Selbständigkeit des Mannes nicht absprechen. So hingegen bin ich bannflüchtig oder besser gesagt, ich bin ein gebannter, gepresster Geist, nicht unähnlich meinem grossen, schönen Milchbruder in der Messiade mit der nämlichen zweifelhaften Aussicht auf Erlösung“. Weil das Vorwort keiner Partei recht sei, soll alles fortbleiben, ausser was zur Übersetzung gesagt werden müsse.

Damit waren die Steine des Anstosses aus dem Wege geräumt, und das Buch erschien unter dem Titel: „**Johannes Chrysostomus.** Sechs Bücher vom Priestertume. Aus dem Griechischen von Beda Weber. Innsbruck, Wagner 1833. Seinem edlen Freunde Josef von Guggenberg, Domizellar-

---

[1]) Auszüglich mitgeteilt von Pichler in Edlingers Littbl. II, 719; vgl. auch oben S. 82.

kanonikus des Erzstiftes Salzburg, weihet diese Blätter der Übersetzer". Zu Grunde legte Beda die Ausgabe des Joh. Albert Bengelius (1825) und eine Venedigerausgabe von 1734, verglich dazu an schwierigen Stellen, deren sich bei Chrys. genug finden, eine ältere lateinische und deutsche Übersetzung (von 1772), hielt sich aber durchweg selbständig, wie von ihm zu erwarten. Als Zweck des Büchleins, welches von den Pflichten und Gefahren wie von der Erhabenheit des Priesterstandes handelt, bezeichnet er, dass es die „Fülle des göttlichen Geistes allen mitteilen möge, die im Priesteramte tätig sind". Die abgeklärte, glorreiche Sprache des Originals übte eine vorzügliche Wirkung auf seine eigene, indem sie den Überschwang zügelte, die Durchsichtigkeit und Klarheit förderte, ohne die Lebendigkeit zu beeinträchtigen. Nur gelegentlich begegnet eine hochgespannte Wendung, die an den jungen Schiller erinnert: z. B. „Das Glutgefühl einer höheren Weihe" (S. 110), „Der Flammenschmerz des Jünglings" (S. 177). Er selbst weist darauf hin, dass er sich in frischen Wortprägungen versucht und neue Ausdrücke aus der Volkssprache herübergenommen habe, die um so häufiger, aber auch um so misslicher werden, je weiter er übersetzt; vgl. Lüstler (st. Lüstling), Kränkler (Angekränkelter), Geistmann (Geistesmann), Mannsinn (Mannessinn), sich ängsteln (ängstigen), Selbstelei (Selbstsucht); „er soll nicht nach den eitlen Lobträtschereien zärteln", ein „lautmäriges Volksgeträtsche". Derartige Sprachbildungen sind von verschiedenem Werte; unedle Ausdrücke lehnen wir ab, auch wenn sie aus dem Volksmunde stammen. Das Ganze der Übersetzung verdient die Anerkennung, die es damals gefunden. Auch in Bezug auf den Absatz des Buches erhielt B. gegen Schuler recht.

Das weckte ihm die Lust, sich in weiterer „Übersetzungstätigkeit" zu üben. Doch kam es vorläufig nicht dazu; andere Stoffe lagen näher und besassen grössere Anziehungskraft, zunächst der über Leben und Dichtung Oswalds von Wolkenstein. Bereits vor der italienischen Reise hatte B. unter der Nachwirkung der Hormayrschen Anregungen (oben S. 69) begonnen, Materialien auf breitester Grundlage zu sammeln, und setzte das nun mit wachsendem Eifer fort. Er schrieb die

Oswaldhandschrift des Innsbrucker Museums ab und heischte Urkundenbeiträge von den Familien Dipauli und Giovanelli, aus denen sich besonders Ferdinand v. Giovanelli hilfreich erwies. Am wichtigsten war für B. das Wolkensteinarchiv in Trostburg. Der damalige Schlossherr, Robert Graf von Wolkenstein, stand den grösseren Teil des Jahres in Pflege der Hauptmannswitwe v. Gartenberg und ihrer Töchter Sophie und Julie zu Bozen; in den heissen Sommermonaten übersiedelte er mit der Pflegefamilie nach dem waldumrauschten Stammschloss. B. kannte dieselbe schon lange: Julie war ja seine Primizbraut gewesen (S. 88); bei seinen Bozner Besuchen vertauschte er öfter, wenn Streiter wieder einmal seinen Sturm hatte, Paiersberg mit dem Gartenbergischen Hause. So konnte die Verbindung zwischen dem Grafen und Gelehrten leicht hergestellt werden. Bald wurde B. auch auf die Trostburg geladen, wohin er um so lieber folgte, als er hier die nützlichen Archivstudien mit einem angenehmen Landaufenthalt in anregender Gesellschaft verbinden konnte; denn die verwandten oder bekannten Familien Hofer, Dipauli, Schasser, Buol und viele andere Gäste, die Sinn und Verständnis für Litteratur, besonders die tirolische, hatten, sprachen gern zu. Graf Robert gab mit Vorliebe Bolzschiessen, zu denen die geistlichen und weltlichen Würdenträger der näheren und nächsten Umgebung eingeladen wurden. Seit 1833 ist B. beinahe jeden Sommer längere oder kürzere Zeit daselbst nachzuweisen. Schwerer zugänglich war ihm das Archiv des Grafen Karl v. Wolkenstein-Rodeneck, der sich etwas widerborstig zeigte, so dass B. Freundeshilfe in Anspruch nehmen musste; Ende 33 oder Anfang 34 (der Brief ist nicht datiert) schreibt er an Schuler: „Kannst Du, sei mir behilflich, den Esel gut zu stimmen“, was gelang. Am 28. I. 34 „arbeitet er rastlos an Oswald“; am 27. VIII. 34 denkt er schon ans Drucken; da Streiter nach Innsbruck reiste, sollte er mit Schumacher über den Verlag verhandeln. Der meinte aber, es wäre am besten, wenn B. sein „Manuscript in die Hände des Museums legen“ würde, welches das Werk auf „Subscription“ herausgeben könnte. Allein B. wollte von diesen „Händen“ nichts wissen, schon weil er fürchtete, sie möchten ihm in „den

Oswaldischen Text hineinsudeln" (Briefe im Skr. S. 272 ff.). Inzwischen war ihm erst klar geworden, dass er auch die Wiener Oswaldhandschrift zum Vergleiche herbeiziehen müsse. Um sie oder eine verlässliche Abschrift zu erhalten, veranlasste er Albert Jäger, in seinem Namen um die Vermittlung Jos. v. Giovanelli's anzusuchen. (Alberts Brief vom 14. VIII. 34), der sich der Sache annahm und ihm zu einer Abschrift durch den „Antiquar Goldhann" (auf Bs. Kosten) verhalf (Beda an Giovanelli 8. XII. 34), womit B. um so mehr gedient war, als Dipauli das für das Museum „aus Wien requirierte Exemplar nicht aus den Händen geben" wollte (Schumacher an B. 16. X. 34). Auch auf kritische Beihilfe muss ihn Jos. v. Giov. verwiesen haben; denn am 12. X. 34 antwortet ihm B.: „Ich will sehr gern mit Görres den Oswaldischen Text durchgehen. Es war schon längst ausgemacht, soweit in meinen abhängigen Verhältnissen etwas Zukünftiges ausgemacht werden kann, den nächsten Sommer nach München zu gehen, wo mir Schmeller schon früher seine bereiten Dienste angeboten". Als sich der Stoff immer mehr häufte, kam er zum Entschluss, Oswalds Leben von den Gedichten zu sondern und als eigenes Werk drucken zu lassen (24. I. 35): die Ausgabe aber dem Museum gegen eine kleine Entschädigung zu überlassen. Um Ostern 1835 glaubte er diese vollendet zu haben: „Diese Fasten war eine heilige Zeit. Vor zwölf Uhr kam ich nie schlafen. Ich machte gar keinen Besuch, erschien Abends nie beim Essen und so konnte ich mit einer Riesenarbeit (risum teneatis, amici?) fertig werden. Das Mechanische der Arbeit allein ist schon ungeheuer, dabei musste ich Grimm (die Grammatik) oft durchlesen; sage: dreimal tausend Seiten klein gedruckt oft wiederholen. Aber dafür habe ich auch in Sprache und Sprachentwicklung viel, sehr viel profitiert". Damit hatte er sich an diesem Oswaldstoff für lange Zeit ersättigt; erst eine neue Handschrift führte ihn später zu demselben zurück. Auch das Leben Oswalds verschwindet von seinem Schreibtisch. Von allen seinen Archivarbeiten in Trostburg erschien vorläufig nur eine Abhandlung über Wilhelm III. von Wolkenstein (in mehreren Fortsetzungen, Tiroler Bote, December 1833), den er be-

sonders in seinem Kampfe gegen die Reformation in Tirol beleuchtet, ohne Urkundenbelege beizufügen, die er, wie auch andere damals, als einen überflüssigen „Schweif, der nur den Setzer ängstigt", betrachtete.

Oswald erhöhte seine Liebe zu den germanistischen Studien, die damals in Tirol noch wenig bekannt waren; am 12. X. 34 klagt er Joseph v. Giovanelli: „Man steht mit der Liebe zur altd. Litteratur so einsam und verlassen, dass jede Teilnahme des Gleichgesinnten wahrhaft erquicklich auf die Seele wirkt". Überall sucht er nach Büchern und Handschriften. Am 13. IV. 33 dankt er dessen Sohn Ferdinand v. Giovanelli „für die 4 Bände altd. Gedichte", wovon ihm Gottfrieds Tristan das wichtigste gewesen, zu dem er sich sogar ein eigenes Wörterbuch angelegt. Um dieselbe Zeit bezieht er die altd. Gedichte von Mailath, das Heldenbuch von Hagen und Primisser und bestellt sich Schmellers bair. Wörterbuch. Am 7. XII. 34 schreibt er an Streiter: „Das Buch v. (der) Hagens (die deutschen Gedichte?) hat mich sehr durchdrungen. Ich lerne immer mehr, dass ich mein Element gefunden und dass ich als romantischer Lieder- und Sprachnarr sterben werde". Am 8. XII. 34 erbittet er sich von Jos. v. Giov. „die französische Chronik von Fraissart. Er ist Oswalds Zeitgenosse und auch ein confuser Ritter. Ich könnte darin allerlei finden für meinen Zweck". Sein Eifer wird mit manch gutem Fund belohnt, mit dem besten auf Schloss Montan (Vintschgau), wo er eine Titurel- und eine Nibelungenhandschrift von grossem Werte (die Hs. J., vgl. die Nibel. von Piper bei Kürschner S. 98) entdeckt. Am 28. I. 34 (an Schuler) erwähnt er diese das erstemal: „Die altd. Litteratur ist mein Ergänzungsmahl. Im Schloss Montani habe ich eine Pergamenths. vom Nibelungenliede unter zerstörten Fetzen von Büchern gefunden und gekauft". Am 24. II. ds. schreibt er an Str.: „Mein Nibelungenlied vom J. 1323 ist wunderschön, auf Pergament, hat viele höchst bedeutende Zusätze am Ende und ist zu den sechs bekannten Handschriften in Europa die siebente und eine der älteren. Auch allerlei andere Werke vom J. 1480 habe ich angekauft und dadurch für Oswalds Litteratur viel profitiert". Der Jubel über diese Hs.

kehrt in den folgenden Briefen noch oft wieder. Man wird es B. schwerlich verargen, dass er seinen Fund möglichst teuer zu verkaufen suchte; denn er war kein Antiquar, sondern ein Gelehrter, der vorwärts wollte und sich die Mittel dazu beschaffen musste; an einen „Abdruck war nicht zu denken" (25. X. 34), da er keinen Verleger dafür gefunden hätte. Schumacher übermittelte die Hs. an Asher in Berlin, der 200 fl. dafür zahlte. Von Berlin wanderte sie um 2000 Taler nach England, von wo sie später nach Berlin zurückgekauft wurde[1]).

Bei Schloss Montan fesselte die St. Stephanskapelle mit altd. Gemälden seine Aufmerksamkeit, worüber er in den Tir. Boten (August 35) zwei schöne Abhandlungen schrieb; im Schlosse Runkelstein (bei Bozen) erkannte er den Wert der alten Fresken, die er ganz richtig aus Tristan und dem Heldenbuche zu erklären suchte (1. III. 33 u. 24. II. 34); er schurfte hiemit ein Arbeitsgebiet an, auf dem sich später noch viele betätigt haben. Auf Schloss Tirol beschäftigte das Portal der Kapelle seinen Scharfsinn, das vorher Graf Benedict v. Giovanelli aus Trient als „Rudera eines Götzentempels" erklärt hatte, während es B. richtiger mit der Heldensage zusammenbrachte (drei Artikel im Boten, Jänner 1835); auf Schloss Boimont (über St. Pauls) zog ihn die Kraftgestalt des Freiherrn Jakob von Boimont und Paiersberg an, den er ähnlich wie Wilhelm von Wolkenstein in den Mittelpunkt seiner Zeitgeschichte rückte (acht Artikel im Boten, Oktober 1839). Aus dem Studium der Heldensage erwuchs ihm ferner die Überzeugung, dass Tirol bei der Entstehung derselben einen grossen Anteil hatte, dass namentlich die Örtlichkeiten für die Lauringeschichte in Südtirol und der Rosengarten am Fusse des Schlosses Tirol zu suchen seien (vier Abhandlungen im Boten, Mai 35), eine Ansicht, die später J. V. Zingerle vertreten hat. Andere Arbeiten verwandter Art wurden ihm von aussen her nahegelegt. So forderte ihn die Regierung 1833 auf, eine Geschichte des Meraner

[1]) Vergl. Schönherrs gesammelte Schriften, herausgegeben von Michael Mayr, I, 114. Am 5. VIII. 41 schreibt Streiter von Berlin aus, v. d. Hagen hätte ihm mitgeteilt, die Berliner Bibliothek habe diese Hs. mit ein paar andern um 100 Friedrichsdor erworben (Skr. 130).

Gymnasiums zu schreiben: „Ich habe bereits sechs Wochen angestrengt an der Gymnasialgeschichte von Meran gearbeitet, die mir das Gubernium aufgebürdet. Gottlob, dass mein Urkundenstöbern auf dieser Seite zu Ende ist“ (an Schuler 28. VIII. 33). Die Weiterführung dieser Arbeit überliess er Albert Jäger. Zur selben Zeit wünschte das Ordinariat in Brixen von den Seelsorgern Pfarr- und Ortsbeschreibung ihres Sprengels; B. kam hiebei den Obervintschgauern zu Hilfe und veröffentlichte selbst sechs Schildereien über die Pfarre Matsch (Tir. B. Oktober 34). Auf Anregung des Meraner Pfarrpriesters Joh. Degeser nahm er die Geschichte dieser Stadt in Angriff und veröffentlichte die Stadtordnung von 1335 (T. B. März 35): hierin war er ein Vorläufer Cölestin Stampfers; später hat er sich auch mit der Stadtgeschichte Sterzings beschäftigt (vgl. Tir. B. April 42, eine Reihe von Artikeln).

Wie viel B. bei diesen kleineren Abhandlungen getroffen oder verfehlt, ist nicht entscheidend; ihre Bedeutung liegt in der hervorragenden Anregung, die damals, als die tirolische Geschichtsschreibung und Altertumsforschung noch in den Windeln lag, von ihnen ausgieng; B. ist in dieser Beziehung der eigentliche Nachfolger Hormayrs, und gleich die bekanntesten Vertreter der Germanistik und Altertumskunde Tirols in der nächsten Generation entwickeln sich unter seinem Einfluss: bei J. V. Zingerle liegt es auf der Hand; aber auch bei David Schönherr, dem späteren Archivdirector und Hofrat in Innsbruck, ist es sehr bezeichnend, dass er bereits auf seinem ersten Forschungsgang zu den Altertümern des Klosters Steinach (bei Meran) in Begleitung Bs. erscheint[1]; zwischen B. und dem jüngeren Albert Jäger entwickelte sich geradezu ein förderlicher Wettlauf in tirolischer Landesforschung; 1838 verbanden sich beide zu einem weitschauenden Unternehmen, einer Zeitschrift für Tiroler Geschichte, wie wir aus Jägers Briefwechsel mit Chmel in Wien[2]) erfahren. Es ist schade, dass der Plan

[1]) Michael Mayr in der Einl. zu Schönherrs gesamm. Schriften I, S. III.

[2]) Abschriften davon in Schönherrs Nachlass, mir gütig mitgeteilt vom Archivdirektor Michael Mayr.

äusserer Hindernisse wegen nicht zur Ausführung kommen konnte und das ungleiche Paar nicht an denselben Pflug gespannt wurde: Albert, dessen geschichtliche Darstellung recht umsichtig und fleissig auf festem Urkundenboden dahinkreucht, wäre voraussichtlich von B. zu Schwung und glanzvoller Darstellung mitgerissen; B. dagegen, der nur allzuleicht die kritische Grundlage verliert, von Albert zu Umsicht und Besonnenheit gezügelt worden.

Neben der alten Zeit vergass B. niemals die neue; wie die altd., so studierte er auch die nhd. Litteratur. Der Umgang mit Koch hatte ihm das Auge geschärft für die lebende Kunst; er suchte sie, wohin er kam, in den Werkstätten der Meister, auf Friedhöfen, in Kirchen und schrieb, je nach ihrem Wert, dafür oder dagegen. Von den verschiedenen Aufsätzen dieser Art hebe ich nur den über den „Gottesacker in Bozen“ (drei Artikel im T. B. Nov. 34) hervor, welcher damals mit Gemälden und Statuen neu erstand. Stilistisch betrachtet, gehört er zum Schönsten, was B. geschrieben; aber auch seinem Kunstverstand macht er grosse Ehre, namentlich geistvoll handelt er über christliche Symbolik in Poesie und Malerei; seine Kritik der einzelnen Bilder ist zutreffend und nicht überscharf, so dass wir heute gar nicht begreifen, wie man sie damals heftig finden konnte[1]). Merkwürdig bleibt, dass die nhd. Litteraturstudien in dieser Periode keine Abhandlungen zeitigten. Zwar bei den neuesten Dichtern begreift sichs, da sie ihn wenig befriedigten: Er fand es „so fad in der Lyrik, so wasser- und sumpfreich in den Schauspielen, so ritterhaft und unheimlich in der Romantik, dass man vom blossen Geruch sterben könnte. Die letzten Novellen Tiecks sind das beste. Heine und Börne habe ich auch ganz gelesen. Wie so viel Poesie im ersten, so viel Witz und Verstand im zweiten! Wie man so jüdisch niederträchtig, so hündisch unsauber, so liberal lotterhaft sein kann, ist kaum begreiflich... Namentlich missfällig war mir das geistreiche Tournier des Heine über die deutsche Litteratur. Über-

[1]) Im Mscpt. standen allerdings „Keulenschläge“ und anderes, was mit Recht entfernt wurde; vgl. Schulers Brief im Skr. 266.

haupt habe ich nicht den besten Magen für das Judentum in der Litteratur... Auch Menzels Ungebühr auf dem deutschen Parnass wird durch Geist und Witz nicht allzeit vergütet" (an Schuler 28. I. 34). Ausserdem studierte er Shakespeares Hamlet und las die nhd. Klassiker weiter: Schiller versteht sich bei ihm von selbst, aber auch Goethe, bei dem er nach der italienischen Reise mit Wilhelm Meister angefangen hatte (Skr. 229), wurde stetig fortgesetzt; wenn ihn auch einzelnes unbefriedigt liess wie „die mater dolorosissima und der doctor angelicus" in Faust II., so wusste er ihn als Bildungsquelle zu schätzen; noch in Frankfurt bekennt er in einem Briefe an Dr. A. Clemens, der ihm seine beiden Schriften über Goethe zugesandt: „Ihre schönen Abhandlungen haben in mir neuerdings das Gefühl des Dankes recht lebendig gemacht, das ich diesem grossen Geiste schuldig bin für alle Bildungsmittel, die mir aus seinen Schriften zugegangen sind" (Deutschland, Beil. vom 17. III. 58).

Seine eigene Dichtertätigkeit wurde von dieser Lectüre nicht in Fluss gebracht; wir kennen aus der ganzen Periode nur zwei Lyrika, deren erstes „Die Braut" (L. 66) er selbst übel beleumundet: „Es ist das Product eines Augenblicks, ohne Gefühl, kalt und todt hingeschrieben". Besser ist „Die Mandelblüte" (L. 129), von der Schuler (22. II. 33) an Streiter schreibt: „Heute habe ich von B. einen Brief und sein Gedicht, die Mandelblüte, erhalten. Beides hat mich auf eine lange nicht gefühlte Weise ergriffen und hingerissen. Wenn ich nur diesen genialen Geist seiner unangemessenen Sphäre entreissen und hieher verpflanzen könnte". Die Einleitung stellt dar, wie die Mandelknospe hervorbricht:

Die Blüte träumt in grüner Hülle
Und sprosst im süssen Kindeswahn
Aus ihrer dunkeln Geisterstille
Ins Wehn der Himmelsluft hinan.

Hier wird sie zuerst begrüsst von der Biene, die nach Ammenweise sie süss umlispelt, dann vom Tau des Himmels, der diesem Kindlein still die Augenlieder netzt; auch

Des Mondes heil'ge Träume schweben
Im lauen Kuss der Märzenluft
Um sein verborgnes Schlummerleben
Und tränken es mit Veilchenduft.

Der warme Frühling entfaltet die Blüte, und junge Frühlingswinde tragen sie in die Welt hinaus:

Sie flockt, vom Mutterkelch geschieden,
Gewiegt im lichten Sonnenstrahl,
Ein Schiff mit goldnem Hoffnungsfrieden,
Gefiedert durch das Hirtental.

Dadurch erreicht der Dichter Bewegung für die Mandelblüte, bezw. für das Gedicht. Er begleitet sie nun auf ihrer Fahrt. Zuerst gelangt sie zu einem Kinde, das sie „mit keuschem Zaubermunde küsst". Leider beginnt hier, im II. Teile, schon die Reflexion zu überwuchern, indem der Dichter unter dem Einfluss von Schillers Glocke vergegenwärtigt, wie die jungen Kräfte im Kinde sich entfalten und es zum Jüngling heranbilden, wie Heimatsgefühl und edle Freiheitsideale in ihm erwachen, die Liebe des Guten, der Hass des Bösen mächtig werden. Im III. Teile „schwimmt die Blüte in Myrtenlauben" zum Koselied der Minne, wo „Neuvermählte glühn", woran sich wieder breite Reflexionen schliessen. Im IV. Teile kommt die Blüte zu den Landstürmern, welche ihr Vaterland verteidigen:

Und helle Mandelblüten flocken
Verklärt aus schwüler Pulverluft
Im kühnen Takt der Landsturmglocken
Und tanzen um die Heldengruft;

sie schwebt auch über die Feinde, welche die Steinlawinen zerschmettert haben:

Und über schuttbedeckten Leichen
Schifft hold der Mandelblütenstrauss
Und breitet zum Versöhnungszeichen
Die weisse Friedensfahne aus.

Im letzten Teile gelangt sie noch auf den Friedhof, allwo „die Seele steigt, des Stoffs entbunden, aufs weisse Mandelblütenschiff":

Sie schwebt, vom Schöpfungssturm gehoben,
Empor aus düstrer Grabesau
Und küsst im Land der Sterne oben
Voll Innigkeit das Himmelsblau.

Das sind — mit Vernachlässigung aller Verrenkungen und Verrankungen — die Grundgedanken des 53 Strophen langen Gedichtes, welches die Mandelblüte über die Erde bis zum Himmel führt. Geniale Gedankenblitze, hinreissende Stellen allerwegen! Aber das Ganze ist nur so hingewühlt, ohne künstlerische Durchbildung. Er mag sich nicht zügeln; die leitenden Ideen werden von zufälligen Nebengedanken verdunkelt, weit entlegene Dinge ohne Übergang mit einander verbunden. Seine Phantasie spottet aller natürlichen Voraussetzungen. Die Mandelblüte muss z. B. „girren“ und „singen“, der „Goldaar kühn den Schweif der Blitze schnäbeln“. Diese Schwächen sind dem Dichter nicht entgangen. Am 28. III. 33 bekennt er Schuler: „Ich schrieb die Blüte in den Nächten der vergangenen Fasten, wo die Phantasie am unbändigsten ist. Am Ende wurde ich wie gewöhnlich krank und war nicht mehr im Stande, die gewaltigen Elemente mit einem grossen durchdringenden Lebenshauche in eine Glut und Flamme zu verschmelzen, wo dann von selbst die Schlacke sich geschieden hätte. Deswegen hat für mich das Gedicht allzeit etwas Schmerzliches, es trägt an den Sünden seines Vaters und dieser spürts am meisten“.

Damit ist die ganze dichterische Ausbeute dieser Jahre erschöpft. Zwar meinte er am 28. VIII. 33 an Schuler: „Sobald ich mit Oswald fertig, gehe ich zurück in das Land der Dichtung, aus der ich mich nie hätte entfernen sollen und die allein noch ein unmittelbares Band um die getrennten Geister (der Freunde) schlingt“. Es war nur eine vorübergehende Stimmung. Selbst der „Almanach für Geschichte, Kunst und Litteratur von Tirol und Vorarlberg“, den Anton Emmert auf das Jahr 1836 bei Wagner herausgab, brachte von ihm nur die vierte und letzte Strophe eines bereits gedruckten Gedichtes: „An mein Vaterland“. Freilich war dies neue Taschenbuch nicht dazu angetan, seine Muse anzulocken; man staunt, wie tief es unter

den Alpenblumen steht. Schon die Darstellungsfähigkeit des Herausgebers ist gering, überdies hat er nicht vermocht, die Tiroler Dichter unter seine Fahne zu sammeln, nicht einmal der Freiherr Anton v. Eberl leistete ihm Gefolgschaft, sondern gab lieber seine Gedichte in einem eigenen Heftchen heraus (Wagner 1845), in dem schöne Motive in mangelhafter Form, einmal auch in entsetzlichen Hexametern, behandelt werden, so dass man nur ein paar kleine Lieder als lesenswert bezeichnen kann. Emmert füllte den grössten Teil seines Almanachs mit Altertümern aus Drucken und Handschriften: so mit dem Tiroler Landreim, mit einer Sammlung von Kriegsliedern aus 1796, einer Reimgenealogie über die Trautson von 1634 und den Gesellschaftsgedichten aus 1801 (vgl. oben S 59). Auch die geschichtserzählenden Beiträge sind untergeordnete Ware, die man einer ernsten Kritik nicht unterziehen darf. Gleich schwach sind die Bilder: niemand würde z. B. in der Fettgestalt auf dem Vorderdeckel, die wie ein balzender Auerhahn in die Höhe schmachtet, die „Geschichte" erkennen, wenn es nicht vorsichtiger Weise darunter geschrieben stünde. Es war wirklich nur eine poetische Gerechtigkeit, dass der I. Jahrgang keinen Nachfolger erlebte. Dagegen dachten Schuler und Streiter zeitweilig an die Wiedererweckung des Taschenbuches. B. jedoch wollte jetzt nichts davon wissen (an Streiter 5. XI. 37). Seine Tätigkeit durch diese ganze Periode gehörte den Gelehrtenbestrebungen, aus denen sich neben den vielen kleineren auch eine bedeutende Leistung, **„Das Land Tirol"**, herauskrystallisierte.

Die Veranlassung kam diesmal von aussen her. Seit dem Beginn des 19. Jhdts. mehrten sich die Schriften über die Schönheiten Tirols, die dann in den tirolischen Zeitungen mit Fleiss und freudiger Zustimmung verbucht wurden. So berichtet der „Sammler" nach einander über die Reisebeschreibung Kotzebue's, der Tirol weit über die Schweiz erhoben hatte, über die Schildereien Benkowitz' u. a. Das waren Panegyrica, aber keine Wegweiser, wonach man immer mehr verlangte. Das erste Werk dieser Art, das grössere Benützung fand, brachte Adolf v. Schaden mit seinem „Taschenbuch für Reisende durch

Südbaiern, Tirol, Salzburg" u. s. w. Weil auch hier Tirol nur so nebenbei behandelt war, fasste Schumacher den Plan zu einem eigenen Werke über Tirol und betraute damit Julius Max Schottky, der bereits über die Topographie Wiens und Prags geschrieben hatte und eben in Tirol Material zu seinen „Reisebildern" sammelte. Im Oktober 1833 besuchte er mit einer Empfehlung Schulers auch Beda, bei dem er aber wegen seiner Ruhmredigkeit einen betrüblichen Eindruck hinterliess: „Er ist ein Gelehrter, wie er selber sagt; ein Preusse, wie er selber sagt; Dipauli ist seit 18 Jahren sein Gönner, wie er selber sagt; er hat viele tausend altd. Verse selbst um Lohn abgeschrieben, und das ist sein schönster Ruhm, wie er selber sagt; er compiliert Tag und Nacht, wie er selber sagt" (an Streiter 10. X. 33). Streiter stimmte sofort in Bs. Ärger ein; aber Schuler suchte die beiden zu beschwichtigen (10. XI.): „Schottky beurteilt Ihr mir zu hart... Das Reisehandbuch ist bei ihm in guten Händen". Das war es nun keineswegs; denn als 1834 Schottky's „Bilder aus der süddeutschen Alpenwelt" zu Tage kamen, befriedigten sie auch bescheidene Ansprüche nicht.

Schumacher betraute nun Schuler mit der Aufgabe; allein der faule Johannes kam nicht zu ernstlicher Arbeit. So wurde sie 1835 Beda übertragen, der mit beiden Händen zugriff, da er nun für seine mannigfaltigen Studien über Tirol ein bedeutendes Ziel erhielt: „Schnell und mutig reifte mein Entschluss über alle Bedenklichkeit hinaus" (Vorrede). Land und Leute hatte er auf den vielen Fusswanderungen seit seinen Studentenjahren immer genauer kennen gelernt und dabei nicht versäumt, die eigenen Erfahrungen durch einschlägige Studien zu vertiefen. So schreibt er am 28. I. 34 an Streiter: „Die Geschichte beschäftigt mich ernstlich sowie Geographie, Völkerkunde und Statistik". Zwei kleinere Schriften, die zu dieser Zeit erschienen: Die „topographisch-statistische Darstellung des Landesgerichtes Wilten" von J. J. Staffler (1834) und die „Ansichten von Tirol mit einer geschichtlichen und topographischen Beschreibung von einem Tiroler" (Johanna v. Isser 1834), brachten ihm Belehrung und neue Anregung. Dass ihm während seiner Arbeit unerwartet zwei Wettbewerber erstanden,

stachelte ihn nur um so mehr an; es waren Dr. August Lewald, der in Tirol Reisen machte und dann 1836 zu München sein Werk: „Tirol vom Glockner zum Orteles (so) und vom Garda- zum Bodensee“ erscheinen liess, und Heinr. Wenzel, der seine „Reiseskizzen aus Tirol“ 1837 zu Bunzlau herausgab. Die letzteren bekundeten „mehr Wohlwollen als Einsicht“, wie B. selber richtig meinte, während das andere wenigstens ein gutgeschriebenes, wenn auch materialarmes Buch war.

Gieng Beda auch trefflich ausgerüstet an die Aufgabe, so hat man doch seit jeher gestaunt über die lächerlich kurze Zeit, die er zur Fertigstellung des dreibändigen Werkes mit 2078 kleingedruckten Octavseiten, welche ein riesiges Material verarbeiteten, brauchte. Schon im Frühjahr 1836 sandte er das Manuscript der beiden ersten Bände an den Verleger, der für das ganze Werk in 1000 Exemplaren 350 Gulden zahlte, überdies nachträglich wünschte, daraus den Abschnitt über Innsbruck und Umgebung besonders drucken zu dürfen, was B. überraschte; mit kindlicher Naivität schreibt er am 3. V. 36 an Streiter: „Im Vertrage ist eine solche Bedingung, dass Schumacher meine Einwilligung (zur Sonderausgabe) haben muss. Aber wenn ich sie so gratis gebe, wie er sie verlangt, so ist das dem Buche der grösste Schaden. Viele Baiern reisen bloss nach Innsbruck und gehen wieder zurück. Von diesen kauft niemand das teure Buch selbst. Was rätst Du also? Wäre es unartig, wenn ich wenigstens die Kreuzzüge von N. N. als Honorar für diesen Entgang mir bedingte, da ich es wohl nicht abschlagen darf, oder Raumers Geschichte der Hohenstaufen?“ Der Druck gieng rasch von Statten, da auch die Censur diesmal keine Schwierigkeiten, nicht einmal eine Verzögerung verursachte, nicht weil sie vernünftiger geworden war, sondern weil sie offenbar Bedürfnis und Wert des Werkes erkannte. So erschien denn bei Wagner 1837 der I. Band vom „Land Tirol. Ein Handbuch für Reisende. Einleitung, Nordtirol“, 1838 der II. Band mit Südtirol und der III. Band mit den Nebentälern und Vorarlberg. Jeder Band erhielt ein ausführliches Register. 1837 kam auch „Innsbruck, ein historisch-

topographisch-statistisches Gemälde der Stadt nebst Ausflügen in die nahe Umgebung" (263 S.) in Umlauf.

Von der Hauptstadt ausgehend, durchwandert Beda also zunächst alle Haupt- dann erst die Seitentäler. Das ist auffallend und aus der Zweckbestimmung des Werkes zu erklären. Er hat es in erster Linie nicht für den Fussgänger oder gar Bergsteiger, der möglichst bald vom Haupt- ins Nebental einbiegt und von da den Bergspitzen und Jochübergängen zustrebt, berechnet, sondern für den „Kutschen- und Omnibusreisenden", er auf den grossen Verkehrsstrassen durchs Land fährt, dann geradezu für den „Zimmerreisenden" als blosses Lesewerk sowie für den Einheimischen als Einführung in die Landeskunde im weitesten Sinne des Wortes. Deshalb beginnt der I. Band mit einer Reihe zusammenhängender Abhandlungen über Geschichte, die Naturreiche und deren Geographie, über die Landstände und politischen Verhältnisse, über die religiösen Zustände, die Rechtsbücher, Steuerorganisationen, Unterrichts- und Gesundheitsverhältnisse, über Litteratur- und Kunstwesen Tirols; auch weiterhin finden sich reiche Angaben über Ein- und Ausfuhr, über Bodenerzeugnisse, Bevölkerungsverhältnisse, Viehzucht, Industrie u. s. w. Dabei verbindet der Verf. die statistischen Zahlen der Gegenwart mit jenen der verflossenen zwei Menschenalter, um zugleich den Einblick in die Entwicklung zu eröffnen. Im allgemeinen überwiegt das Geschichtliche, auch bei Behandlung der einzelnen Ortschaften; gern ergreift er die Gelegenheit, grosse Festlichkeiten vergangener Zeiten zu beschreiben, wobei die ausschmückende Phantasie sich stärker betätigen konnte; er sammelt alte Etymologien von Ortsnamen und versucht sich selber in solchen, freilich mit sehr wechselndem Glück, nimmt die Volksschauspiele in Schutz, von denen die „Gebildeten" sich mehr und mehr abgewendet hatten, merkt gelegentlich auch Volksmärchen und Sagen an, ist bestrebt, zusammenhängende Orts-, Tal- und Volksbilder zu entwerfen (vgl. z. B. I, 444, wo er die Ober- und Unterinntaler charakterisiert). Als auffallenden Mangel empfindet man das gänzliche Fehlen von Karten [1]),

[1]) In „Innsbruck" ist er schon beseitigt: es enthält eine Gletscherkarte und eine Karte von Innsbruck mit Umgebung.

ebenso begegnen wir Anweisungen für Jochübergänge und Bergbesteigungen nur vereinzelt; allein das wird auch in späteren Reisebüchern lange nicht wesentlich besser; denn die tirolische „Hochtouristik" lag damals noch in den Windeln: im August 1834 hatte Thurwieser zum erstenmal die Ortlerspitze bestiegen (Ferdinandzs. 3 F., III. 37). Unzulänglich sind die Dialektanalysen (z. B. I, 453). Seiner Neigung, zu vergrössern und das Grosse ins Unermessliche auszudehnen, hat er auch hier nicht Widerstand geleistet; daher finden sich Superlative und Ausdrücke wie ungeheuer, unglaublich, unsäglich, unerhört u. dgl. in grosser Zahl, auch sämmtlich genügt ihm nicht mehr, es muss „allsämmtlich" heissen. Er macht sich daraus keine Scrupel, sondern verteidigt schon in der Vorrede witzig das Recht seiner Individualität in Stil und Meinung „Keine Ansicht des Verfassers verleugnet die Individualität, das Buch ist von einem Einzigen unter den 700.000 Menschen Tirols ausgegangen und ist bescheiden genug, von den übrigen 699.999 nicht in allen Dingen gleiche Ansicht zu verlangen Um so begründeter darf es gleiche Billigkeit in der Beurteilung hoffen. Hanc facultatem damus petimusque vicissim". Gerade das Individuelle macht das Werk noch heute nach zwei Menschenaltern wertvoll als Ergänzung zu den anderen Büchern dieser Art: man wandert mit einem Dichter über Berg und Tal, eine anziehende Gemüts- und Gefühlswelt schliesst sich auf, den ästhetischen Eindruck, den eine Gegend macht, den Dichtungsgehalt, den sie besitzt, weiss er klarzulegen; die Alpentäler leben in seiner Darstellung, nicht nur die Menschen. Die Sprache ist auch hier schwunghaft, dichtgeblümt, bilderreich, so dass sie selbst bei dem trockensten Stoff den Leser fesselt.

Das Werk hat bei seinem Erscheinen grossen Beifall gefunden Beda hatte es unterlassen, seinen Namen auf den Titel zu setzen, gleichwohl war er bald allgemein bekannt. So viel Altes über Tirol hatte bisher noch niemand aus Büchern und „Schriftkammern der Heimat" zusammengetragen, so viel Neues noch keiner hinzugefügt. Im Alten und Neuen aber bekundete B. glühende Vaterlandsliebe und treudeutsche Gesin-

nung. Eine grosse Zahl von öffentlichen Besprechungen (in Menzels Litteraturblatt, Gersdorfs Repertorium, der Ferdindzs., Augsburger Allg. Zeitung, Dresdner Zeitung u. v. a.) hat all das rühmend anerkannt. Es wurde hervorgehoben, dass man damals „kein zweites, gleich zweckmässig und vollständig befriedigendes Reisebuch über irgend ein anderes Land, selbst die Schweiz nicht ausgenommen, besitze“; namentlich „die Naturschilderungen sind die wahrsten und glühendsten und stehen Zschokke's klassischen Stellen der Schweiz würdig an der Seite“ (Ed. Silesius). Auch sein Bischof schrieb ihm einen auszeichnenden Brief: „Er reise jetzt mit mir durch ganz Tirol, ich sei ein guter Begleiter von viel Genuss und Aufklärung für ihn“ (an Streiter 14. XI. 39). Von allen Urteilen am schwersten in die Wagschale fallen dürfte jenes von Ludwig Steub aus der Zeit, als er selber an einem ähnlichen Werke arbeitete, somit ein Wettbewerber war, der seinen Vorgänger gewiss genau, soweit es mit den damaligen Hilfsmitteln möglich, — und diese müssen auch für uns der Massstab sein — nachgeprüft hat. Am 7. IV. 44 schreibt er an Friedr. Lentner die kurzen, aber inhaltsvollen Worte: „Über Beda Weber ist nicht hinaus und nicht von ihm abzukommen“. Und so haben denn alle folgenden Werke verwandter Art, deren Zahl alsbald Legion wird, daraus in bequemster Weise reiche Beute geholt, so dass die Ferdinandeumszeitschrift 1842 (S. 182) zusammenfassend schreiben konnte: „Das einmütige Bekenntnis der meisten neuesten Verfasser von Reisehandbüchern und ähnlichen Werken, die meisten Daten aus dem trefflichen Werke Bs. entnommen zu haben, ist wohl das beste Lob desselben“. Auch unanständiges litterarisches Piratenvolk drängte sich heran, weswegen B. im Tir. Boten, März 1839, eine öffentliche Verwahrung einlegte, weil man ihn ohne Quellenangabe ausbeute; überdies wolle er wenigstens ohne Fehler abgeschrieben werden.

Nach dem Erscheinen dieses Werkes war Beda nicht nur der bekannteste, sondern galt als der erste Schriftsteller Tirols, bis ein jüngeres Geschlecht mit anderen Ansichten heranwuchs und sich an ihm, gerade weil er als Hauptvertreter der alten Garde angesehen wurde, zu reiben begann. Dann wurde es

auch Unsitte, ihn wegen dieser Lücken oder jener Fehler, wie sie bei solch erstem Wurf gewöhnlich mitunterlaufen, abzukanzeln und dabei seine unleugbaren Verdienste geringzuschätzen.

Zu einer Massenverbreitung war das Werk zu umfangreich, zu gelehrt und zu teuer (7 fl. 30 kr. beim damaligen Geldwert!). Der Verleger hatte seinen ursprünglichen Plan nicht völlig erreicht; doch konnte nun leicht geholfen werden: Beda machte einen Auszug in einem Bande als „**Handbuch für Reisende in Tirol** von Beda Weber, nach dessen grösserem Werke vielfach verbessert und berichtigt“. Mit einer Karte. Wagner 1842, das nun auf lange Zeit der beliebteste Reisebegleiter für Einheimische und Fremde blieb, auch ins Französische übersetzt wurde: „Beda Weber le guide de voyageur en Tirol. Traduit de l'allemand par F. M. de Ring“. Wagner 1844. Dieser Baron de Ring, „homme de lettre“, wie er sich nennt, erhielt für seine Arbeit 320 fl. 50 kr., beinahe soviel als B. für das grosse Hauptwerk. Der französische und deutsche Text wurden wiederholt aufgelegt. Von Beda's Nachfolgern gelangten zu grösserer Bedeutung: Hartwigs „Handbuch“, Schaubachs „Alpen“ und J. J. Stafflers „Tirol und Vorarlberg“, das die Jungen aber auch bald als „tabellarisches Lexicon“ verspotteten.

Das Land Tirol hatte kaum die Presse verlassen, als Beda ein neues Werk in Angriff nahm. Im August 1838 besuchte Kaiser Ferdinand mit Gefolge das klassische Land der Kaisertreue. Der Jubel der Bevölkerung war gross, nicht kleiner der Wetteifer, dem geliebten Monarchen einen möglichst glänzenden Empfang zu bereiten. Ein Gedenkbuch sollte alle die einzelnen Teile dieser Erbhuldigung in Tirol verewigen, wie es bereits in anderen Provinzen, welche der Kaiser besucht, in Niederösterreich z. B. von Castelli (1837), geschehen war. Dazu brauchte man einen flinken Arbeiter; denn es musste sozusagen noch in die Festesfreude hereinreichen, sollte es nicht sinkender Teilnahme begegnen. Man warf die Augen auf Beda. „Der Präsident Dipauli forderte ihn auf, und Beda übernahm die Beschreibung, nachdem auch der Erzherzog Johann seinen

diesfälligen Wunsch ausgesprochen hatte", meldet Albert Jäger am 26. XII. 38 an Chmel. Von Mitte September bis Mitte December schrieb B. das „**Denkbuch der Erbhuldigung in Tirol 1838.** Vom Verfasser des Handbuchs für Reisende in Tirol". Wagner 1839. Den „Herren Ständen Tirols gewidmet"; einen stattlichen Quartband, der alle Feierlichkeiten schildert, die meisten Reden und Gegenreden abdruckt, die Inschriften mitteilt, die Stiftungen aufzählt, die statistischen Angaben über Zahl und Grösse der Schützencompagnien, die Namen ihrer Führer, die verschiedenen Scheibenschiessen und viel anderes dieser Art verzeichnet: alles geschöpft aus „eigener Schau", aus zahlreichen „amtlichen Acten" und Zeitungen.

Die Aufgabe für den Darsteller war schwer: die meisten dieser Festlichkeiten sahen sich ähnlich wie ein Ei dem andern; auch die Anreden und Erwiderungen drehten sich im wesentlichen mit denselben Gedanken um dieselben Persönlichkeiten: ja schon das jedesmalige Aufzählen der hohen, höheren, höchsten und allerhöchsten Herrschaften, das von vorn herein geboten war, wurde eintönig. Das Hauptstreben des Verfassers musste daher auf Wechsel und Mannigfaltigkeit gerichtet sein. Schon in der äusseren Ausstattung ist das ersichtlich. Jeder Abschnitt trägt eine in Holz geschnittene Initiale — nach der Verschiedenheit der Ausgaben in einfachen Farben oder in Golddruck oder „illuminiert" — an der Spitze, welche auf den folgenden Inhalt hinweist. Den Schluss jedes Capitels bildet ein Gedicht von verschiedenen, teils genannten teils ungenannten Verfassern, gelegentlich zur Vermehrung des Wechsels auch in einer der tirolischen Mundarten (s. z. B. gleich im II. das Fügener Schützenlied). Die Beschreibungen werden gewöhnlich in grossen Zügen gegeben und von kleinen geschichtlichen Erinnerungen, die bald an Persönlichkeiten, bald an Gegenden, Gebäude, Denksteine u. s. w. geknüpft sind, angenehm unterbrochen; an anderen Stellen werden Volkscharaktere geschildert, Volksgebräuche sinnig ausgedeutet (z. B. S. 181 das Fahnenschwingen) u. dgl. m. — Spannungsmotive, welche die Wirklichkeit bot, hat B. gut ausgenützt; man vgl. etwa die lebhafte Schilderung der Vorbereitungen zum Empfang des grossen

ständischen Ausschusses in der Hofburg zu Innsbruck, da wird der Kaiser von den Masern befallen, es verbreitet sich die Furcht, diese wie alle Feierlichkeiten würden nun unterbleiben; allein bald folgt die Genesung und damit gesteigerte Volksbegeisterung bei den weiteren Huldigungen; oder man vgl. die Darstellung der Vorbereitungen zur grossartigen Aufführung der Schlacht von Vittoria nach Beethovens Composition. Dadurch wurde die Eintönigkeit nach Möglichkeit überwunden. Einer anderen Klippe aber vermochte Beda nicht zu entrinnen. Der ganze Stoff drängte zum Panegyrischen; Bs. Darstellungsweise neigte ohnehin dazu, und so schwebt er nun unaufhörlich in den höchsten Regionen, verhochtrabt das Hochtrabende, erschöpft sich in der Wahl überspannter Ausdrücke, die er noch oftmals wiederholt, so dass der Leser schliesslich völlig wirbelig wird. Hier hätte er durch Masshalten den Meister des Stils erweisen sollen, besonders im ersten Teile, so dass eine Steigerung des Tones möglich gewesen wäre; allein das vermochte er nicht, und so wurde dieses Gedenkbuch seine schwächste Leistung, obwohl es ihm einen Ehrensold von 24 Ducaten eintrug. Er hat es auch mit ein paar eigenen Gedichten ausgestattet, denen man nur allzusehr die äussere Nötigung ansieht: sie gehören zur Gelegenheitspoesie im gewöhnlichen Sinn des Wortes, die ihm in dieser Periode wissenschaftlicher Tätigkeit am wenigsten gelang; das beste davon ist „Das Stammschloss“ (L. 209):

Hoch ragt das alte Schloss Tirol,
Du kennst, o Kaiser, kennst es wohl!
Es steht umblüht vom frischen Leben,
Getränkt vom Safte deutscher Reben,
Umklungen von Tirolersieg!
Die Adler dort um seine Türme,
Bewährt im Schall der Schlachtenstürme,
Vereint im Frieden, eins im Krieg,
Die Adler kennst du wohl:
„Von Östreich und Tirol!“

Die beiden letzten Verse wiederholen sich als Kehrreim auch in den folgenden vier Strophen, welche auf des Kaisers Urahn hinweisen, der den Iselsieg vorausgeahnt, auf Marga-

retha, welche Tirol an Österreich gegeben hat, endlich das Schloss als Schlüssel von Tirol verherrlichen, in dem die „Glut der Heldenweihe“ unvergänglich flammt wie das ewige Licht in seiner Kapelle.

Es war ganz in der Ordnung, dass das Buch kühler aufgenommen wurde als die andern Werke Bs., wenn man auch hier mehrfach „die lebendige Farbengebung, die Wärme des Gefühls und der Phantasie“ lobte. Das musste den empfindlichen Mann, der reinen Weihrauch gewöhnt war, unangenehm berühren und beitragen, die verdriessliche Stimmung zu verdichten, die sich mehr und mehr in ihm angesammelt hatte; denn dieser Lebensabschnitt war trotz der geistigen Regsamkeit und litterarischen Fruchtbarkeit kein glücklicher. Die Hauptursache hiefür ist jedenfalls in der stets wiederkehrenden Kränklichkeit zu suchen, die wir schon oben wiederholt berührt haben. Dazu kamen die vereitelten Berufungen (S. 94 ff.), die zunehmenden Reibungen mit seinen Collegen, mannigfaltige Enttäuschungen und Verletzungen, wie sie die rauhe, stumpfe Welt so hochgespannten Idealisten und Enthusiasten hin und hin bereitet; selbst aus einem innigen Freundschaftsverhältnis erwuchs ihm manches Herzeleid. Tiefe Traurigkeit und Weltüberdruss setzten sich in ihm fest. Schon am 27. V. 31 schreibt er an Str.: „Ich bin auf die ganze Welt erbost. . . Keine Treue, keine Wahrheit, kein Glauben: alles Höfelei, Lug und Trug, Saus und Braus!“ Am 2. V. 32: „Ich bin ganz trostlos. Meine Stiftsverhältnisse sind betrübt, meine Weltfreuden gehen unter, ich versinke mit ihnen. Mich drückt bisweilen Menschenhass fast zu Boden, denn meilenweit treffe ich keine gleichgesinnte Seele, wo ich mein Herz ausschütten könnte. Das schimpfliche Philisterwesen ist überall grell und schamlos herrschend und da ist es vielleicht am kürzesten und besten, wenn ich an mir selbst und der Welt zum Narren werde; da hat man endlich für das Schlechte keine Besinnung mehr.“ Am 15. VII. 1833 ruft er aus: „Ich bin einsam in der Nacht“, und am 20. VII. „bemüht er sich täglich, in der Weltverachtung vorwärts zu schreiten“; am 2. VI. 35 hat er „alle Verbindung mit der Welt aufgegeben. Mich kümmert gar kein Gerede, weder

Lob noch Tadel; denn die Welt ist eine Bestie ohne Sinn und Gerechtigkeit". Wohnte er in Marienberg, vergrösserte der „stiftische Verdruss" die Weltverbitterung und den Einsamkeitshang, der mählich auch einen herben Zug des Misstrauens in sein Wesen brachte, unter dem selbst seine Freunde gelegentlich litten. Schuler, den er heftig angerannt hatte, war einsichtig genug, ihn milde zu erklären: „Ich bin von Beda unwürdig behandelt worden; allein ich hege deshalb keinen Groll gegen ihn und habe es ihm längst vergeben. In seiner unglücklichen Stellung ist ein hohes Mass leidenschaftlicher Übereilung und unherzlichen Misstrauens nur zu natürlich" (22. XII. 1836).

Zur Zerstreuung, die dem Vereinsamten notwendig war, verlegte er sich in müssigen Stunden auf Taubenzucht, wozu er von Streiter die Anregung erhalten hatte, der ihm (Nov. 1832) dreizehn Stücke auf einmal sandte: „Ich liess sie sofort, da es mir zu viele sind, durchs offene Fenster wie aus der Arche Noä ausfliegen in der Hoffnung, es würden wohl einige sich fortverlieren. Deine Tauben sind aber so knechtischen Sinnes, meine Taubenanstalt so trefflich eingerichtet, dass sie alle sich meinen Tauben beigesellten und nicht fortzubringen waren. Nun richtete ein Deiniger Tauber im Schlage ein gräuliches Unwesen an. Er misshandelte alle Jungen, sperrte den Eingang und zerzauste alle Bewohner tödtlich. Somit schoss ich ihn gestern feierlich nieder. Die andern sind bis jetzt ordentlich und deshalb können sie das Recht der Gastfreundschaft geniessen". Da diese Taubenwirtschaft für den Klostermann doch manch Unangenehmes mit sich brachte, vertauschte er sie mit Blumenzucht, der er eine zeitlang rührende Sorgfalt widmete und die er nur ungern fremden Händen anvertraute. Am 20. VII. 33 klagt er von Marienberg aus an Str.: „Mir ist angst und weh wegen meiner Blumen, wenn ich bedenke, in welchen tölpelhaften Händen ich sie lassen muss. Es übersteigt allen Glauben, wie ungeschickt eine Magd ist. Schon von ihrem Atem fallen die Blätter ab. Wenn ich nun noch obendrein denke, wie ungelenkig und sinnlos das Wasser über die Pflanzen ausgegossen wird, so befällt mich

kalter Schauder. Ich hange mit ganzer Seele an den Kindern meines Herzens". Als ihm nach zwei Tagen der P. Superior aus Meran berichtete, „meine Kaktus ständen trefflich und hätten nicht das mindeste gelitten", ist er hoch erfreut: „Darüber habe ich mich aus allen Kräften erlustigt und Gott gedankt! .. Du kannst kaum denken, wie blumenhaft ich geworden. Tag und Nacht sind die Blumen mein innigsüsser, heiligkeuscher Lustgedanke" (Skr. 251). Schwere Kränklichkeit des Jahres 1834 jedoch schädigte auch diese Blumenfreude: „Ich arbeite viel an meinen Pflanzen, aber ohne Freude" (7. VIII. 34 an Str.), und vier Monate später: „Ich bin seit einiger Zeit ganz vernichtet und ein Gang nach Bozen kommt mir vor wie eine Reise nach Palästina. Viel macht schon auch ein seit langem durch vieles Arbeiten ruiniertes Verdauungssystem und die schrecklichste Abneigung vor allen schändlichen Windbeuteleien der Ärzte... Eine blühende Kamelie macht auf mich jetzt eben soviel Eindruck als ein Bischof auf die Katzenwelt. Alles Blumenwerk liegt darnieder, alles Interesse ist dahin. Ich gebe auch alles auf, bis auf die schönsten Stücke von Aloen und Kaktus". Mit der Übernahme der grossen Arbeit über Tirol verschwindet seine Blumentätigkeit vollends.

Je mehr sich Beda aus dem Verkehre mit seiner Umgebung zurückzog, um so grösser war sein Verlangen nach einer gleichgestimmten, der Kunst und Wissenschaft ergebenen Seele. Schon seit den Studentenjahren unterhielt er wechselnde freundschaftliche Beziehungen zu Streiter, die nach dem Zusammenstoss wegen der Alpenblumen (oben S. 119) sich rasch vertieften und zu einer innigen Männerfreundschaft führten, wovon uns die Litteratur des 18. Jahrhunderts so erhebende Beispiele bietet, besonders Bs. Gefühlswärme erinnert nicht selten lebhaft an den jungen Schiller. Bald sind der Benedictinerprofessor und der Herr von Paiersberg die vertrautesten Menschen, die sich das ganze Herz aufschliessen, alle Geheimnisse teilen. Bereits im Sommer 1828 schreibt B: „Wollest mein gedenken, wo und wie Du gehst und stehst. Ich stehe auf einem einsamen Flecke des menschlichen Daseins und bedarf des freundlichen Anhauches von Dir, um Wärme und

Lebenslust im vollen Masse, wie sichs gebührt, zu erobern. Grüsse mir vielmal Deine Frau und das Fräulein (Anna v. Kapeller) in deinem Hause" (Skr. 212). Am 20. VI. 30 bittet er: „Schreibe mir während der Ferien öfter; ich kann ohne Deine Briefe nicht leben, und in Marienberg ist mir der Ausdruck Deiner Gesinnungen und Deines Lebens doppelt notwendig und süss; denn die Einsamkeit begehrt nach solcher Herzenskost am meisten." Streiter zieht er allen Freunden, die sich um ihn bewerben, vor: „Mazegger (vgl. oben S. 106) ist ein herzensguter Mensch; indes eine innige Lebensliebe kann ich ihm nicht weihen wie Dir; er muss mit der Lebenstreue vorlieb nehmen, wo mehr der Verstand als die Empfindung im Spiele ist. Ich habe keinen Freund auf Erden, dem ich so mit ganzer Seele angehöre, der für mein Leben so unentbehrlich ist als Du" (Skr. 255). Natürlich war er in Paiersberg stets der willkommenste Gast, der mit aller Lieb und Treue gepflegt wurde, was ihm innerlich und äusserlich wohl tat: „Ich bin von Bozen viel gesünder zurückgekehrt, als dort angekommen.... Ich danke Dir und Deiner Frau für alle Liebe und Freundschaft und kann es aufrichtig gestehen: je einsamer, teilnahmsloser ich in meinem Stande dastehe, desto mehr rührt und verpflichtet mich zum Danke unverdiente Liebe" (28. IV. 32). So oft es die Schulverpflichtungen gestatten, eilt er nach Paiersberg, denn es steht ihm als die „schönste Sommermondnacht vor der Seele und zieht ihn abwärts. Bozen selbst ist gräulich" (14. IV. 35). Weil Str. in seinem Hause eine Kapelle hatte, konnte B. da auch die Messe lesen, wobei dann Streiter ministrierte. Dieser suchte bei ihm Rat in allen häuslichen, litterarischen und selbst Beichtangelegenheiten: „Dass Du zu Pater Peter zur Beichte giengst, war sehr unrecht von Dir. Ein verständiger Mensch soll einem verständigen Menschen sich anvertrauen, sonst wird die Beichte eine jämmerliche Faschingsfratze. Aber leider ist die Welt blind und liebäugelt mit der Dummheit, wenn es das Heilige gilt" (20. VII. 33). Zu Zeiten gemeinsamer Gefahr ist B. der Mutspender: „Dass die Cholera kommt, daran zweifle ich nicht mehr. Aber ich fürchte mich nicht davor, und das Weibische des Verzagens ist mir an allen

unausstehlich.“ Werden die Schulen geschlossen, komme er nach Bozen und bringe „einen kleinen Zuwachs von Mut und Entschlossenheit... Paiersberg wird strenge cerniert und ich führe darüber die oberste Aufsicht. Wir versehen uns mit den notwendigen Theen, Geistern, Bandagen für den Fall des Ausbruches und heilen uns selbst. Die Doctoren sind Esel und wissen nichts; in jedem Falle kommen sie zu spät, man muss also selbst Hand anlegen und die Narren nicht erst abwarten (28. IX. 31); und als Streiter über freudloses Leben klagte, ruft er ihm zu: „Lass das Licht leuchten, Freund, und schau mich an! Ich stehe auch allein und habe keine Seele für mein übervolles Herz und muss allzeit mit mir selber reden“ (11. XII. 38).

Leider blieb das schöne Verhältnis vor Trübungen nicht bewahrt, die, soweit die vorliegenden Briefe ein Urteil erlauben, zunächst von Streiter ausgiengen. So gleich die erste (Aug. 33): er war eifersüchtig wegen des Lobes, das B. Schuler gezollt hatte, worauf B. mit freundlicher Ironie meint: „Den Wunsch ihn zu sehen, wirst Du doch auch nicht gar in Verdict erklären, da Du ihn allzeit gern heimsuchst.“ Am 13. II. 35 beschwichtigt B. neue Vorwürfe mit herzlichen Worten: „Gegen Dich ist nichts gemeint als meine unveränderliche Liebe, die ich Dir schuldig bin, die ich Dir zugewandt seit meiner frühesten Jugend, weil sie Bedürfnis meines Lebens und meiner Lebenslust ist.“ Erst als B. durch grössere Arbeiten abgezogen wird, mindert sich auch sein Freundschaftsenthusiasmus und sein Freundschaftsbedürfnis, damit aber auch die Geduld bei den Übergriffen des Freundes, und ernste Zerwürfnisse sind die Folge. Im Januar 37 machen sie sich gegenseitig Vorwürfe, weil ihre Briefe kälter werden. In diesem Jahre stirbt Streiters Frau; damit fällt eine verbindende Kraft zwischen beiden weg. Auf eine Einladung Streiters antwortet B. (10. XII. 1837) resigniert: „Dich sähe ich gern, denn ich hänge mit Leib und Seele an Dir und Deinen Kindern wie wohl kaum an meiner eigenen Seele. Aber der Aufenthalt in Bozen ist mir (nun) allzeit schmerzlich. Deine Frau ist gestorben, ihre Freundlichkeit, ihre herzliche Güte hat mich beim Eintritte stets vieles vergessen machen ausser dem Hause. Sie ist gestorben

und die leere Stelle tut mir weh". Im Oktober 38 häkeln sie wieder: B. wirft Str. vor, dass er „alle und jede Rede zutraulicher Freundschaft" missbrauche. „Was Du Geradheit nennst, ist ein Prügel ins Gesicht, und von diesem kann und darf ich nichts wissen" (8. X. 38). Um dieselbe Zeit gerät Str. auch mit Schuler wegen einer heiklen Angelegenheit in bösen Hader, der ihm von diesem eine scharfe Zurechtweisung einträgt und den Vorwurf, er sei unter die „enragierten Frommen gegangen" (Skr. 299 und 113). Str. hatte offenbar wieder einmal seine schlechten Zeiten. Aber sie giengen vorüber. Am 8. XII. 38 freut sich B. schon wieder „wie ein Kind", seinen Freund um Weihnachten zu sehen und sich „fürs Leben zu restaurieren". Damals erschien „Die Lebensquelle. Ein dramatisiertes Märchen von Berengarius Ivo" (= Streiter). Wagner 1839. Schon der Titelzusatz weist auf die romantischen Vorbilder, zumal auf das Tiecks, den Str. sehr verehrte; ausserdem hat Faust II stark eingewirkt (vgl. den Astrologen, Hofnarren, die eingelegten Lieder S. 12 u. a.), und wie Goethe in diesen, so hat Str. in sein Jambenstück viel hineingeheimnisst, besonders Satire, jedoch so unbestimmt, dass sie schon damals niemand herausgefunden hat: klar werden höchstens einige allgemeinethische Anschauungen durch den Hauptthelden, der in springenden Scenenreihen rasch nacheinander erfährt, wie aus sinnlichen Lüsten nur Moderstank in die Nase dampft, Wissenschaft und Kunst dagegen „des Geistes stille Blumen" sind, naturgemässes Leben in harter Arbeit zu kühnen Taten stählt und als eigentliche Lebensquelle zum Glücke führt; ausserdem soll es nach des Dichters Aussage (Skr. S. 304) eine Satire gegen die Mystik und die Giovanellifahne sein. Die Leser fanden das Drama dunkel und (trotz schöner Vergleiche und kräftiger Stellen) langweilig; bald nannte der Bozner Witz die „Lebensquelle" boshafter Weise das „kühle Brünnl". In dieser Not musste nun der Freund hilfbereit eingreifen und zunächst eine aufklärende Anzeige in den Tir. Boten setzen, alsdann als „dritter und zweiter Demosthenes" den Freiherrn Jos. v. Giovanelli beruhigen, mit dem Bs. Verhältnis sich nachgerade gebessert hatte. Ein neues Verbindungsglied brachte Julie von Garten-

berg, später Streiters Braut. Beda war schon lange Hausfreund in ihrer Familie (vgl. oben S. 153), nun trat auch Streiter ihr näher. Am 26. IV. 39 dankt B. für einen „liebevollen“ Brief Strs. und erwähnt das Fräulein zum erstenmal als „unsere edle Freundin“. Am 24. V. 39, da Streiter sich zu einer Reise nach Wien und Deutschland rüstete, bittet er den Freund, die Sammlung seiner Gedichte, die dieser angelegt, an Julie zu übergeben. Von den erhaltenen Reisebriefen Strs. (Skr. 107 ff.) sind mehrere voll Freundschaft für B., dem er am 24. VI. 39 auch über die protestantische Kirche zu Dresden schrieb, in der er nicht begriff, wie „die Menschen mit einem solchen Cultus leben können“ (vgl. Skr. 113 und 135).

Diese hingebende Freundschaft Beda's an Streiter entfremdete ihn seiner Umgebung noch mehr, weil Streiter unbeliebt war, ja mit Misstrauen verfolgt wurde, wie er umgekehrt B. gegen dieselbe hetzte, selbst gegen den sanftmütigen Pius Zingerle, über den B. aber nichts kommen lassen wollte. Am 8. X. 1838 z. B. weist er Streiters Stichelei mit unverhaltenem Ärger zurück: „O dieser Pius ist auch ein höchst fehlerhafter Mann, dem ein paar Dutzend Verweise not täten. Er hat unter anderem die unverzeihliche Grobheit, als Individuum eine eigene, oft von Dir abweichende Meinung zu haben. Zur wohlverdienten Strafe soll man ihm nichts mehr leihen, man soll ihn im Turm zu Saltaus einsperren. So wills jeder, welcher den Samen des Despotismus, der Geistestyrannei erzieht und ausser seiner Meinung gar nichts gelten lassen will auf Erden. O dieser Pius, dieser Todfeind aller Bildung, aller Aufklärung“! — Man mühte sich, ihn von den Bozner Besuchen abzuhalten: Der „Pater Superior wollte mir durchaus eine Predigt auf den Stephanstag auflegen aus Furcht, ich könnte verreisen. Ich hatte aber den Starkmut, sie standhaft abzulehnen, und das ist bei meiner Gemütsart kein Kleines, woraus Du unzweifelhaft ersiehst, wie lieb ich Dich habe“ (11. XII. 38). Bedrohlicher für B. war es, dass auch der Abt diese Freundschaft ungern sah. Bezeichnend hiefür ist ein Brief an Str. vom 7. VI. 34, in dem er diesem mitteilt, wie der Abt sein Ansuchen, während der Ferien nach Bozen zu gehen, aufgenommen habe: „Er war

ohne allen Zweifel schon genau von meinem Plane in Bozen unterrichtet, ohne das Mindeste davon zu verlauten. Als ich auf seine Frage: ‚Wo halten Sie sich in Bozen denn auf?‘ sagte: ‚Herr Streiter hat mir sein Haus angeboten‘, so brach er etwas heftig los, als wenn er einen Gegner vor sich hätte, und sagte hastig: ‚Das ist recht, da kann kein Mensch mit Vernunft etwas dagegen sagen‘. Aber schnell fasste er sich wieder und gieng in einen ganz ruhigen Ton über“. Der Abt sah auch die „weltliche“ Schriftstellerei seiner Professoren nicht gern. Albert Jäger erzählt in seiner Selbstbiographie: als er (1838) an dem bairischen Einfall von 1703 schrieb und nach Wien gehen wollte, die dortigen Archive zu benützen, erklärte ihm der Abt, er würde die Erlaubnis und eine Reiseunterstützung gern geben, wenn es sich um eine Arbeit zu einem kirchlichen Zwecke handelte; aber um blosse Kriegsgeschichten zu schreiben, gebe er weder eine Unterstützung noch sehe er die Reise gern. Wenn das beim schmiegsamen Albert geschah, lässt sich leicht ermessen, mit welchen Augen der Abt die Schriftstellerei Bs. betrachtete, dessen Ansichten und Beziehungen ohnehin schwere Bedenken erregen mochten. Es ist vielleicht dem Einflusse des Abtes zuzuschreiben, dass B. sich in der nächsten Periode hauptsächlich auf das Gebiet der Kirchengeschichte zurückzog.

Unter all diesen Verhältnissen war Beda's Wunsch nach Ortsveränderung immer mächtiger geworden, um vieler auf die „Gesundheit böse einwirkender Verdriesslichkeit los zu werden“; auch „das Essen und Trinken des Klosterlebens hielt er nicht mehr aus“; es leuchtet so recht in die Tiefe von Bs. Charakter, wenn er hinzusetzt: „Darunter hat auch meine Tätigkeit gelitten, und das macht mir mehr als alles“ (1. II. 39). Unter den Posten, über die das Stift Marienberg gerade verfügte, schien ihm St. Martin in Passeier am meisten wünschenswert; es lag am nächsten der Kulturwelt, denn er brauchte wissenschaftliche Behelfe, da er weiterarbeiten wollte; es lag auch dem Hause Paiersberg und Gartenberg am nächsten, ohne Meran allzu nahe zu sein; es bot reinere Landluft für den kränkelnden Körper, ohne denselben durch Rauheit des Klimas wie etwa Platt zu bedrohen. Er wandte sich mit dringenden

Bitten an seinen Vorgesetzten; allein der Abt zögerte mit einer bestimmten Zusage. Darüber gibt ein köstlicher Brief Bs. an Jos. v. Giovanelli (20. VIII. 39), mit dem er jetzt vertraulicher verkehrte, Aufschluss: „Ich gehe am 6. IX. von Trostburg ab und hoffe Sie in Bozen wenigstens auf kurze Zeit zu sehen. So habe ich es mir selber feststellen müssen, denn ich bin von Seiten meiner Regierung ohne alle Weisung, und es scheint, es wird nichts weiter verordnet werden, ungeachtet die erste und letzte Zuschrift des Prälaten mir bloss eine Vorfrage gestellt hat. Diese habe ich ihm im Sinne von St. Martin beantwortet. Meine Hoffnung auf eine wirkliche Anstellung daselbst ist noch nicht in Erfüllung gegangen. Ich werde mich daher selbst installieren". Et factum est ita!

VII. Taleseinsamkeit, Mystik und die Lieder aus Tirol 1839—1842.

Also entfloh Beda im September 1839 dem leidvollen Weltwirrwesen, stieg den Küchelberg hinan und wanderte zukunftsfreudig ins stille Tal der Passer. Vom Pfarrer in St. Martin, dem er neben zwei anderen Collegen sich als Hilfspriester beigesellte, erhielt er möglichst freien Spielraum; das Landvolk liebte er seit jeher, zumal einen so kräftigen Schlag wie den in Passeier. Er atmete auf, fühlte sich frei und leicht. Die Kirchengemeinde wohnte im Umkreise von vier Stunden zerstreut und besass acht Bergschulen, was die Pfarrgeistlichkeit stark in Bewegung setzte, die dem versessenen Manne sehr zuträglich war und seine Gesundheit ausserordentlich kräftigte, so dass nun die stehenden Krankheitsmeldungen aus seinen Briefen über anderthalb Jahre verschwinden; erst am 11. III. 1841 spricht er einmal von Husten und Mattigkeit, setzt aber bezeichnend hinzu: „Ich lasse mir meinen Humor nicht rauben". Nach zwei Wochen ist er davon gänzlich befreit: „Ostern blüht mich freudiger an als jemals, denn eher als ichs merke, werd

ich frei und kann wieder leben nach Gefallen und wandern in die weite Welt" (24. III. 41). Auf seinen Wanderungen achtete er aufmerksam auf die Charaktere, Sitten, Meinungen, Bräuche, Sagen, Lieder des Volkes, sammelte Urkunden und andere Materialien zu einer Geschichte des ganzen Tales und seines unvergänglichen Volkshelden Andreas Hofer. Viel weilte er bei Kranken und Sterbenden: „Ich bin nie mit dem Tode vertrauter gewesen als eben jetzt in meiner Taleinsamkeit, und er scheint mir gar nicht fürchterlich; täglich sehe ich ihn an meinen Kranken, von denen nur sehr wenige ungern sterben!"

Da die Schulen nur vom November bis in den April besucht wurden, blieb ihm viel freie Zeit, die er nach seiner Art emsig verwertete. Er schrieb kleinere Aufsätze für Zeitungen und Zeitschriften, z. B. über Lertha's Gedichte, wobei er „etwas zu Gunsten der Ästhetik und Poesie in Tirol zu sprechen" für notwendig fand, damit „der allgemeine Realismus nicht alle höhere Lebensansicht ersticke" (an Thaler 11. II. 40); verfolgte die neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der Litteratur und Germanistik, besprach mit Streiter die neuesten deutschen Dichter, betrauerte mit ihm den Tod der Dorothea Tieck, las Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde, Novalis, die Romane der „Madame Sand", kämpfte eine Brieffehde mit dem Romanschreiber Spindler, der damals in Tirol lebte und Anhänger sammelte, schneidig durch und zwang ihn zur Abbitte (Briefe an Giovanelli und Schumacher), bewarb sich bei der Statthalterei mit Robert v. Wolkenstein, Adolf v. Wolfskron und Jos. v. Giovanelli um die Erlaubnis, dem „unter dem Einfluss des bekannten Schriftstellers Menzel im Entstehen begriffenen litterarischen Verein in Stuttgart zur Herausgabe älterer Handschriften" beitreten zu dürfen, was erst nach viel Schreiberei und nachdem „Metternich und Erzherzoge als Mitglieder angemeldet waren", gestattet wurde (Statth. Act vom 13. IV. 40 und mehrere Briefe an Giovanelli); dichtete dann einen Text zur Vertonung für Gänsbacher (an Giovanelli 6. IV. 40), war der Freiin Fanny von Dipauli in Kaltern behilflich bei der Übersetzung von Manzoni's „Ymni sacri" aus dem Italienischen ins Deutsche und schrieb eine Vorrede dazu.

Sein Ruf als Prediger brachte ihm bei kirchlichen Festen viele Einladungen aus nah und fern, denen er nach Möglichkeit Folge leistete; bis nach Kaltern, wo er im Sommer 1840 predigte, erstreckte sich diese Wirksamkeit. Zu weiteren Weltfahrten aus der Taleseinsamkeit nach Roveredo, Trient, Verona, wo er am Himmelfahrtstag 1841 predigte, nach Mailand, Venedig veranlassten ihn zwei grössere Arbeiten, die er damals ausführte, beide aus der Kirchengeschichte und zwar aus der religiösen Mystik.

Anfang der Dreissigerjahre waren ihm auf seinen Archivreisen in Trient und Roveredo die selbstbiographischen Schriften (12 Quartbände) der Bernardina Floriani oder der **Giovanna Maria della croce,** wie sie sich später als Klosterfrau nannte, einer italienischen Katharina Emmerich des 17. Jhdts., aufgestossen. Sie weckten sein Interesse, das die damalige Litteraturrichtung der jüngeren Romantiker und verwandten Dichter und Gelehrten verstärkte. 1832 hatte Möhler, der ihn 1836 in Meran besuchte und dem er eine feinsinnige Charakteristik widmete (Charb. S. 3 ff.), die „Symbolik“ herausgegeben; 1836 veröffentlichte Görres, den er kurz vorher gleichfalls persönlich kennen gelernt, die „Mystik“, in demselben Jahre Just. Kerner „Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ (Visionen der Elis. Eslinger), nachdem er schon 1829 die Seherin von Prevorst herausgegeben hatte, die im Kreise der Alpenblümler fleissig gelesen und besprochen wurde; Brentano's Buch über K. Emmerich, die B. selbst später mit seiner Giovanna in Vergleich setzt, fand damals viele Leser. Auch ein persönliches Erlebnis hatte vorbereitend gewirkt: Am 22. VIII. 33 machte B. eine Fussreise von Andrian nach Kaltern und besuchte in Gesellschaft „mehrerer sehr aufgeklärter Freunde“ mit „offenbar ungläubigem Sinn“ das „Wunderfräulein“ (M. v. Mörl). Allein er wurde „bald hart dafür gestraft“. Seine „Seele wurde tief erschüttert, ja vernichtet im Anschauen eines dem Irdischen entronnenen Wesens, das man gewisss nur einmal im Leben sieht“ (an Str. 26. VIII. 33). Brentano, Görres, Möhler sandten dahin jetzt ihre Freunde. 1838 wiederholte B.

mit Döllinger[1]) den Besuch. Dieser Eindruck der Lebenden stärkte seinen Glauben an die Längstverflossene. Am 8. XII. 38 meldet er an Str.: Nach der Erbhuldigung „gehe ich an Johanna vom Kreuze und die widme ich Dir“. Die beiden müssen schon vorher darüber verhandelt haben, weil B. am 21. V. 38 schreibt: „Mit Deiner Ansicht über Johanna v. Kr. bin ich vollkommen einverstanden“. Die Hauptarbeit ward aber erst in Passeier geleistet. Er verschaffte sich Einsicht in die kirchlichen Processacten und in die verschiedenen Druckwerke, welche schon im 18. Jhdt. über diese merkwürdige Persönlichkeit erschienen sind (von ihm selbst S. 371 ff. verzeichnet). Am 18. IX. 40 ist der I. Teil fertig; am 11. III. 41 arbeitet er am II. Teil: „Es geht leicht und schnell, und die Arbeit ist insoferne lohnend, als sie mich unterhält“. Im Sommer wird auch dieser abgeschlossen.

Das Buch ist seinem Kern nach eine Lebensbeschreibung, durchsetzt mit den Bekenntnissen einer schönen, grossen, gottbegeisterten Seele, die nach Bs. Darstellung wie eine Lichterscheinung aus der Nacht jener sturmdurchbrausten Zeit von 1603—73 hervorglänzt. Cap. I—III behandeln ihre Familie (der Vater Maler und Kunstschwärmer, ihr liebster Bruder ein berühmter Violinist); ihre Jugend, in der schon grosse Liebe zu Gott und Mitmenschen auffällt; ihre Leidensschule: sie fastet, damit ihre Geschwister satt werden, leidet mit ihrem kranken Vater, arbeitet die Nächte für Arme, Misshandelte und Verstossene, die alle ein Anrecht auf ihr Herz haben, trägt voller Geduld die Launen ihrer Mutter und empfängt so die Weihe der Leiden, die den Menschen vergeistigen und zur Entsagung heranreifen. Auch weiterhin wird alles, was bedeutungsvoll in die Zukunft Johanna's weist, was aussergewöhnlich und wunderbar erscheint, mit scharfem Sinn in den Vordergrund gerückt und dabei hervorgehoben, dass, wenn es an sich kein Wunder war, doch von den Menschen jener Zeit und jenes

[1]) Vgl. Friedrich, Döllinger II, 92. Döll. soll später gesagt haben: „Betrug war nicht im Spiel, aber man sah doch sogleich, was es war“. Da möchte man doch lieber ausgeführt haben: „was es war“. Wahrscheinlich hat Döll. damals geurteilt wie Beda.

Ortes als solches betrachtet wurde und mit der Kraft des Wunders auf sie wirkte. Cap. IV beleuchtet Johanna's erste grössere Tätigkeit nach aussen zur Hebung der Tugend und Sittlichkeit ihrer Umgebung durch Beispiel und Lehre, durch die Obsorge für Arme und Kranke, durch Leitung einer Mädchenschule und eines Erziehungsinstitutes, durch Einrichtung eines Arbeitshauses. V berichtet wie später VIII, X, XIII, XVIII über die religiöse Entzückung und Stigmatisation, die aus der Tiefe ihres Gefühles und der Weicheit ihres Körpers hergeleitet wird. VI begleitet ihre Wirksamkeit in die Ferne: die Bekanntschaft mit der Braut Erzherzogs Leopold V., wodurch sie Einfluss auf den landesfürstlichen Hof gewann, der zum Kampfe gegen den vordringenden Protestantismus sittenstrenge Ordensmänner aus Italien berief, um das darniederliegende kirchliche Leben im Sinne des Trienter Concils zu reformieren. Mit Hilfe derselben wurde Johanna Vorsteherin eines Frauenbundes, der sich die Rettung gefährdeter Mädchen, geistliche Übungen, Verteilung von Almosen, Verfeinerung der Frauensitten, Kampf gegen Verschwendung und Üppigkeit, namentlich gegen die geldfressenden spanischen Trachten zum Ziele setzte; von Roveredo verpflanzte sie den Bund nach Trient, gewann hier den Bischof Karl v. Madruz dafür und verbreitete ihn weiter über das Land. VII—XIII schildern ihre Bemühungen zur Errichtung eines Frauenklosters, die zunächst nur bis zur Gründung eines Regelhauses gediehen, da die ausbrechende Pest, während der Johanna und die Mönche unerschrockenen Todesmut bewiesen, allzuviel Hindernisse in den Weg warf; allein im Laufe der Zeit besiegte sie dieselben, duldete Verfolgungen aller Art, auch von der Geistlichkeit, die sie ihres Standes würdiger zu machen strebte, bis endlich 1647 das Klarissenkloster erstand und sie zur Äbtissin erwählt wurde. XIV und XV erzählen von ihrem wachsenden Einfluss in die Ferne, indem sie Verbindung erhielt mit Anna v. Medici, dem General Gallas (einem Südtiroler), dem bairischen Kurhause, dem Kanzler Paul Hocher und Kaiser Leopold I. Alle suchte sie ihrem Plane einer katholischen Reformation geneigt zu machen, vom dreissigjährigen Bruderkrieg in Deutschland abzubringen und gegen

die Türken zu lenken. Die Schlusscapitel behandeln eine neue Klosterstiftung zu Borgo, ihren Tod, die Verehrung, die sie gefunden, den Seligsprechungsprocess, der aber nicht beendet wurde.

Zu einer sachlichen Kritik in dies innerste Gebiet der Theologie einzugehen, fehlt mir Kenntnis und Verständnis, Beruf und Verlangen; das steht den Theologen zu, von denen ich ein paar gewichtige Stimmen laut werden lasse. Alois Messmer verzeichnete in seinem Tagebuch (Vonbank-Mitterrutzner I, 247): „Ein glühendes Buch mit vielen Schönheiten des Geistes und Gemütes“. Der Generalvicar Klein, einst Gegner Bs. in Frankfurt, fand (1858) darin „ein unübertroffenes Meisterwerk der Hagiographie, von dem ich ohne Beschämung werde gestehen dürfen, dass ich es nicht ohne Tränen zu lesen vermochte“. Ähnlich lauteten die Urteile in katholischen Zeitungen, während die indifferenten und protestantischen Blätter schon dem Stoffe, mehr noch der farbenglühenden, überspannten Darstellungsweise fremd gegenüberstanden. Bs. Freude an dieser wie aller Mystik erklärt sich schon aus seinem Streben, das Religiöse möglichst innerlich zu erfassen und zu erfühlen. Die Visionen der Giovanna, wie sie in ihren Schriften aufgezeichnet sind, erklärt er „als Betrachtungen in subjectiver Vorstellungsweise, die zu ihrer Zeit selbst von allzuleichtgläubigen Beichtvätern für Offenbarungen gehalten wurden, deren Inhalt auch objectiv wahr sein sollte; aber ein aufmerksames Studium derselben beweist unumstösslich, dass sie nichts weniger als objectiv unfehlbar waren; sie selbst variiert sie bei jeder Gelegenheit und wiederholt sich dergestalt, dass die späteren Visionen immer matter und am Ende nichts anderes sind als Reproductionen oft gebrauchter und verbrauchter Bilder“ [1]). Der letztere Übelstand hat auch Bs. Darstellung geschädigt, die gegen Schluss matter wird und an Wiederholungen leidet. Er hat neben der Giovanna eine Reihe von Klostercharakteren mit Goldfarben auf dem dunklen Hintergrund der Zeit gezeichnet,

[1]) Dieser Grundauffassung entsprechend hätte sich B. an verschiedenen Stellen der Biographie vorsichtiger ausdrücken sollen.

die jedoch in Folge der gleichen Lebensweise und der übereinstimmenden mehr oder weniger mystischen Gesinnung einander sehr ähnlich sehen. Brentano's Aufzeichnungen der Visionen Emmerichs sind viel gegenständlicher als diese überwiegend lyrischen „Expectorationen" der Giovanna und werden daher den Laien mehr ansprechen, wenn auch die Gesichte der Giovanna mehr Einfluss der altitalienischen Maler sowie der Katharina v. Siena (aus dem 14. Jhdt.), der sie offenbar viel nachlebte und nachempfand, erkennen lassen. Was Bs. Geschichtsmethode betrifft, so gilt hier dasselbe, was ich beim nächsten Werke, das gleichzeitig entstand, sagen werde.

Noch während der Arbeit an diesem Buche sah sich B. um einen Verleger um; Görres war ihm dabei behilflich, wofür ihm B. am 21. III. 40 durch Giovanelli dankt. Allein der Verleger wurde zu früh bestellt; denn die Censur knüpfte die Druckerlaubnis an eine Bedingung, die des Humors nicht entbehrte: der Verf. sollte nämlich bei diesem durch und durch mystischen Stoff den „mystischen Standpunkt" vermeiden (Statth. Arch. Cens.-Acten vom 25. VII. 46). Das war ihm unmöglich. Vier Jahre hören wir vom Werke nichts mehr, bis es 1846 bei Manz in Regensburg als „Giovanna Maria dalla Croce und ihre Zeit, ein Lebensbild aus dem 17. Jhdt., mit Genehmigung des hochw. bischöflichen Ordinariats" (IV u. 376 S.), erschien. Bs. Name steht nicht auf dem Titel, aber hinter dem kurzen Vorwort. Die Censurbehörde in Wien erliess sogleich die Note „erga schedam" und den Auftrag, B., der sich durch diesen Druck im Ausland einer „Censurübertretung" schuldig gemacht, gerichtlich zur Verantwortung zu ziehen (25. VII. 46). Der Richter jedoch hatte keine Eile und musste am 19. IX. gemahnt werden, das „Ergebnis der Amtshandlung" vorzulegen, was am 24. II. 47 geschah. Bs. Rechtfertigung lautete: er habe das Werk dem Bischof v. Passau geschenkt, der es ohne sein Zutun oder Vorwissen in den Druck gelegt. — Das „sei gleich", bemerkte das Bozner Kreisamt dazu; es bleibe doch immer eine Umgehung der Censur. Auch die Oberbehörden fanden, dass B. sich gröblich vergangen, da er von seinem „Mscpte. Abschriften" nehmen liess und sogar „das Original aus der Hand

gegeben, unbekümmert um den Gebrauch, der gemacht wurde, und ohne Verwahrung vor einem mit der allh. Censurvorschrift in directem Widerspruch stehenden Missbrauch"; dem Priester und Jugenderzieher sei das doppelt anzurechnen und eine Rüge, auch im Namen der Hofstelle, „vollkommen verdient". Am 30. V. erhielt B. einen „versiegelten Erlass" des obersten Kanzlers (Acten im Statth. Arch. ebda). — So geschehen eine kurze Spanne vor 1848, wo man ganz andere Werke dulden musste, wie denn auch Bs. Giovanna noch zweimal ungeändert und ungehindert aufgelegt wurde. Zum Beweise, wie stark Bs. Werk auf die Italiener gewirkt hat, führe ich nur folgende Druckschriften an: Toneatti, Ceni biografici intorno alla venerabile serva di Dio Giovanna Maria d. Croce. Trento 1857; Compendio della vita della Giovanna Maria d. Cr. Trento 1867; dazu eine wörtliche Übersetzung von Andr. Strosio, arciprete, Rovereto 1873. Nach einer Notiz im Tir. Boten (1858, S. 221) erschien auch eine Übersetzung ins Französische, deren ich nicht habhaft werden konnte.

Eine weitere Frucht von Bs. Beschäftigung mit Giovanna waren die „**Blüten heiliger Liebe und Andacht**, gesammelt für Kenner und Liebhaber des inneren Lebens. Aus den Schriften der Giovanna M. vom Kreuze von Beda Weber". Wagner 1845 (108 S.). Eine Sammlung mystischer Gefühlsergüsse und frommer Betrachtungen in 5 Abteilungen für „verwandte Andachtsseelen"; die anderen Leser, die sich diesen Kreisen entfremdet fühlen, werden „wenigsten so billig sein, den reichen Geist einer ungelehrten Frau anzuerkennen und die Eigentümlichkeit ihres persönlichen Wesens menschenfreundlich zu achten" (Vorwort). Diese Blütenlese kam ungefährdet durch die Censur, obgleich die Mystik schon über dem Titel ruht. Zur Zeit, als B. aus dem Italienischen. übersetzte Pius Zingerle „Ein Büchlein von der Sorge fürs Seelenheil" aus dem Französischen ins Deutsche (Rauch 1844): wieder der alte Parallelismus!

Die Arbeit an Giovanna führte Beda tiefer in das Studium der religiösen Bewegungen Tirols im 16. und 17. Jhdt. Daraus erwuchs ein neues, weiter ausgreifendes Werk, das er am 18. IX. 1840 zuerst erwähnt und im nächsten Jahre drucken liess:

„**Tirol und die Reformation** in historischen Bildern und Fragmenten. Ein katholischer Beitrag zur näheren Charakterisierung der Folgen des 30jährigen Krieges vom Tiroler Standpunkt aus“. Von Beda Weber. Wagner 1841 (436 S.). Er stellte sich hier eine doppelte Aufgabe: einerseits ein Bild zu entwerfen von der Verwilderung und Sittenverderbnis, welche auch in Tirol vor und nach Luther bei Geistlichen und Laien zu finden war; dabei hat er tapfer die Wahrheit gesagt und richtig erkannt, wie gerade dadurch der Kirchenspaltung die Wege bereitet wurden. Andrerseits nachzuweisen, wie die hinreissende Kraft gottbegeisterter Seelen „regenerierend“ auf die schlechten Zeiten wirkte und so die Rückstauung der von Norden her eindringenden protestantischen Bewegung herbeiführte, die es auf Tirol besonders abgesehen hatte; denn dieses Scheideland zwischen Deutschland und Italien nahm damals im Kampfe zwischen Katholicismus und Protestantismus eine wichtige Stellung ein. Die vielen Tausende von Knappen, welche Verbindungen mit Mittel- und Norddeutschland unterhielten, vielfach bereits Protestanten waren und einen lebhaften Vorkampf eröffneten, schufen gefährliche Verhältnisse, die nachrückende protestantische Glaubensprediger möglichst auszubeuten suchten. Ein protestantisches Tirol würde die Katholiken in Baiern und Österreich isoliert und deren Widerstandskraft geschwächt haben. Aus solchen Erwägungen leitet B. einen Hauptgrund für das Eingreifen der weltlichen Mächte ab. Allein nicht diese Seite der „Gegenreformation“ bildet sein eigentliches Thema, sondern die Erneuerung des inneren religiösen Lebens und des kirchlichen Geistes durch neue Institutionen für Armenpflege, Erziehung und Unterricht, durch Bruderschaften, Andachten, Processionen, Wallfahrten u. dgl. Die Apostel dieser „Restaurationsbewegung“ erblickt er vor allen in den ekstatischen Mönchen, die persönlich oder wenigstens durch ihre Schriften in Tirol und weiter nach Norden hin wirkten wie der Franziscaner Saluzzo, der Karmelit Domingo, der Prediger Eufemio, Fra Tomaso da Bergamo, der Laienbruder Vito, padre Marco v. Aviano u. a., welche die Volksmassen mit sich fortrissen, zugleich auf regierende Kreise Einfluss erhielten. Eine

ganze Gallerie solch merkwürdiger, einander ähnlicher Charaktere führt uns B. vor Augen und gibt dabei seiner Abneigung vor dem Protestantismus scharfen Ausdruck; denn Menschenfurcht war ihm fremd. Die Jesuiten erhalten zwar ein eigenes Capitel, treten aber neben den „verzückten Volksheiligen", welche „von der göttlichen Flammeninbrunst" erfüllt waren, nur „leise mit der Leuchte des klaren Verstandes" hervor; ihre tiefgehende Wirksamkeit wird zweifellos unterschätzt wie die der Verzückten übertrieben.

Beda wollte hier nur „Fragmente" geben und ein grösseres Werk „Reformationsversuche in Tirol" folgen lassen, das jedoch nicht zu Tage trat; vielleicht hätte es die Vorzüge dieser Schrift festgehalten, deren Fehler vermieden. Zu denselben gehört vor allem der Mangel an Quellenkritik. Das benützte Urkundenmaterial ist nicht bedeutend; dagegen werden Aussprüche von Satirikern, Mitteilungen von Kalenderpraktiken, subjective autobiographische Bekenntnisse wie Quellen ersten Ranges verwendet, um so eifriger, je überstiegener sie sind, worin eben der mystische neben dem historischen Zweck des Werkes zum Vorschein kommt. Ihm fehlt jegliche methodische Schulung wie damals wohl den meisten Geschichtsschreibern, sogar die ruhige Überlegung wird nur allzuoft von der Übermacht seiner Phantasie erdrückt. Daher trägt auch die äussere Darstellung mehr poetisches als wissenschaftliches Gepräge und verdeckt wie in der Giovanna durch überschwänglichen Taumel der Sprache und Begriffe, durch Häufungen von Bildern und Vergleichen, durch Declamationen aller Art das hervorragende Talent für lebendige Schilderung und Erzählung. Die lebhaften deutschen Accente, welche wir früher in Bs. Poesie und Prosa fanden, werden stark abgeschwächt im bewussten Gegensatz zu den „Deutschtümlern", die zum Protestantismus hinneigten oder denselben geradezu als „Nationalreligion" priesen[1]). Der Wert des Werkes bestand im

[1]) Es ist jedoch ein ungerechter Vorwurf, dass er das Romanische als solches auf Kosten des Deutschen erhoben habe; denn S. 326 sagt er bei der Überschrift: „Überfluss des romanischen Elementes in das deutsche zum Schutze der Kirche" ausdrücklich: unter dem romani-

Anschurf bisher ganz unbekannten Materials (Guarinoni z. B. wird hier zum erstenmal verwertet); alsdann im neuen Gedanken, gerade jene Seite der grossen Zeitbewegung, zu der sonst die Historiker gemeiniglich nicht vordringen, zu untersuchen und nachzuweisen, wie die „Tiefen des religiösen Gemüts", „die Wunder in der Menschenseele" und die „Auffrischung" des innern kirchlichen Organismus mächtige Bewegkräfte in der Kultur- und Geistesgeschichte jener Zeit gewesen sind. Dieser Gedanke hängt zusammen mit seiner Gesammtauffassung, dass die Kirche von den weltlichen Gewalten möglichst unabhängig sein, sich auf sich selbst verlassen, dem eigenen Wesen folgen, den innern Geist in sich wirken lassen soll.

Das Werk hat bei seinem Erscheinen viel Aufsehen erregt. Es ist ganz richtig, was B. am 24. IV. 42 an Streiter schrieb: „Es wird jetzt in fast allen Journalen für und wider gezankt. Die Katholiken sind im ganzen durchaus günstig... Die Protestanten sind umgekehrt: das ist in der Ordnung". Am 29. IV. fügte er hinzu: „Dieser Tage wieder eine neue Recension meines Buches in den Anzeigen der Akademie der Wissenschaften zu München (vom Docenten Dr. Const. v. Höfler), eine unverschämte Lobhudelei". Die gegnerischen Stimmen, soweit sie mehr mündlich und brieflich sich äusserten, hat er in den Charb. S. 16 gruppiert und charakterisiert, indem er sich von Möhler folgendermassen ansprechen lässt: „Ihre Nachweise über die verdorbenen Sitten Ihrer Heimat zur Zeit der Reformation werden alle Zöpfe in Bewegung bringen, die nichts für gut finden, als was sie nie gesehen und nie gekannt haben. Aber Sie sind solchen Leuten keine Aufmerksamkeit schuldig, und wenn diese unwiderlegbaren Tatsachen nicht zum Vorteil der Kirche ins gehörige Licht gestellt werden, so wird sie der Hass gegen die Kirche ausbeuten und entstellen. Wenn Sie ferner nachweisen, dass in der Stunde der Gefahr der kath. Glaube vorzugsweise durch begeisterte Persönlichkeiten erhalten worden sei, so werden

---

schen Elemente sei „die rechtgläubige Anhänglichkeit der romanischen Völker an das Oberhaupt und die Institutionen der kath. Kirche zu verstehen".

Ihnen alle Curien und Kanzleityrannen, alle geistlichen und weltlichen Bureaukraten, alle kleinlichen Seelen aus Neid und Eitelkeit grollen, ungeachtet die Weltgeschichte längst für Sie entschieden hat; denn sie meinen in ihrer beispiellosen Unschuld, dass das Gute von ihnen ausgehe und dass ihre Nüchternheit die Welt erhalte. Ihr Unwille schlägt leicht in Hass über... Wenn wir diesen Menschen zu Gefallen schreiben wollten, so finden wir mit Recht keine Leser; denn niemand hat auf Erden Lust, sich von der Langweile tödten zu lassen". Diese Charakteristik ist wieder bezeichnend für Bs. Anschauung, aber auch für seine Geschichtsmethode; denn jene hat er ganz vergessen, die vom Standpunkte historischer Kritik seine Gegner waren.

Pius Zingerle wanderte diesmal geradezu auf den Pfaden Bs.: in den kath. Blättern 1847 lobte er dessen verdienstvolle Leistung, durch die man auch mit Bart. Saluzzo bekannt geworden sei, von dem er dann die vita dell'anima in Ottaven übersetzte. Weiterhin wurde das Buch Bs. auch bald mehr bald weniger ausgeschrieben, zuletzt von Karl v. Brentano, der 1875 in München „Edelsteine der rhätischen Lande" ausgehen liess. — Es versteht sich eigentlich von selbst, dass auch dieses Werk ein Censurwetter hervorrief; doch entlud es sich diesmal über dem Haupt des Innsbrucker Censors, weil er die Polizeihofstelle in Wien umgangen hatte, deren Präsident am 10. VII. 1842 eine „ernstliche Zurechtweisung" befiehlt, während er dem Buche nachträglich das „Transeat" erteilt. Der Tiroler Statthalter antwortet am 22. VII. entschuldigend, aber nur sich: der Censor Lenz habe das „Imprimatur mit einer Art Vorliebe für dieses Werk mit Umgehung aller Formen erteilt"; in Zukunft werde ein Missgriff dieser Art nicht mehr stattfinden; es bleibe dem Ermessen Se. Excellenz anheimgestellt, ob Hochdieselbe bei den obwaltenden Verhältnissen es nicht von der aufgetragenen Rüge abkommen lassen wolle. Allein Sedlnitzky, der Unerbittliche, forderte am 26. VIII. genaue Rechenschaft, Einsendung aller Verhandlungsacten und des Mscpts. oder, wenn dasselbe nicht mehr vorhanden, die Angabe, wohin es gekommen. Der Statthalter erfüllte alle Wünsche und trug, da das Werk

ja nachträglich das Transeat bekommen, „darauf an, von einer weiteren Rüge gnädig Umgang nehmen zu wollen“. Dann schweigen die „Geheimacten“ des hiesigen Statthaltereiarchivs.

Die Passeirer Einsamkeit war auch seiner dichterischen Muse günstig. Schon am 23. X. 39 sendet er die „Kreuzeslust“ (L. 54) an die Freiin Fanny v. Dipauli nach Kaltern, ein Lied, das ganz aus dem mystischen Geiste der Giovanna entsprungen ist. Am 18. IX. 40 schreibt er an Str.: Ich habe „viele lyrische Gedichte gemacht, so dass Passeier für diese Art Herzerguss am fruchtbarsten war“. Noch öfter wiederholen sich solch freudige Mitteilungen. Das eigenartigste dieser Erzeugnisse ist „Das Lied der Bergesfichte“ (L. 97). Den einfachen, alltäglichen Vorgang, wie auf Bergeshöhe ein Baum gefällt, zu Brettern geschnitten und zum Todtenschrein verarbeitet wird, weiss seine kühne und reiche Phantasie auszugestalten und zu beseelen, indem sie die Fichte zur Trägerin höchster selbstloser Liebe, welche sich zum Schutze der Menschen opfert, personificiert. Darum begrüsst sie schon die Axthiebe, welche sie fällen:

Seid gesegnet, Todeshiebe,
Die des Stammes Kraft gefällt,
Mit dem kühnsten Drang der Liebe
Eil ich ab zur Menschenwelt.

Von des Lebens Mark geschieden,
Hall ich noch im Todeslauf
Wie ein Lied von Gottes Frieden
In das Reich der Sterne auf.

Über Felsen schweb ich fliegend
Wie ein Adler kühn hinweg,
Blüt und Blätter streu ich siegend
Mir zur Lustfahrt in den Weg.

Denn mich ruft zur Hochzeitreise
Meine sterbenskranke Braut
Herzdurchsüssend, schwanenleise
Mit dem letzten Seufzerlaut.

Diese Hochzeitreise geht ins Grab; darum lässt sie sich freudig zum Leichenschrein schneiden und in die Tiefe senken:

Von den Schollen angesungen,
Steig ich aus der ird'schen Luft,
Meine Huldin fest umschlungen,
In das Reich der Todtengruft.

Schützend birgt sie die Verstorbene, bis die Posaunen klingen und die Braut wieder zum Leben erwecken:

Heil! die Braut ist neu geboren,
Und ich bin im Wind zerstiebt[1]);
Wer sich selbst nicht ganz verloren,
Hat nie wahr und treu geliebt.

Das leichtgebaute, klangreiche Gedicht erinnert sehr an Novalis, der in einem seiner Fragmente „den Tod eine Brautnacht, ein Geheimnis süsser Mysterien“ nennt. 1840 fasste B. den Plan zur Herausgabe seiner alten und neuen Gedichte. Er mag dazu auch äussere Anregung empfangen haben, denn zu dieser Zeit wurde es in der Tiroler Litteratur wieder lebendiger. Die Feierlichkeiten von 1838 hatten verschiedene Casualgedichte ins Leben gerufen, von denen Karl Meisl, „Hofkriegsbuchhaltungsrechnungsrat“, eine kleine Sammlung herausgab (Wagner 1838). Ihm folgten in demselben Verlag zwei Alpenblümler. Zunächst Senn mit seinen gesammelten „Gedichten“ (1838), der nur mit grosser Mühe die Lichtgestalten seiner Seele an die Oberfläche zu ringen vermochte, aber dann gedankenscharfe und gedankentiefe Gedichte schuf, denen man die Wucht schwerer innerer und äusserer Erlebnisse anfühlt; er selber nennt „herbes Sinnen“ als Kennzeichen seiner Poesie, die deshalb sogar in der von ihm geliebten Sonettenform häufig spruchartiges Gepräge[2]) annimmt; nur selten gelingt ihm ein leichtgeflügeltes, aber

[1]) Fact. gebraucht. Die II. Strophe oben bezieht sich auf den eigenartigen Klang, den abrollende Bäume hören lassen, „eine der süssesten Stimmen des Heimwehs in Tir l“, wie der Dichter selber in einer Anm. hervorhebt. — Zur ganzen Auffassung dieser Leichentuchpoesie vgl. man Bs. Ausspruch in „Passeier“ S. 214: „In den Todtsiechen bildet sich die schauerliche Liebe des Todtbettes aus, die für ein fühlendes Wesen so viel Erhabenes und Herzzerreissendes hat“.

[2]) In diesem Sinne schreibt Str. an Steub am 22. XI. 43: „Senns Gedichte befriedigten mich nie ganz, sie sind mir zu epigrammatisch“.

dann auch vorzügliches Lied wie das Schwanenlied, das Schubert vertont hat, oder der Tiroler Adler, den alle Welt kennt. 1841 wollte er eine neue Sammlung veröffentlichen, konnte aber die Censurschwierigkeiten nicht überwinden. 1840 folgte ihm Lertha mit den „Edelrauten von den Alpen Tirols": Barden- und patriotische Lyrik mit grosser Schwerfälligkeit der Darstellung; etwas besser sind die eingestreuten zahmen Xenien. L. ist über die Traditionen des Innsbrucker Dichtervereins, dem er angehört hatte (S. 24), nicht hinausgewachsen. Ein Dialektgedicht in Beda's Erbhuldigung S. 183 und die „letzten Starkenberger" in Stanzen, von denen nur Bruchstücke gedruckt wurden, sind das Beste, was er geschaffen. Ausserdem veröffentlichte Pius Zingerle eine Sammlung „Harfenklänge vom Libanon", aus dem Syrischen bearbeitet (Innsbr., Rauch 1840), während Vitus Augetti in Schwaz zugkräftige Volksstücke (das durch Vaterlandsliebe beglückte Ehepaar, Andreas Hofer u. a.) zur Aufführung brachte. In Brixen dichteten die jungen Theologen Peter Wasserer und Alois Messmer ihre Erstlinge; in Klagenfurt sang Franz Freih. v. Unterrichter dem Bischof Ladislaus Pyrker ein langatmiges, ödes Hexameterepos „Das Lechfeld oder Otto der Grosse" nach, das Beck, München 1839 herausgab; in Cavalese versuchte sich Johanna v. Isser (geb. Grossrubatscher) in kleinen Gedichten und Erzählungen. Auch von Beda's eigenen Schülern wagten drei ihre ersten lyrischen Versuche: Josef Dilitz, Jgnaz V. Zingerle und Gschwari, die beiden letzteren wurden bald, freilich nur vorübergehend, auch seine Klosterbrüder.

Es zeugt für Beda's Namen, dass der berühmte Klassikerverlag Cotta die Herausgabe seiner Gedichte übernahm, welche mit der Jahreszahl 1842 als **„Lieder aus Tirol"** erschienen (VI und 246 S.). Den Grossteil der 76 hier gesammelten Gedichte haben wir mit den Vorzügen und Mängeln schon früher einzeln kennen gelernt, damit auch die Stilmuster und Stilarten[1]),

[1]) Uhlands Einfluss taucht nur vereinzelt auf und ist nur inhaltlicher, nicht stilistischer Natur; vgl. die „Dichterpredigt" (L. 88):

O Herz, was willst du zagen?
Die Bergesschluchten tragen
Im frischen Heidrichkranz.

so dass es sich hier nur um Ergänzung, zusammenfassende Übersicht und allgemeine Charakteristik handelt; wir verbinden damit auch die wenigen Jugendgedichte, die B. von dieser Sammlung ausgeschlossen hat. Alle miteinander umschreiben im Verhältnis zu ihrer Zahl ein weites Stoffgebiet. Als Dichter besingt er seine Muse (L. 157), erscheint er als Harfner in der Fremde (8), als deutscher Sänger (Giesenhs.) und hält seine Dichterpredigt (88). Als Mönch nimmt er Abschied von der Welt (10), besingt seinen Namenspatron (Giesenhs.) und seinen Bischof (Giesenhs.). Als Tiroler preist er sein Vaterland (183), Gott und Vaterland (223), die Berge der Heimat (204), den Volkshelden Andreas Hofer (218), dichtet das Tirolerlied (215), schildert den Gemsenjäger (196) und die Bergerin (240), schöpft Stoffe aus der Landesgeschichte: Oswald v. Wolkenstein (211), An Herzog Friedrichs Bild (234), Das Stammschloss Tirol (209); begleitet Landesfeste mit seinem Gesang: An den Landesgouverneur (164), den Kronprinzen (199) und Kaiser Ferdinand (202) bei ihrer Reise durch das Land Tirol; Die Mystik des Landsturms 1838 (236, zur Einweihung der Franzensfeste bei Brixen). Man sieht: der Tiroler tritt kräftig heraus und freut sich an Land, Volk und dessen Geschichte. Auch bei anderen Stoffen drängt sich häufig Tirolertum ein, abgesehen davon, dass Bilder und Vergleiche überhaupt fast ausschliesslich der Alpenwelt entnommen sind. Sonst begegnen historische Stoffe selten: aus der deutschen Geschichte: Othmars Lied nach dem Siege des Marius (187), aus der antiken Sagenwelt: Dädalus am Meergestade (190). Etwas häufiger schöpft er Motive, aber bloss die Motive, aus fremden, weit von einander abliegenden Sprachen. Aus dem Neugriechischen: Platons Traum (148), aus dem Bergomaskischen: Die Alllebende (145), aus dem Altkastilischen: Die Träne (139), aus dem Nonsbergischen: Strassen- und Brückenlied (171). Reich vertreten sind religiöse Stoffe: Am Charfreitag (62), Allerseelenlied (12), Auferstehungsgruppe (38), Die letzten Worte der Büsserin (74), Der Einsiedler (114), Die Umkehr (43), Morgengruss (besser wäre: Morgengebet 45), Gott allein (48). Die Liebesnacht (mystisch 50), Die Liebe (30), Louise an den Erlöser (52), Kreuzeslust

(54), Die Braut (mystisch 66), Wiegenlied (mystisch 105), Die Unschuld (mystisch 72), Das Erwachen (78). Unter den anderen Gedichten aus weltlichen Stoffen stehen die Sterbe- und Grabgedichte im Vordergrund: das memento mori steckt tief in der Seele des Dichters: Die Sterbende (17), Das Grab der Mutter (18), Das Traumgesicht (20), Sterbelust (47), Die Sterbeglocke an den Jüngling (14), Der Ameisenbaum (110), Das Lied der Bergesfichte (97), Vaterschmerz (76): das Grab selbst wird ihm Gegenstand des Gesanges (152). Innerlich verwandt damit sind Sehnsuchtsgedichte wie das Heimweh (32), Louise an die Heimat (194), An die Fernen (178), Das Wiedersehen (36), Der Nestling (besser: Sehnsucht nach dem Süden, 92), Das Geständnis (1), An Julius (16), Louise unter dem Apfelbaum (22): auch hier wandern die Gedanken nicht selten vom Diesseits zu Grab und Jenseits, vom Weltlichen ins Geistliche, wie denn überhaupt eine strenge Scheidung bei Beda nicht durchzuführen ist. Die Freundschaftspoesie vertreten: Abschied an Edgar (161), Am Grabe meines Freundes (Giesenhs.), Louisens Kommen (168); das Gesellschaftslied: Musikalische Winterlust (176), Orgelphantasie (83), Der Toast (166), Bergmannslied (71); die Blumengedichte: Pfirsichblütentraum (100) und Die Mandelblüte (129). Litterarisch-traditionelle Motive, wie sie junge Dichter sich gern aneignen, meidet Beda und wo er eines aufgreift, gibt er ihm eigenartige Gestaltung; man vgl. An den Gott des Weines (173), Mondnachtklage (24), Frühlingsfeier (28), Nachtfeier (57), Waldlust (40), Spaziergang (94), Seelenfrühling (80).

Diesem weiten Kreise der Motive entsprechen nur wenige Tonarten: zumeist finden wir lyrische Ergüsse, mit schwunghaften Ideen durchsetzt; ausserdem begegnet der Balladenton im Vaterschmerz und, nur teilweise gelungen, im Dädalus; selbst wo Stoffe zu episch-lyrischer Behandlung lockten, zog er die reine Liedform vor; vgl. z. B. Othmars Lied. Dazu kommen Oden: Edgar, Am Grabe meines Freundes und Louise unter dem Apfelbaum. Komisch gemeint ist das Strassen- und Brückenlied und teilweise Die Bergerin; satirisch Der Verstockte am Schlusse des Bandes.

Der Ideengang der meisten Gedichte hat beinahe typisches Gepräge: vom Irdischen gelangt B. regelmässig zum Überirdischen, vom Weltlichen ins Geistliche, vom Zeitlichen ins Ewige, von den Menschen zu Gott, vom Leben zum Tod, der die notwendige Voraussetzung zur Auferstehung bildet. Das Vergängliche ist ihm nur Durchgangsentwicklung zum Unvergänglichen, alles Daseinsstreben nur Vorbereitung für das Jenseitsleben. Es ist ganz richtig, was ihm ein Dichter ins Grab nachgesungen hat:

Zum Himmel spannt er stets das Herz,
Stieg wie die Lerche himmelwärts.

Und noch deutlicher sang er selber (S. 7):

Und nahst du mir als Richter,
O urteilssichre Welt,
Der Auferstehungsdichter
Ist dir vors Aug gestellt! . . .
Und fällt dir von den Blicken
Des Lebens dunkler Flor,
So trägt dich voll Entzücken
Mein Lied zu Gott empor!

Dadurch ist auch erklärt, warum bei ihm die Sehnsuchts-, Abschieds-, Heimweh-, Sterbe- und Grabgedichte so reich vertreten sind: nicht um nach dem Muster Byrons und Heine's der Weltschmerzpoesie ihren Tribut zu zollen, wie man kurzsichtig behauptet hat, vielmehr um gerade im Gegensatz zu ihnen zu zeigen, wie die Nacht durch Licht erhellt, wie die Sehnsucht gestillt wird, wie dem Abschied das Wiedersehen, dem Tod die Auferstehung folgt: wie alle Dissonanzen des Diesseits im Leben des Jenseits zu Harmonien aufgelöst werden. Sie sind daher keine Trauerlieder, sondern nehmen dem Tode seine Bitternis und lehren Weltüberwindung. Auch das hat er selber ausgesprochen:

Kreuzesfrühling, Sterbelieder,
Tönt mir stets im Herzen wieder,
Singt mich von der Erde frei.

Und noch deutlicher:

Der Weltsinn nennt es Sterben
Und schmerzliches Vergehn,
Für uns, die Himmelserben,
Ists heil'ges Auferstehn! (S. 42).

Das ist eben die christliche Form, mystisch verinnerlicht, um den Menschen mit dem Tode zu versöhnen. Von diesem Standpunkt aus kann auch das Grasse der Grabespoesie ein „Ingredienz“ des Schönen werden. Hätte B. nur hierin und überhaupt mehr Mass gehalten. Allein er sucht die dichterische Kraftentfaltung mehr im Extensiven als im Intensiven sowie Schiller, entbehrt aber des künstlerischen Sinnes, der schon dem jungen Schiller eigen war, der feinen poetischen Durchbildung, die den reifen Schiller auszeichnete. Deshalb sind die meisten seiner Gedichte mit schweren ästhetischen Mängeln behaftet. Die ungezügelte Phantasie- und Gedankentätigkeit führte zu ungeheuren Übertreibungen[1]), die noch schlimmer wirken, wenn sie in schiefe Bildlichkeit geraten; man vgl. z. B. S. 90:

O Herz, in vollen Zügen
Lass deine Segel fliegen
Auf stolzer Frühlingsflut:

Das ist zwar kühn, aber wir lassen es uns noch gefallen, während wir die Fortsetzung mit Lächeln begleiten:

Dass hoch auf deinen Masten
Die Sonnenadler rasten
Voll heisser Kampfesglut.

Sprachliche Ungenauigkeit vergrössert das Übel; vgl. z. B. S. 110:

---

[1]) Das Vorbild des jungen Schiller hat auch hierin einiges zu verantworten: vgl. etwa bei B. S. 85:

Mit der Orgel Sturmesrauschen
Feir' ich deinen Siegesgang,
Dass die Ströme stehn und lauschen
Und die Felsen Küsse tauschen.

mit Schillers Laura am Clavier:

Ehrerbietig leiser rauschen
Dann die Lüfte, dir zu lauschen;
Hingeschmiedet zum Gesang,
Stehn im ewgen Wirbelgang,
Einzuziehn die Wonnefülle,
Lauschende Naturen stille.

Schon glüht die Frühlingsstunde,
Den Veilchenkranz im Munde
Und Nelken um die Brust.

Wir beziehen den zweiten und dritten Vers auf Stunde, während der Dichter den Frühling damit ausschmückt; allein auch in diesem Falle bleiben die Verse mehr wunderlich als schönbildlich. Derartiges ist sehr häufig. Zur Übertreibung kommt Überladung im einzelnen und ganzen: Ausdrücke werden gehäuft, verschiedene Bilder durcheinander geschoben, Gedanken auf Gedanken getürmt. Die lebhafte Phantasie- und Gedankentätigkeit führt ihm immer wieder neue Vorstellungen, neue Bilder, neue Ideen zu. so dass seine lyrischen Ergüsse einen seltenen Strophenreichtum entfalten: sehen wir von den 8 unstrophischen ab, findet sich nicht ein Gedicht mit einer oder zwei Strophen, dagegen 9 mit drei bis fünf, 22 mit sechs bis zehn, 26 mit elf bis siebzehn; dann erst sinkt die Gedichtzahl; 18 Strophen zählen zwei Gedichte, 20, 21, 22, 24 und 25 Strophen je eines; vier Gedichte gehen noch weiter: Nr. 1 hat 27, Nr. 44 hat 33, Nr. 72 hat 42 und Nr. 42 gar 56 Strophen. Solches Unmass muss Übersicht und Klarheit beeinträchtigen; das grössere Übel aber kommt dadurch zu Stande, dass B. nicht bei den leitenden Hauptgedanken bleibt, sondern Verschiedenartiges oft ohne deutliche Übergänge durcheinander schiebt, wodurch die Einheitlichkeit verloren geht; um seine Gedichte zu verstehen, muss man sich häufig erst die führenden Ideen aus der Überladung herausschälen, wie ich es früher bei einzelnen Gedichten versucht habe. Meist gewinnen sie durch blosses Herausstreichen, ich möchte sagen: durch Verdünnung. Mancher Dichter würde allen neun Musen auf den Knien danken, wenn ihm so reichlich poetische Gedanken aufdämmerten, als bei Beda unglücklicher Weise zu viel sind. Auf die Geschlossenheit des Ganzen scheint er überhaupt wenig Gewicht gelegt zu haben; denn es ist doch bezeichnend, wie er einem solchen Tadel Schulers gegenüber bei der „Mandelblüte“ sich auf „die vielen anerkannt glanzvollen Strophen“ dieses Gedichtes beruft. Die überkühnen Bilder, zu denen er oft die fernsten Dinge verknüpft, der unvermittelte Wechsel der Sub-

jecte, die verwegenen Tropen und Figuren erschweren gleichfalls das Verständnis. Er wagt ohne Bedenken: die Blüte lallt (S. 113), die ewige Liebe klingt (39), er singt wie Schwän' auf Frühlingswogen seiner Träume schönstes Bild (85), der Wille erwacht tönend (40), das Schlummerbild grünt und quillt (50), Gottesgrün schwimmt von Sonnenbergen (80), die Geister keimen (80), die Morgenflammen lodern blumig (106) u. dgl. m. Ja er verbindet Ausdrücke, die sich gegenseitig ausschliessen; Rieselnd hallt des Liedes Welle (58), die Edelraute streckt das Blitzen liebäugelnd um die Felsenwand (202) u. s. w. Angesichts solcher Stellen hat man Beda Mangel an Logik vorgeworfen. Er stellte ihn nicht in Abrede, suchte ihn aber im Schlussgedichte zu rechtfertigen, indem er logische Freiheiten als poetisches Recht in Anspruch nimmt und grimmig auf die Logik losstícht, dabei beleuchtet er selbst vortrefflich die Art und Weise, wie er dichtet:

Der Verstockte.

Unlogisch mich zu nennen,
Seid alle drauf und dran!
Die heissen Adern brennen,
Es reisst mich himmelan!

Ins freiste Wolkenschweben
Verliert sich kühn mein Lauf,
Da grünt mein Dichterleben,
Da hört das Rechnen auf.

Die Ungewitter segeln
Unlogisch durch die Luft,
Lebt wohl, ihr kahlen Regeln!
Die Gottesstimme ruft.

Die Blitzesschlangen zischen
Aus schwarzer Wetternacht,
Wie Rosenglut aus Büschen
Voll Frühlingszauberpracht.

Im Blitzesrosenpflücken
Erfind ich mein Gedicht,
Die Logik kann nur flicken,
Erfinden kann sie nicht!

Die Sonnenstrahlen schweben
Erheiternd um mich her,
Und Flammengeister beben
Auf Land und Strom und Meer.

Mit diesen Flammengeistern
Beseel ich mein Gedicht,
Die Logik kann wohl meistern,
Beseelen kann sie nicht!

Die Alpenblüten tanzen
Im Maienwind empor
Ins Sonnenreich und pflanzen
Den Kranz ans Himmelstor.

Mit dieses Kranzes Flattern
Verklär ich mein Gedicht,
Die Logik kanns beschnattern,
Verklären kann sie nicht!

Mich schlingt es heiss in Liebe
Ans Sein, das ewig blüht,
Drum lodern alle Triebe
Hellaut im freisten Lied.

Wie Himmelslerchensingen
Umtönts das Erdenrund,
Unlog'sche Tränen springen
Aus tiefstem Herzensgrund.

Und alle guten Geister
Entlockt der süsse Klang
Zum ew'gen Weltenmeister
Aus logischsteifem Zwang.

Die Qualerlösten prangen
In unbegriffner Lust
Wie reifes Traubenhangen
An ihres Gottes Brust.

Und dieses Kranzes Weihe
Versteht die Logik nicht,
Er glüht in ew'ger Treue
Als grösstes Weltgedicht.

Und mag die Welt zerstäuben
Im Allzerstörungsbrand,
Der Kranz wird blühn und treiben
In seines Meisters Hand

Und alle Geister sammeln,
Die gift'ge Logik schied,
Zum süssen Liebesstammeln
Im Himmelsschwanenlied.

Es ist eine trunkene Begeisterung, die ihn mit Naturgewalt erfasst; darum zieht er Naturerscheinungen zum Vergleiche herbei, um darzutun, wie er ein Gedicht erfindet, beseelt, verklärt; aus den Gottesgedanken schöpft er die Weihe für dasselbe. Die Raschheit seiner Conception bezeichnet er mit dem verwegenen Ausdruck Blitzesrosenpflücken: d. h. mit Blitzesschnelle pflückt er die poetischen Rosen. Man kann ihm nur teilweise Recht geben: Erfinden kann die Logik nicht; aber bei der Ausarbeitung der Gedichte darf sie nicht ausser Wirksamkeit bleiben. Doch gieng diese bei Beda kaum weniger rasch vor sich als die Erfindung, und eine Überprüfung scheint er für überflüssig erachtet zu haben, sonst hätte er hier das „zischen“ bei den „Blitzesschlangen“ zu schwach, das „beben“ bei den „Flammengeistern“ unpassend finden müssen und hätte die dreimalige Verwendung von „Himmel“, wenn auch in verschiedenen Zusammensetzungen vermieden.

Weil er auf das Erhabene geht, liebt er Wörter wie Himmel, Welten, Alpen, Flammen, Wolken, Blitze, Sonnen, Gluten, Adler, Bergesspitzen, Gletscher, Sterne, Felsen u. s. w., deren oftmalige Wiederkehr zu den Ursachen der Eintönigkeit gehört. Dazwischen nehmen sich farblose Bezeichnungen, meist aus dem Reiche der Mystik wie: das Sein, das wahre Sein, das innerste Sein, das tiefste Sein, das ewige Sein und noch andere solche „Sein“, die ihm geläufig sind, ferner: honigsüsses Lenzgedicht (139), krause Liebeszier (115), holde Nester (81), schmucke Maigebüsch (95) u. dgl. doppelt schwächlich aus. Ein Dichter mit durchgebildetem poetischen Geschmack hätte derartiges nicht geduldet. Allein hier fehlte es eben! Darum entschlüpfen ihm geradezu Geschmacklosigkeiten: die schönsten Lieder hallen durchs angestochne Herz (126), das streif'ge Ei des Lieds ranunkelt (141), giftig spritzt die Weltenlüge ihren falschen Schmeichelfluss (83), die Lichtgedanken singen auf ihrem liebsten Ei (116), die Ros' ist ein lindes Friedens-

zweigeln ins Grab der Sündenschuld (117); das mystischüberstiegene Wiegenlied (105) bietet eine Musterkarte von Geschmacklosigkeiten. Gelegentlich verirrt er sich dabei ins Grasse, dass die Modernsten ihre Freude daran haben könnten; man vgl. 111:

Im Rosenblütenflattern
Erwachen selbst die Nattern
Aus ihrem gift'gen Traum
Und recken sich und züngeln
Ins frische Grün und ringeln
Sich um den Mandelbaum.

Hier um die alles erweckende Macht des Frühlings recht kräftig darzustellen; sonst meist da, wo er zum Zwecke möglichst starken Contrastes Tod, Grab und Vergänglichkeit zeichnet gegenüber Auferstehung und Himmelsseligkeit. Er zeigt sich als scharfer, leider nicht immer auch feiner Naturbeobachter. Um so mehr muss man sich wundern, dass er nicht öfter Situationslyrik, Selbsterlebtes, sondern nur Selbsterträumtes bietet. Schon beim Überblicken der Titel fallen die verschiedenen Traumgedichte auf (Traumgesicht, das Erwachen, Orgelphantasie, Pfirsichblütentraum, Platons Traum), noch grösser ist die Zahl ohne eine solche Bezeichnung, und wenn er nun trotzdem darauf losschildert, so gibt das eben jene Phantasterei, die wir schon S. 115 besprochen haben. Versucht er sich einmal mit einem realen Situationsgedicht, gelingt es ihm nur halbweg; man vgl. z. B. An die Fernen (178): „Kommst Du, Holde, nicht heraus?“ Man erwartet nach dem Folgenden, dass die Holde im Hause oder anderswo in der Nähe sich befinde. Erst viel später erfahren wir, dass sie im fernen Welschland lebt und zu ihren Angehörigen nach Tirol herauskommen soll, welche das Schloss (Trostburg) bewohnen, wie wir noch später und nur zufällig vernehmen. Es ist merkwürdig, dass Beda vom Volkslied stilistisch nichts gelernt hat[1]), das er doch bei verschiedenen Völkern kannte und bei vier Gedichten dieser Sammlung direct benützt zu haben vorgibt; bei einem merkt man

[1]) Das würde das Gedicht vermutlich so begonnen haben: Da drunten im welschen Lande.

es noch an den Motiven, bei der Träne auch am volkstümlichen Kehrreim; bei den beiden anderen dagegen ist alles Volkstümliche verschwunden; sie sind nicht nur ins Religiöse, sondern ins Mystische gekehrt, die „Alllebende“ ist ein abschreckendes Muster dunkler bombastischer Phantasterei und erinnert lebhaft an Novalis' Dichterrecept:

Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt . . .
Frei soll die Phantasie erst schalten,
Nach ihrem Gefallen die Fäden verweben,
Hier manches verschleiern, dort manches entfalten
Und endlich in magischem Dunst verschweben.

„Magischer Dunst“ findet sich viel und „verschleiert“ ist auch genug. Man begreift, wie der junge, lebfrische Pichler angesichts solcher Gedichte 1843 ausrufen konnte: „Dem narkotischen Parfüm dieser mystischen Jerichorosen ziehe ich den Knastergeruch des derbsten Schnaderhüpfels vor. Wenn man doch einmal auf dem Kopf stehen soll, sei's höchstens bei einem lustigen Purzelbaum“.

Weil Beda so selten reale Unterlage hat und so gern alle natürlichen Verhältnisse überspringt, wählt er auch so oft unpassende Träger seiner eigenen Gefühle und Gedanken; man schlage etwa den „Nestling“ (92), die „Frühlingsquelle (124), den „Ameisenbaum“ (110), die „Pfingstnachtigall“ (141) nach, die sogar seine mystischen Liebesgedanken singen muss. Einfache Gedichte gestaltet er selten, sie gehören aber dann zu seinen besten; vgl. Allerseelen, Vaterschmerz, Unschuld, An Julius, Das Grab der Mutter, Morgengruss, Die Sterbende, Louise unter dem Apfelbaum; im letztgenannten Gedicht sucht er auch das Malerische der Goetheschen Lyrik nachzubilden:

Säusle, labendes Lüftchen, durch die Bäume,
Schüttle Apfelblüte der holden Jungfrau
Auf die Locken, welche heiliger Liebe
Priesterlich pfleget.

Diese einfachen Gedichte genügten ihm offenbar nicht, er hielt die „glanzvollen“ für wertvoller, je pomphafter und zopfiger sie wurden, um so grösser war seine Freude daran; doch enthalten selbst die perückensteifsten mehr oder weniger Strophen

mit echter Empfindungslyrik. Eines der längsten Gedichte voll von Übertreibungen und Geschmacklosigkeiten ist der „Einsiedler" (114); trotzdem sind die Strophen, wo er von der Welt Abschied nimmt, voll tiefgefühlter Poesie:

Mein letzter Blick ist Segen
Ins Blühn der Gotteswelt,
Die ihren Blütenregen
Auf Tod und Gräber schwellt.

Mein letztes Wort ein Grüssen
Ans ferne Freundesherz,
Im leisen Tränenfliessen
Verduftend himmelwärts.

Mein letzter Hauch ist Liebe,
Die, fest in Gott verzweigt,
Wie Sonn' aus Wolkentrübe
Dem Todeskampf entsteigt!

Und lieg ich, schmal gemessen
Im engsten Erdenraum,
So sei mein Grab vergessen,
Verweht mein Lebenstraum!

Die Blum' aus meinem Herzen
Sei Bienen süsser Trost,
Kein Beigeschmack von Schmerzen
Versehr' die Honigkost!

Und träuft des Honigs Süsse
Ins wunde Menschenherz,
So schwinde und zerfliesse
Des Lebens grimmster Schmerz,

Dass ich noch tief im Grabe
Mit reinstem Blumensaft
Betrübte Herzen labe
Und letze ihre Kraft!

Du, armes Herz, vermodre,
Entschwunden jedem Blick,
Doch deine Flamme lodre
Für reines Menschenglück!

Der Bau der Strophen ist in der Regel schön; meist sind es mächtig hintönende Melodien, reich gegliedert, Vers und Periodenschlüsse auch inhaltlich gut abgehoben mit seltenem

Enjambement. Die Strophenformen sind mannigfaltig, vom blossen Reimpaar bis zur Zwölfzeiligkeit ansteigend mit Reimschmuck in verschiedener Verschlingung; in der ganzen Sammlung steht nur ein reimloses Gedicht (S. 22). Die Reinheit der Reime befriedigt nhd. Ansprüche. Waisen begegnen nur dreimal, die Bindungen i: ü, ie: ü, ei: eu, auch äu sind bei süddeutschen Dichtern gewöhnlich, bei norddeutschen nicht selten; dazu kommen ein paar e: ö und ein paar Kürzen auf Längen, etwas übler, wenn Synkopen wie an: nah'n: Sinn: blüh'n damit verbunden sind; bei gebrennt: Firmament (S. 169) hat B. in der Eile einem starken Dialektism Zutritt gestattet, in Zwillinge, Schnee (242) unbetontes e in den Reim gestellt wie sein Stilmuster Schiller in der Jugend öfters. Bei der Wahl der Reimwörter merkt man das Streben, eigenwüchsig zu sein und abgegriffene Bindungen zu meiden, wie er auch in der Sprache seltenere, altertümliche oder ganz neue Wörter sucht[1]). Zwar fehlen Herz: Schmerz, Wonne: Sonne, Luft: Duft und Liebe: Triebe keineswegs; allein sie sind nicht so häufig wie gewöhnlich und werden vermischt mit fernerliegenden, ohne dass wir deswegen in fremde Weltgegenden pilgern müssten wie bei Freiligrath und anderen Zeitgenossen; man vgl. Weh: Reh, Schwalbe: das

---

[1]) Mit wechselndem Glück. Ich lege ein kleines Verzeichnis an: entwerden (herauswachsen) 131, feuchten und flocken (= Flocken, besondersBlütenflocken werfen) zwei Lieblingswörter, fernen (trans.) 193 u. ö., versteinen (trans.) 227, umzweigen (trans.) 60, aufzweigeln (trans.) 236, reinen (trans.) 59, spalieren 72, enteisen 82 u. ö., entringeln 61, entwildern (refl.) 90, breiten (refl. = ausbreiten) 90, maien 93, fodern 218 u. ö., einfloren 105, rauschen (trans.) 209. Die Nippe 111, das Gedüft 37, der Lispel 66, die Sprinzen (Plur.) 72, Mark (neutr. Plur.) 80, Blumenglänze (Plur.) 108. Zusammensetzungen: alterreif 73, Edeltat, Edeltatenzucht 79, sprudelklar 88, Herzverräterkuss 83, Menschenblume 6, Laubversteck 93, Vollstrom 102, Gottgedankenflüge (Plur.) 107, Alldurchstreben 109, Lohnvergelt 104, Adergang 105, moderkrank, Rosenblütenflattern 111, Klippendamm 115, Saatflur 111, seelenwärts 115, rosenfunkelnd 115, Freigefühl 131, brütewarm 153, todestreu 153, schwanenleise 97, Murrbach 225, Mahdgesang 205, Alpenlenz 206, Zitterlaub 145, schwalbenfröhlich 147, Äthermilde 16, Tränennot 51, Dornenschmerz 63, Staubgefühl 63, tränenherb 63, Hoffnungsblüte 66.

Irdischhalbe, fort: Friedensport, Tage: Sarkophage, an: Orkan, Adern: Quadern, wanken: ranken, segeln: Regeln, Rosen: bemoosen, Laune: Posaune, fallen: Krystallen, Engelmiene: Philippine, leiht: mait, dunkelt: ranunkelt, süss: Vliess, bahnen: Thimianen, getrennt: Pergament, für: Panier, schienen: Ruinen, gebot: Zebaot, Gestade: Schwade, Felsenmassen: Landessassen, Brausen: Regelklausen, Kranze: Schanze, Brandung: Landung u. dgl. m.

Der Leser der „Lieder aus Tirol" hat nur allzuoft das Gefühl, dass Bs. Dichtertalent viel grösser ist als sein ästhetischer Geschmack und seine dichterische Durchbildung. Zwischen misslungenen Strophen finden sich solche, die eines grossen Dichters würdig wären. In jedem Falle wird ihn die Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts unter den Schülern Klopstocks und der Göttinger (wegen der Jugendgedichte), alsdann unter den bedeutenderen Schillernachahmern zu buchen haben; der Platz unter den religiösen Mystikern bleibt ihm ohnehin gesichert.

Diese merkwürdige Gedichtsammlung machte viel von sich reden: die katholischen Blätter lobten aus allen Kräften, die anderen zeigten sich zurückhaltend oder tadelten geradezu; das damals angesehenste Litteraturblatt von W. Menzel brachte (1842, Nr. 98 f.) eine glänzende Besprechung. Wie der „weltlich gesinnte" Teil der neu heranwachsenden Dichtergeneration in Tirol urteilte, zeigt neben Pichler der älteste Lyriker derselben, Hermann v. Gilm, der am 3. IV. 43 an Schuler schreibt (Edl. Littbl. I, 83): „Ich habe die Lieder von B. W. mit Unmut aus der Hand gelegt, obgleich manche Stellen von unbeschreiblicher Schönheit sind. Die Tendenz des Buches und der poetische Glaube desselben sind heillos. Es ist eine Sünde an der Menschheit, ihr unbestreitbares Recht der Gegenwart an die Zukunft zu weisen und ihr endliches Heil so unendlich hinauszuschieben". Ihm misshagte also die religiöse Anschauung Bs., im weiteren auch die Grabespoesie. Später gestand er Bs. Art mehr Berechtigung zu und wollte mit ihm brüderlich das Himmelreich teilen: im Gedichte „An Beda Weber":

Habe Dank, Kommilitone,
Dass dein Herz in Liebesflammen
Nach dem süssen Gottessohne
Bräutlich, brünstig schlägt zusammen.

Weil man fordert, dass der Dichter
Stets im Himmel soll verweilen,
Können wir uns ohne Richter
Und wie Brüder darein teilen.

Während du dem Pfirsichleibe
Deines Heilands liegst zu Füssen,
Will ich, kniend vor dem Weibe,
Das Gewand der Mutter küssen.

Auch in seinen Zeitsonetten spendet er ihm ein freundliches Dichterwort:

Ich lege an die Lieder keine Feile.
Hat wohl Alcid geglättet seine Keule?
Ich kann nicht süss wie Beda Weber klagen,
Ich muss den Feind mit meinem Reim erschlagen.

Da Beda seine gesammelten Gedichte herausgegeben, konnte Pius Zingerle mit den seinen natürlich nicht zurückbleiben; sie erschienen bei Rauch in Innsbruck 1843. Ihr Charakter ist uns hinlänglich bekannt: mit seinen „Stimmen der hl. Liebe" wünscht er der „Frommen Tränenglanz" zu wecken; die mystische Gottesliebe spielt auch bei ihm eine Rolle; aber statt Bs. Kühnheit und Kraft erscheint Einfachheit und Innigkeit der Empfindung in ungelenker Form. Auch sein anderer Freund, Streiter, beeilte sich, die gesammelten „Dichtungen" unter dem Namen Berengarius Ivo drucken zu lassen (Wagner 1843). Zu den Gedichten, die wir schon besprochen, kommen neu hinzu die „Sterbelieder", mit denen er „das frühe Grab" seiner Gattin zierte: kleine, schmucklose Liedchen, da und dort an die Poesie des Leichentuches gemahnend, aber voll rührender Zartheit und gewiss das Wertvollste, was Strs. Muse geschaffen; B. begrüsste sie mit den schönen Worten: „Glücklich, wer eine grosse, unvernarbbare Wunde, einen heiligen Schmerz durchs Leben trägt. Es lebe die Treue über Tod und Grab hinaus!" Alsdann die Reise- und Heimkehrlieder; sie fallen ab, geraten nicht selten ins Spielende oder Prosaische, lassen aber die grunddeutsche

Gesinnung in hellem Lichte erscheinen, die Str. unter allen Wandlungen, die er sonst durchgemacht, stets treu bewahrt hat. Daran schliessen sich patriotische und gläubigreligiöse Töne, Satirica mit kräftigen Stacheln und zehn schöne Melodien, die er frei und sichtlich im Schweisse seines Angesichtes aus Thomas Moore übersetzt hat. Vom „Erzählenden“ sind am gelungensten die Legende von einem asketischen „Eremiten“ und die Versnovelle „Bertha“, die gleichfalls in eine Büsserlegende ausläuft, beide in gleicher Form, auch inhaltlich verwandt: hier wie dort steht im Mittelpunkte die moralische Heldengrösse eines treuen Weibes, das die Untreue des Gatten besiegt. Den Schluss bildet das „Dramatische“ mit dem „Mysterium Himmel und Erde“, einer dunklen Apotheose der himmlischen und irdischen Liebe, wieder in Anlehnung an Goethe's Faust II wie bei der Lebensquelle, doch diesmal an den V. Act desselben; daneben spielt auch Byrons Kain herüber. — Diesen drei Freunden schloss sich aus Bs. und Strs. Nachbarschaft A. G. von Lindenburg, (Ant. v. Goldegg) mit seinen „Leyerklängen“ (Stuttgart, Ebner 1843) an. den A. Pichler später in einem Spottsonett wegen seiner Nachahmungssucht verhöhnte, was wohl beigetragen hat, dass er bald unterschätzt und dann ganz vergessen wurde. Als leichtes aufnahmsfreudiges Talent trug er mit Bienenfleiss aus aller Herren Länder poetische Blüten zusammen und erzielte in diesem Bändchen eine grosse Manigfaltigkeit von Gedichtarten und -Formen: über Gray kommt er zu Hölty, Matthisson, Salis, Goethe, Schiller, Schlegel (Sonette), Uhland, Platen (Ghaselen). Doch bleibt neben dem Angeeigneten noch Eigenes genug, das Beachtung verdient. Ausser diesen vier veröffentlichten zwei Innsbrucker Beamte Alltagspoesie: Anton Weis, „Kameralgefällenverwaltungsmanipulationsadjunkt“, behandelt in seinen „Früchten schöner, einsamer Stunden“ landläufige Themen in traditionellen Formen und streut Betrachtungen, Aphorismen und kleine Erzählungen in Prosa ein; Franz Schwaiger, Praktikant bei derselben Behörde, bietet eine „Sammlung verschiedener Gedichte nebst einer Novelle aus dem Zillertal“. Beide druckten im Selbstverlag! Bezeichnend für den einen ist der melancholische Schimmer, den er über seine Gedichte aus-

breitet; bezeichnend für den zweiten die Älplerpoesie („Wenn die Sonn über d' Berg aufgeht", „Heut bitt mi die Sennrin"), ferner einige nationale Lieder (Der deutsche Rhein, Heeresschau im Teutoburger Wald, Hermanns Monument in Detmold). Die „Novelle" ist nur eine blasse Reisebeschreibung (Achen- und Zillertal) mit viel Naturbegeisterung des Salontirolers und einer kleinen unentwickelten und unbedeutenden Handlung. — Auch ein lateinischer Dichter, P. Bernard Niedermühlbichler, Prof. des Haller Gymnasiums, liess (Wagner 1844) seine „Epigrammata" ausgehen, worin er es auf gutes Latein und witzige Wortspiele abgesehen hatte, denen er 1847 noch ein Bändchen Gesänge und Hymnen in ebenso gutem Griechisch nachsandte.

Die erwachende Regsamkeit auf dem tirolischen Parnass erzeugte wieder das Verlangen nach einem Almanach, und dass 1837—39 bei Wagner die „Allgemeine Erheiterungs- und Lesebibliothek" (eine Sammlung belehrender und erheiternder Aufsätze) in vier Bänden herausgegeben werden konnte, schien eine günstige Änderung des tirolischen Lesepublicums zu versprechen. Am 24. VIII. 40 schreibt Streiter an Schuler, wie erwünscht ein „dramatisches Taschenbuch" wäre, von dem neue Anregung ausgehen würde. Auf seiner Reise durch Deutschland erwärmte er Tieck dafür (Skr. 130), der seine Vermittlung bei Brockhaus zusagte. Da sie ergebnislos blieb, übernahm Beda die Verhandlung mit Cotta, der ablehnte, weil die Blütezeit der Taschenbuchlitteratur vorüber sei und der Geschmack des Publicums eine andere Wendung genommen habe (Skr. 292). Das war der letzte Versuch der drei Freunde, die Alpenblumen zu neuem Leben zu erwecken; denn bald gerieten die bisherigen Führer der tirolischen Litteratur in eine Stellung zu einander, welche ein Zusammengehen unmöglich machte.

Herbst 1841 verliess B. schweren Herzens seine Bergidylle und folgte dem vielstimmigen Rufe (S. 97) an das Meraner Gymnasium. Passeier, wo „sein Glück versteckt" gewesen, blieb noch lange das Ziel seiner Sehnsucht, das er gern wieder erreicht hätte; allein die Pflicht hielt ihn bis zum Sturmjahre 1848 beim Lehramt fest. Sein Verhältnis zu den Collegen war nicht besser geworden. Auf seinen Reisen von Passeier aus

hatte er den Benedictinerconvent in Meran möglichst gemieden und sich lieber anderswo bei Freunden oder Bekannten einquartiert, was seine Confratres sehr übel vermerkten, wie ein Brief Jägers an Giovanelli vom 14. VI. 40 (S. 96, Anm. 2) bezeugt. Andere Verdriesslichkeiten politischer und persönlicher Natur gesellten sich dazu. 1837 hatten die protestantischen Zillertaler Tirol verlassen, ohne eine Bewegung in der heimischen Dichterwelt zu verursachen. Erst auf dem Landtage von 1838 wurden leichte Versuche bemerkbar, dieses Ereignis politisch auszubeuten, und nun begann es auch in der Litteratur zu wirken. In Deutschland wurde das politische Kampflied von Herwegh, Fallersleben, Freiligrath u. a. eifrig gepflegt, Österreicher wie Grün und Lenau folgten nach. Nun kamen auch Tiroler, da sie einen Stoff erhalten hatten, an dem sie sich ergrimmen konnten; zuvörderst dichtete Senn Spottsonette gegen Jos. Freih. v. Giovanelli, den Führer im Tiroler Landtag, und verbreitete sie anonym, was zu allerlei Missverständnissen Anlass gab. An der Etsch warf man anfangs den Verdacht auf Schuler, der aber in einem Brief an Streiter die Verfasserschaft entschieden ablehnte (26. IX. 38): „Die satirischen Sonette gegen Giov. sind nicht von mir... Wenn Beda Weber, den ich immer mehr liebgewinne, nach Bozen kommt, so lass ihn diesen Brief lesen... Es liegt mir daran, dass er von mir keine schiefe und irrige Ansicht hege“. Trotzdem hielt ihn B. noch am 3. I. 39 wenn nicht für den Verfasser, so doch für den Anstifter „des Scandals der Trutzsonette“. Er verurteilte sie. Einerseits sollte ein Mann, der seine politische Überzeugung offen ausgesprochen, nicht also meuchlings angegriffen werden; andererseits war er seit jeher ein Gegner des Protestantismus, bedauerte die Reformation als ein Unglück für das deutsche Volk, weil es dadurch in zwei Teile zerrissen wurde; auch in Tirol sah er nun die „destructive“ Wirkung, die Scheidung der Geister, die davon ausgieng, immer weitere Kreise zog und auch die Dichter, die bisher ohne politischen Zank nebeneinander gegangen, in zwei Lager zu teilen drohte. Das verschärfte seine Sprache gegen den Protestantismus. Doch hat er seine Abneigung nicht gegen die einzelnen Anhänger dieser Confession gerichtet. Wir finden

ihn auch in diesen Jahren im Verkehr mit Protestanten. So schreibt er z. B. am 9. IX. 41 an Streiter: „Der preussische Gesandte in Stuttgart war bei mir, ein Herr v. Rochow, Bruder des Ministers des Innern in Berlin. Er ist ein sehr gebildeter Mann; er war mir wohltuend auf die tirolische Roheit, auf die man so viel Gewicht legt"; am 19. XI. 43 empfiehlt er den Schriftsteller Hartwig, „einen Preussen und Protestanten", der „öfters bei uns aus- und eingieng", an Jos. v. Giovanelli.

Ein neuer Zankapfel kam mit der Jesuitenfrage nach Tirol. Das Zillertaler Ereignis schien den Landesvätern zu beweisen, dass zu wenig Katholicismus in Tirol vorhanden sei; sie gerieten daher auf den Gedanken, denselben durch Jesuiten aufzubessern,[1] und verlangten 1838 auf dem Landtag von der Regierung deren Berufung nach Innsbruck. Dem Ansuchen wurde Folge gegeben: im Jänner 1839 übernahmen Jesuiten die Leitung des Theresianums, bald darauf die des Gymnasiums. 1840 gründete man unter ihrer Mitwirkung einen Verein zur Erbauung einer „Privaterziehungsanstalt für studierende Jünglinge bei den Jesuiten", der sich 1841 an den Landtag wandte mit der Bitte, die behördliche Genehmigung zum Bau zu erwirken, was geschah; 1844 war das Gebäude vollendet, trotzdem sich viel Widerspruch dagegen erhoben hatte, besonders bei einem Teil der studierenden Jugend Innsbrucks, die in der „Liedertafel" ihren Sammelpunkt besass; aber auch unter der Geistlichkeit in und ausser Tirol (S. 233) gab es damals viele Gegner der Jesuiten. Das schlagendste Beispiel hiefür lieferte wohl der Bischof Quadolini v. Ferrara, der seinen zu Geistesübungen versammelten Priestern ein langes Capitel aus dem fünfbändigen Werke des Vinc. Gioberti, einer Sammlung von Dichtung und Wahrheit gegen die Jesuiten, vorzulesen am passendsten fand. Sogar dem Landesmuseum zu Innsbruck, dessen Gebäude damals erstand, gab man als neuer Bildungsfeste eine feindliche Beziehung zu den Jesuiten. Sehr bezeichnend schrieb der junge feurige Geognost Mich. Stotter am 25. III. 44 dem noch jüngeren und

[1]) Gasteiger, die Zill. Prot. S. 141 f.: „Die Jesuiten sind das einzige greifbare Vermächtnis, welches die Zillertaler Religionswirren uns hinterlassen". Ernst, Gilm, S. 77, hat das Verhältnis wieder umgekehrt!!

feurigeren Mediciner und Dichter Adolf Pichler nach Wien: „Zwei Forts werden jetzt an der kleinen Sill gebaut, das frische Alpenwasser trennt sie. Das eine ist das Museum, das andere die Jesuitenschule. Wir haben (im Museum) eine breite Treppe gelegt und drei Tore für den Eingang geöffnet. Kommt, kommt! hier seid Ihr zu Hause. Wir haben nur ein Stockwerk aufgesetzt und überragen schon die drei Etagen der grossen Trutzfeste da drüben" (Z. m. Zeit 187). Derselbe Stotter dichtete auch ein komisches Epos „die Nebeljungen" gegen die Jesuiten. Die schärfsten Angriffe aber kamen von Hermann von Gilm, dem grössten Empfindungslyriker, den Tirol bis jetzt besessen. Schon seit Mitte der Dreissigerjahre hatte er manche Liedesperle nach wechselnden Mustern, besonders nach Heine, Freiligrath und dem jungen Grillparzer, handschriftlich ausgestreut; nun griff er das Zillertaler- und Jesuitenereignis auf und dichtete Kampflieder voll poetischen Parteihasses und voll glänzender Poesie: Die Liedertafel und die Jesuiten, die Zeit- und Landtagssonette, die Jesuitenlieder, die viel Beifall und Widerspruch fanden.

Es bildete sich ein neues Jungtirol mit ausgesprochen politisch-liberaler Gesinnung[1]). Die ältern Dichter nahmen dazu Stellung. Senn marschierte an der Spitze des linken Flügels, Schuler freute sich der neuen Jugend und hielt sich tunlich in der Mitte, Streiter schloss sich der Jungmannschaft mit Eifer an, verbreitete Gilms Jesuitenlieder, ja liess selber ein Prosaheft

---

[1]) Ausser den Genannten besonders Adolf Purtscher und Ludwig v. Schnell, während andere — abgesehen von den S. 193 Verzeichneten — wie Adolf Wildgruber, der „hl. Gedichte" mit grosser Leichtigkeit der Form schuf, (Pichler, Zu m. Zeit S. 51) und Jos. v. Schnell (ebda. S. 174) die neue Richtung gar nicht oder nur teilweise mitmachten. Für den letzteren ist ein Brief an Steub 25. II. 49 über die Zillertaler bezeichnend: „Diese guten Leute haben sich so ungeschickt, um nicht zu sagen, impertinent benommen, dass es mir wirklich um ihre Sache leid tut. Denken sie nur: Kranke auf dem Sterbebette mit der Verdammnis bedrohen, wenn sie nicht den Katholicismus abschwören! Das war doch zu arg. In Stumm lebt ein zurückgekehrter Ausgewanderter schon seit einem halben Jahr in allem Frieden mit seinen katholischen Brüdern; aber er predigt nicht und lässt jeden seines Weges gehen".

gegen die Jesuiten (namenlos im Ausland) erscheinen. Beda war bisher kein Freund der Jesuiten gewesen (S. 145); aber die Stürme, die er jetzt vielfach gegen die Jesuiten machen sah, missfielen ihm, und dass man ihnen geradezu den Boden Tirols bestritt, hielt er für illiberal; auch die wachsenden Beziehungen mit Jos. v. Giovanelli, der ihn nun fleissig zu Besuchen einlud, blieben nicht ohne Einfluss auf seine Ansicht, wie andererseits Streiter durch die Verbindungen, die er auf seinen Reisen mit liberalen Zeitungen angeknüpft hatte, im neuen Curs bestärkt wurde; bald war er bei den jungen Dichtern der vielumworbene Mann, der ihre Erzeugnisse am besten an Zeitungen und Zeitschriften vermitteln konnte; auch Senn nimmt ihn hiefür in Anspruch; am 5. XI. 41 z. B. schreibt er ihm beinahe demütiglich: „Ich benütze die mir von Ihnen früher gütigst erteilte Erlaubnis, Ihnen in der Anlage 17 Stück (Gedichte) zu senden mit der Bitte, dieselben mit Ihrem empfehlenden Vorwort an die Redaction des Wiener Zuschauers gelangen lassen zu wollen“ (Edl. Lbl. II, 236). Bs. und Strs. Verhältnis zu Giovanelli hatte sich nachgerade umgekehrt: früher suchte Str. seinen Freund mit Giov. zusammenzubringen (vgl. Skr. 236, 249, 270 f., 293), jetzt dagegen verübelt er ihm die Besuche bei demselben, wogegen sich B. wehrt: „Du musst Deine Forderungen überhaupt herabstimmen. Wenn ich in Bozen niemanden, namentlich Giovanelli nicht besuchen soll, so kann ich unmöglich hinabgehen. . . Deine Vorwürfe über meine Besuche sind mir dann allzeit lästig und verbittern mir die Anwesenheit in Bozen (24. X. 39). Streiter lief rasch ins Extrem der neuen Richtung. In Folge dessen schob sich eine Scheidewand verschiedener Denkweise zwischen beide und bedrohte die menschenalterlange Freundschaft, bis sie durch Streiters Wankelmut wirklich zum Bruche geführt wurde. Er neckte B. in verschiedener Weise, besonders durch komische Adressen auf Briefen und Sendungen, verübte aber noch viel schlimmere Dinge, worüber ein Brief Bs. an Val. Haller, Bürgermeister und Vicedirector des Gymnasiums zu Meran, vom 28. II. 40 überraschenden Aufschluss gibt: „Ich war unlängst bei Grfn. v. Wolkenstein im Gartenbergischen Hause zu Mittag, und

Streiter war auch geladen worden. Da fiel die Rede auf mein Weggehen von Meran, und Str. sagte mit einiger Bitterkeit, die Ansicht werde immer allgemeiner, dass ich eines Vergehens wegen von Meran ins Passeier relegiert worden sei. Er selbst müsse so etwas glauben, da Haller unlängst bei ihm gewesen und erklärt habe, die Schuld des Zerwürfnisses wäre ganz auf meiner Seite und meine Ansicht von der Sache sei durchaus unrichtig und unzulässig... Dabei muss ich aber ausdrücklich bemerken, dass ich Strs. Aussage mehr auf seine als Ihre Verantwortung setzen zu müssen glaube, da mirs unmöglich ist, auch nur von weiter Ferne zu glauben, Sie könnten sich im angedeuteten, nach meiner Empfindung unwahrem Sinne haben verlauten lassen. Ich antwortete nichts als die allen Gegenwärtigen schuldige Bemerkung, denn alle schauten mich gross an, dass ich nicht glauben könne, dass Haller dies gesagt habe; denn er sei mir stets als ein im innersten Grunde wahrhafter Mann erschienen. Hiemit fiel die ganze Sache; ich gieng aber Abends nicht mehr ins Streitersche Haus und werde es auch in Zukunft sorgfältig vermeiden. Str. kam den andern Tag noch einmal zu mir, in verwirrten Entschuldigungen sich zu rechtfertigen; aber bei seiner Art, bei dem Umstande, dass ich in Bozen gegen seine Ansicht mit Giovanelli und anderen Häusern nicht brechen will und kann zu seinem grossen Verdrusse, steht zu erwarten, dass Sie noch öfters als mein verfällender Richter werden passieren müssen... Ich bemerke ausdrücklich, dass Sie gegen mich keine Verteidigung Ihrer Handlungsweise brauchen: ich kenne Sie und Str. und weiss, wie unwahr Str. oft redet, zumal jetzt, wo ich ihm durch meine Handlungsweise bewiesen habe, dass ich ein freier Mensch in Bozen bin". Wenn er durch solches Gerede vom Meraner Gymnasium ohne sein Verschulden für immer ausgeschlossen würde, so wäre ihm das gerade recht. „Ob es aber Ihnen zusagt, ob es überhaupt der Zukunft des Meraner Gymnasiums für alle möglichen Würfelfälle passend sein möchte, muss ich vor der Hand bezweifeln. Ich habe Ihnen daher alles mitgeteilt. Sollten Sie sich veranlasst fühlen, an Dr. Str. eine diesfällige schriftliche Mitteilung zu machen, so wäre meine Ansicht, es so all-

gemein, kurz und bestimmt als möglich zu machen des Inhalts, dass Sie durchaus unverantwortlich und ungenannt sein wollen für Verbreitung von Gerüchten über den Rücktritt des P. Beda vom Gymnasium, die mit der Wahrheit nicht übereinstimmten. Für Str. und für Sie wäre nach meiner Meinung eine solche Erklärung gut; denn die öftere Wiederholung der Streiterschen Aussage kann nur ungünsige Folgen haben". Dieser Brief hat bei Haller und Str. seine Wirkung nicht verfehlt: sie beeilten sich, das Unrichtige richtig zu stellen und den Beleidigten zu versöhnen. Str. rief auch die Hilfe Schulers an, der bereitwillig die Vermittlerrolle übernahm; am 18. V. 40 meldet er ihm: „Deinem Wunsche gemäss habe ich zwischen Dir und Beda eine Art Vermittlung ausgeführt; es hätte indessen derselben kaum bedurft, da B. trotz allen Missverständnissen und von Dir empfangenen Stössen Dich innerlich im Herzen immer gleich liebt und mir über Eure gegenseitige Annäherung erfreut zu sein scheint. Wenn Du jedoch ein Freundesverhältnis mit B. überhaupt erhalten oder auf würdige Weise kultivieren willst, so empfehle ich Dir dringend Ciceros Buch de amicitia zu studieren, und bis Du dazu Zeit findest, einige Bemerkungen von mir wohl aufzunehmen und zu erwägen". Er gibt ihm nun verschiedene Lehren, die am 27. VI. 1840 ergänzt werden. Von Strs. Antworten ist nur die vom 25. V. 40 erhalten (von Pichler, Littb. II, 72 abgedruckt): „Du hast in allen Deinen Zusprüchen vollkommen recht, und ich will mirs angelegen sein lassen, in vorkommenden Fällen ihnen nachzuleben, so hart es mir auch manchmal, vornehmlich in Bezug auf B. damit gehen wird; denn aufrichtig gesagt, was uns entzweit, liegt etwas tiefer als in einer abstossenden Aussenseite, allzuderben Spässen u. s. w. Ich fand an ihm seit einiger Zeit nicht mehr den alten herzlichen, sich ganz in Liebe hingebenden Freund, und diese Abnahme an Wärme gab meinem Hange an derben Äusserungen in wilderen Auswüchsen Raum, als mir selbst lieb war. Ich will aber nichts unversucht lassen, mich mit ihm wieder auf den alten Fuss zu setzen; denn ich habe ihn herzlich lieb". Es macht keinen angenehmen Eindruck, wenn Str. hier sein Betragen als „allzuderbe Spässe"

zu beschönigen sucht. Gleichwohl erreichte er seine Absicht: „Niemand ist bereitwilliger, alles zu vergessen als ich. Unsere Missverständnisse nutzen nur unsern Feinden, und es ist nach so langer Zeit treuen Einverständnisses auch in sittlicher Beziehung ärgerlich", schreibt ihm B. 18. IX. 40. Bald kann Str. an Schuler freudig melden: „Dass B. und ich wieder versöhnt sind, wirst Du bereits wissen. Ich bin dessen herzlich froh" (27. XII. 40).

So war der Riss geheilt; allein bald stellten sich andere ein. Es gab allerlei Zwischenträgereien, denen Str. trotz der Warnungen Schulers sein Ohr nicht verschloss, während B. sich „von diesem abscheulichen Weltgeklatsche ab und ins Heiligtum treuer Liebe und Freundschaft hineinflüchtete" (Skr. 323); doch war er hinwieder eine zu „reizbare Natur", wie er selber schreibt (Skr. 318), um ständig die Ruhe zu bewahren. Dauerndes Freundesglück schien wieder einzukehren, als Str. im Herbst 1841 offen um die Hand der Julie v. Gartenberg anhielt und Gegenliebe fand. B. nahm herzlichen Anteil: „Lebet heimlich und versteckt vor der ruchlosen Welt, die das Glück einiger Gemüter nicht leiden mag" (18. IX. 41); an Str. hängt er wieder „mit der kindlichsten Hingebung, denn in der weiten Wüste des Lebens bist Du mein einziger grüner Ast" (17. III. 42). Dieses Glück war leider nur von Glas. Im Sommer 42 wollte Str. in möglichster Stille und Raschheit hochzeiten; der Graf v. Wolkenstein plante schon ein grosses „Copulationsfest" auf der Trostburg; B. musste sich im Auftrage seines Freundes beim Decan in Kastelruth erkundigen, was notwendig sei, damit die beiden Brautleute in Waidbruck, der Kirchengemeinde der Braut, alsbald getraut werden können. Am 12. VIII. 42 sandte er ihm die erwünschten Aufschlüsse und reiste ahnungslos nach Meran zurück. Daselbst überraschte ihn die Nachricht Streiters, dass das Verhältnis zu Ende sei: „Gestern erhielt ich von Dir zwei Zeilen ohne Datum und Unterschrift, aber unzweifelhaft Deine Hand, mit der Anzeige, dass das Verhältnis zwischen Dir und Julie gelöst sei. Mir ist es persönlich ganz gleichgiltig, was hierin geschieht, es ist Deine Sache. Aber als Freund muss ich Dich bitten, nichts zu tun und zu lassen, was Ihr

nachher beide bereuen müsst; da nach Deiner eigenen Aussage Dich ein förmliches Eheversprechen bindet, so seid ehrenhaft genug, dasselbe, wenn es euch so gefällt, auf eine ehrenhafte Weise zu lösen". „Ich müsste mich am Verstande und der Ehrenhaftigkeit beider irren, wenn ich nicht hoffen dürfte, Ihr werdet euch binden und lösen nur nach den Gesetzen der Ehre und wechselseitigen Pflicht, die unzeifelhaft da ist. Lebe wohl und rechne auf meine volle Teilnahme, es mag geschehen, was will; denn mir liegt niemand am Herzen als Du selbst. Ich bin unverändert Dein Freund" (Meran 25. VIII. 42). Das war sehr ruhig, treu und einsichtig geurteilt. Einige Tage nachher schrieb B. einen zweiten Brief[1]) in einer ganz andern Tonart. Er hatte unterdessen den Lösungsgrund erfahren, der ihn entrüstete: „Dein Benehmen lässt sich durch nichts rechtfertigen und die Art, wie Du es tun willst, macht es womöglich noch schlechter. Es wurde meine tiefste Verachtung gegen Deine Handlungsweise lebendig und noch jetzt kann ich meine Empfindung nicht unterdrücken. Ich bin überzeugt, dass keine einzige Seele, die davon genau unterrichtet ist, darüber anders denken und empfinden kann". Ich führe nur diese Sätze an, um Ton und Urteil Bs. erkennen zu lassen. Alles andere über diesen heiklen Gegenstand, der verschiedene Rücksichten fordert, will ich mit Schweigen bedecken; nur der Hinweis sei gestattet, dass das Zerwürfnis[2]) aus der Frage herauswuchs, welche Stellung das Fräulein Anna v. Kapeller, die dem Witwer Streiter schon lange die Wirtschaft geführt und teilweise die Kinder erzogen, in der neuen Familie einnehmen sollte.

[1]) Ort- und Tagesangabe v n späterer Hand und gewiss unrichtig (Trostburg, 24. Aug.) eingesetzt. Steub sind gerade diese letzten entscheidenden Briefe wieder entgangen.

[2]) Streiter hat später, besonders seit er das Frl. v. Kapeller geheiratet, einen anderen Grund dafür angegeben, denselben für Steub auch zu Papier gebracht! In manchen Kreisen verbreitete sich die Ansicht, das Frl. v. Gartenberg hätte dem „rabiaten" Str. einfach den Laufpass gegeben, was dieser dann mit übler Nachrede über sie vergolten habe; Pichler z. B. hielt diese Meinung fest (zuletzt noch von Dr. Profanter darin bestärkt), bis ich ihm das Actenmaterial vorlegte, das ich Prof. Innoc. Ploner verdanke (vgl. S. 96. Anm. 1).

Das war der letzte Brief zwischen beiden, der Todtenschein ihrer Freundschaft, „deren Innigkeit nicht so bald wiederkehren wird“, wie B. noch ein Jahr vorher von St. Martin aus geschrieben hatte (Skr. 318). Es wirft ein grelles Schlaglicht auf Strs. Wesen, dass er sofort die Freundschaft in heimliche Feindschaft kehrte: er hatte nichts eiliger zu tun, als eine boshafte, namenlose Besprechung von Bs. Gedichten, die doch vielfach unter seinen Augen entstanden waren, von denen er selber eine Sammlung angelegt, in den Wiener Zuschauer (für 1843) einzurücken. Diese Feindschaft verleitete ihn weiter zur Intrigantenrolle in einer grossen, mehrjährigen Zeitungsfehde, die unter dem Namen „Sängerkrieg in Tirol“ bekannt und wiederholt behandelt worden ist.

IX. Der Sängerkrieg in Tirol 1843—47.

Streiter wollte nicht nur Beda's Gedichte getadelt, sondern auch seine eigenen ausreichend gelobt sehen. Da das von anderen nicht geschah, unternahm er es selber und schrieb in aller Stille einen tirolischen Litteraturbericht für die Augsburger Allgem. Zeitung. Nur Ludwig Steub, den „Consulenten“ dieses Blattes, dessen persönliche Bekanntschaft er unlängst gemacht hatte, weihte er in das Geheimnis ein. Als er längere Zeit vom Schicksal seines Artikels nichts erfuhr, wandte er sich am 1. XII. 43 an ihn: „Da ich die A. Z. selbst nicht halte, auch weder ein Casino noch Gasthaus besuche . . . würde es Aufsehen erregen, wenn ich einen Schritt machen würde, die Aufnahme desselben zu erkundschaften“, er möge ihm darüber Nachricht senden. Am 11. XII. bittet er ihn „um strengste Verschwiegenheit selbst gegen Schuler“; am 27. XII. wiederholt er die Bitte, „über alles reinen Mund zu halten, selbst an Schuler, noch mehr an Beda“, mit dem Steub gleichfalls in Verkehr stand. Am 6. XII. 43 erschienen Strs. „Poetische

Regungen in Tirol" und wirkten da wie ein Kanonenschuss im Lager eines schlafenden Heeres. Alles fragte: Wer hat das gewagt? „Damals glich Tirol noch der braven Frau, von der niemand redet; man war an ein freies Wort nicht gewöhnt, jede Äusserung in einem öffentlichen Blatte hallte durch alle Berge wieder" (Pichler, Lbt. II, 715). Der Verfasser wurde bald ruchbar. Schon am 14. XII. schrieb Pichler aus Wien an seine Freundin Cornelie: Die poet. Reg. „sind wohl von Streiter und dürften in Tirol Lärm machen" (Z. m. Zeit 173); und Beda schrieb an Schumacher: „Als Recepteur hält man hier Dr. Streiter und als Koch Dr. Steub; sie haben bösen Eindruck gemacht. Ich war fein still und dachte mir im Herzen allerlei. Pius (Zingerle) nahm es sehr übel" (19. XII.). Der letzte hatte dazu allen Grund, denn seine Gedichte wurden von Str. wegwerfend beurteilt: „Zingerle und Lertha, um von noch mittelmässigeren zu schweigen, beschränkten sich darauf, Muster für Jünglinge auszuarbeiten". Anderen Dichtern ergieng es nicht viel besser; Schuler und Senn dagegen wurden hoch gelobt, Beda mit Achtung behandelt; im Mittelpunkte der tirol. Litteratur erscheint natürlich Berengarius Jvo, d. h. der Verfasser der „Regungen". Er preist an sich Wärme und Bilderreichtum, stellt sein „gedrängt und lobenswert" durchgeführtes Mysterium dem Byronschen Kain gegenüber, lässt aus den Sterbeliedern „das tiefe Gemüt des Dichters", aus den Reiseliedern einen „deutschen Geist, der manchmal bis zu protestantischer Keckheit reift", sprechen, rühmt auch seine „sehr gelungenen Übersetzungen" und schliesslich noch die „fast juristische Schärfe" seiner Recensionen. Der eingestreute Selbsttadel ist zart und mehr Schein als Wirklichkeit. Auch erhebenden Rat und Zuspruch erteilt er sich selber: „Wir können den Wunsch nicht an uns halten (ei!), dass Bereng. Ivo sich im Drama, wozu er die meiste Anlage entwickelt, auf dem festen historischen Boden versuchen möchte"; damit wollte er Stimmung machen für seinen Heinrich IV., den er damals vollendete. Der abstossendste Advocatenkniff aber ist, dass er auch gegen sich selber streitet: „Ihm (dem B. Jvo) wird auch eine strenge Beurteilung der Lieder B. Webers zugeschrieben.

Wir können in den herben Tadel, womit Bs. Lieder geschulmeistert (so!) wurden, nicht einstimmen, vielmehr dünkt uns die mystische oder lieber nicht immer klare Weise B. Ws. bloss durch seine Verhältnisse bedingt. Als Mönch und Priester auf die Betrachtung des Überirdischen angewiesen, sollte jede andere Empfindung aus dem Kreise seines Lebens verbannt sein, und da sich der Reichtum von Phantasie und Gefühl der kalten Ascese nicht unterordnete, verklärte sich der Ausdruck des irdischen Eros in jenen des himmlischen, und die Scheu, sich der Gemeinheit gegenüber auszusprechen, drängte seine Gefühle oft in jenes Dunkel zurück, das ihr Verständnis verhindert. Wir belegen diese Behauptung mit dem ‚Lied von der Bergesfichte‘, dem Bilde der uneigennützigsten Liebe, worin wir den tiefen und zarten Grundton seines Gemüts zu vernehmen glauben"; dagegen fallen dessen vaterländische Gedichte durch ihre stereotype Art sehr ab. Man sieht: B. kommt hier gut weg; das Urteil ist zutreffend, auch verständnisvoll begründet, aber dem früheren Strs. gerade entgegengesetzt. Zur Verbrämung des Ganzen brachte er ein paar politische Schlager an. Ausser der „protestantischen Keckheit" wird die Abgeschlossenheit Tirols vom Auslande beklagt, die stocklateinische Ausbildung der Jugend getadelt und der Jesuitenorden in Tirol mit seiner antinationalen Erziehungsmethode als ein „Hemmnis hoffnungsvollen Nachwuchses" bezeichnet.

Der Lärm über diese Leistung Streiters war nicht nur in Gesprächen und Briefen zu vernehmen, sondern drang auch in die grosse Öffentlichkeit, zumal man bald volle Sicherheit über den Verfasser erhielt. Am 13. I. 44 klagt Str. an Steub: „Ich habe letzthin in Erfahrung gebracht, dass er (Dr. Kolb, der Leiter der A. Z.) nicht reinen Mund hält und sich deshalb Verhältnisse herausstellen, die mir sehr unangenehm werden möchten". Es entbrannte ein leidenschaftlicher Krieg, der noch nach Jahren den alten Steub, welcher in der Jugend gleichfalls seine Streitfeder geschwungen, nicht zur Ruhe kommen liess, bis er 1882 die 493 S. seines „Sängerkrieges" geschrieben hatte, der dann neuerdings eine Zeitungsfehde hervorrief, die sich am schärfsten zwischen ihm und Adolf Pichler

zuspitzte (litt. Beil. d. Montagsrevue 1883, Nr. 16 ff.). Steubs Methode im Skr. ist staunenswert einfach: Alles, was gegen Streiters „Regungen" und dessen Ablegern geschrieben worden, muss von B. herrühren, und wenn in solchen Erwiderungen Ansichten und Urteile begegnen, welche mit den sonst bei B. beoachteten nicht übereinstimmen, so erblickt er darin keineswegs einen Beweis gegen Bs. Urheberschaft, sondern nur für das widerspruchsvolle Wesen, die Verlogenheit und Charakterlosigkeit Bs. Schon seine Anfangsthese stellt die Dinge auf den Kopf: „Ich war vom ersten Artikel (d. h. Erwiderung) an meines Mannes ziemlich sicher. Diese giftigen Ausfälle gegen Str. konnten nur von B. W. ausgehen. Er war der einzige (!!) in Tirol, den jener verletzt hatte". Auch seine anderweitige Beweisführung ist so schwach, dass ihn Pichler mit leichter Mühe und ohne neues Beweismaterial in die Enge treiben konnte, bis Steub sich hinter der Ausflucht verschanzte: wäre B. nicht der Verfasser der Entgegnungen gewesen, hätte er das, als er einst von Steub öffentlich als solcher bezeichnet wurde, sicher erklärt: „Drei kleine Wörtlein, nämlich: ‚Ich wars nicht', hätten ihm allerdings glorreiche Revanche gegeben und mich in grosse Verlegenheit gesetzt; denn anders als durch die obigen Gründe hätte ich meinen Glauben nicht erweisen können, und gegen sein kategorisches Nein wären diese schwerlich aufgekommen". — Diese drei Wörtchen hat B. schon gesagt und noch mehr dazu; allein Steub nahm sich nicht die Mühe, die entsprechenden Zeitungen von 1843—47 durchzusehen: das sind 8 Bände der histor. polit. Blätter, 8 dicke Bände der Augsburger Postzeitung und 16 noch viel dickere Bände der Augsb. Allg. Zeitung. Sein Gedächtnis war leider ebenso lückenhaft wie seine Materialsammlung, welche aus einigen Briefen und Zeitungsausschnitten bestand, die er sich einst auf die Seite gelegt, und selbst diese hat er sehr fahrlässig und mit allerlei unrichtigen Voraussetzungen verwendet.

Ich will gleich eine Probe davon geben, welche die Darstellung seines Verhältnisses zu Beda betrifft. Hier konnte er sein Bestes leisten, weil das Gedächtnis in der eigenen Sache doch treuer und das Material reichlicher war als in der fremden;

gleichwohl kommen unangenehme Dinge zum Vorschein. Schon wenn man die Briefe Beda's an Steub, die er Skr. 176 ff. abdruckt, mit den Originalen vergleicht, zeigt sich, wie vielfach gerade die Stellen fehlen, welche das Verhältnis (besonders von Seite Steubs) freundschaftlicher erscheinen lassen, als er es schildert. So fehlt der bezeichnende Eingang des Briefes vom 16. I. 44: „Wie lange ich Ihnen auf Ihren lieben Brief Antwort schuldig bin, fühle ich wohl selbst" ... Desgleichen der vom 28. I. 44: „Ich danke Ihnen für die Mitteilung Ihres Vortrags in der Akademie. Ich habe ihn mit vielem Vergnügen und ebensovieler Belehrung gelesen. Was nun die Anzeige im Boten (über Steubs Urbewohner) betrifft, so werde ich sie nächstens an Schuler einsenden und mir Ihre Winke im letzten Briefe zu Nutze machen" .. und am Schlusse: „Ihr Tirolerbuch, von dem mir L(entner) erzählt hat, ist meinerseits mit Freuden und inniger Teilnahme erwartet". In gleicher Weise fehlt dem Brief vom 23. II. 44 der Kopf: „Soeben komme ich von Trient zurück und sehe mit Vergnügen, dass Sie mich nicht vergessen haben. Ich antworte sogleich auf ihre Anfragen" (über Grödner Litteratur, Deutschtum in Roveredo u. dgl.) Zu ergänzen sind die Grüsse, welche Steub von B. an Fallmerayer überbringt (laut dessen Tageb. vom 20. I. 44); ferner ein Brief Friedrich Lentners — damals in Meran — an Steub vom 28. II. 44, der das freundschaftliche Verhältnis der drei gut beleuchtet: „Aus Deinen Episteln an Beda venerabilis Nr. II habe ich wohl gemerkt, dass Du mich im Innersten Deines Herzens einer gräulichen Faulheit etc. zeihest ... Beda und ich sprechen viel über Dein Opus (Rhät. Namen), da er daran ist, etwas darüber zu schreiben, und ich allerlei Studien mache zu einem Artikel über die deutschen Stämme in Südtirol... Hier wollen wir eine Akademie errichten im Sinne der Ferdinandeischen Abendunterhaltungen... Noch müssen wir aber vom Gouverneur die Erlaubnis einholen, und es ist die Frage, ob er nicht prätendiert, dass man nur allerhöchsten Orts allein, d. h. im Innsbrucker Museum unter seinem Vorsitz vernünftig reden dürfe".

Die Freundschaft dauerte aber auch länger, als Steub angibt, welcher Skr. 185 tut, als wenn er Mitte März 44 die

Falschheit Bs. durchschaut und ihm den Rücken gekehrt hätte. Dem ist keineswegs so. Am 19. III. schrieb er an Lentner: „Ich habe im einzelnen viel gefehlt (in seiner Schrift) .. weswegen mich auch mein Gewissen drückt und ich sehr wünsche, durch Bs. Artikel bald Gelegenheit zu haben, etliche Dutzend der bedeutendsten Böcke im Tir. B. abschütteln zu können, bevor mir ein anderer den Gefallen tut... Dass Du Dich mit Studien über die deutschen Stämme in Südtirol beschäftigst, ist sehr lobenswert von Dir. Ich sitze seit vier Wochen über einem Artikel, die Sprachgrenze in Tirol... Pater Beda hat mich dabei freundlichst unterstützt, und noch sein letzter Brief ist voll belehrender Angaben... Die Correspondenzen in der Allg. Zeitung!! Das ist eine böse Geschichte. Streiter in Untersuchung auf Anklage der Jesuiten!! Du scheinst den Mann nicht gern zu haben und hast dabei wohl alle jene auf Deiner Seite, die er durch seine echt norddeutsche Litterateneitelkeit verletzt hat“... Er sei wenigstens strebsam... „Herzlich froh bin ich, dass Pater Beda keinen Anteil an dem Meraner Artikel (gegen Str.) hat. Nach dem, was ich über den Ursprung desselben höre, ist mir seine Fassung erklärlich“. Er wolle nach Meran kommen und studieren. Lentner soll auch sammeln. „Auf Pater Beda's Güte rechne ich ohnedem“. Wie doch dieser Brief von 1844 die Darstellung Steubs von 1882 gründlich widerlegt! Dasselbe tut der Brief Lentners an Steub vom 29. III. 44: „Dein Tiroler Büchlein (Drei Sommer) ist der Gegenstand vielfacher Gespräche zwischen B. und mir. Wir nehmen, ernsthaft gesprochen, einen so lebhaften Anteil daran, als gälte es unser eigenes Machwerk. Wir möchten gern, dass Du etwas Feuerfestes, Neues und Frischgrünes hinstelltest“. Der Leser des Sängerkrieges kennt es als eine der Grundvoraussetzungen des alten Steub, dass Beda jede Arbeit über Tirol als Eingriff in sein „angestammtes Gebiet“ mit grimmigem Neid verfolgt habe; allein B. hat noch 1845 in seiner Schrift über Meran Steubs Buch freundlich angekündigt! Bezüglich Streiters urteilt Lentner: „Du sagst, dass ich Dr. Streiter nicht gern habe. Ich stehe wahrhaftig niemand in der Welt vorurteilsfreier gegenüber als gerade diesem Manne“. Str. strebe

mit Eifer; aber „ziemlich geneigt zu jener für einen Süddeutschen desto ekleren Vornehmtuerei und Selbstvergötterung im norddeutschen Stile schien mir der Gute doch von vornherein. Hier zu Lande denkt man entsetzlich übel über den Mann, dessen Selbstüberschätzung noch mehr verdammt wird als seine, soviel ich erfahre, wirklich rücksichtslosen Angriffe gegen Leute, die sie durch nichts hervorriefen, vielmehr als die wenigen Freunde gelten konnten, die es ehrlich mit ihm meinten“ (folgt eine scharfe Verurteilung der Regungen). Steub antwortet bereits am 7. IV.: „Tirolerbüchl das meinige ist der Gegenstand vieler Gespräche zwischen Beda und Dir. . . Sehr freundliche Worte, machen mich aber doch trübsinnig. Lieber Freund! Das Ding ist schwerer. als man glaubt. Über Beda Weber ist nicht hinaus und nicht von ihm abzukommen. Wäre es mir vergönnt gewesen, in jedem Haupttale nur etwa 14 Tage sitzen zu bleiben wie etwa im Bregenzerwalde, so hätte ich vielleicht manches aufgeschurft; aber so steht das Neue, was ich bringe, zu dem Alten und Bekannten in sehr winzigem Verhältnisse. . . Pater Beda bitte ich schönstens zu grüssen und zu fragen, ob er noch gesonnen sei, von Oswald v. Wolkensteincodex Gebrauch zu machen“. Am 11. IV meldet Lentner, dass B. seinen Artikel an den Boten gesendet. Auch Thaler habe einen gesendet. „Die Redaction hat erklärt, sie müsse beide Artikel, ehe sie einen aufnehme, vorerst Sr. Excellenz, dem Gubernierer Graf Brandis, vorlegen, damit er entscheide, zu welcher Meinung er sich neige, und somit dem allerhöchsten Litteraten nicht vor den Kopf gestossen werde. Hast Du Dir so etwas je vorstellen können? . . Den Wolkensteiner Codex, wenn möglich, sollst Du für B. mitbringen; er kann ihn noch gut brauchen“. Am 22. IV. berichtet Steub an Lentner: er denke an B. von Innsbruck aus zu schreiben. „Dann wird es Dir leicht werden, von meinen tirolischen Sprüngen Nachricht zu erhalten“. Am 20. V. sendet Steub (von Paiersberg aus) durch Lentner „alles Schöne an Pater Beda“. Als Lentner im Mai 44 nach Italien reiste, bestellte er seine Briefe an Steub durch Bs. Hand. Am 26. VI. schreibt er an Steub in Bozen: „P. Beda grüsst Dich, ist begierig, Dich zu sprechen, und stellt uns, auch wenn er in die

Ferien geht, seine ganze Bibliothek zum Gebrauche". Am 11. VIII. kündet Lentner den Entschluss an, Steub bei Streiter in der Sommerfrische auf dem Ritten zu besuchen; Gilm werde auch dahin kommen. Hier erst unter der Feindschaftshitze Streiters, die durch den Zeitungskrieg (der unterdessen immer heftiger entbrannte, wie wir hören werden) mehr und mehr angefacht wurde, verdorrte Lentners wie Steubs Freundschaft zu Beda.

Steubs Darstellung muss demnach als sehr lückenhaft bezeichnet werden; aber sie ist noch ärgerlicher, wenn solche Lücken Ursache werden, B. bitteres Unrecht zuzufügen. Einen schlagenden Beleg hiefür bietet Skr. S. 181 f., wo Steub Bs. Brief vom 14. III. 44 abdruckt, der meldet, Str. sei auf Anklage der Jesuiten amtlich als Verfasser der poet. Regungen ausgemittelt worden; damit stehe auch die Entgegnung im Zusammenhange, welche „von der Polizeihofstelle über Tirol in die Allg. Zeit. eingewandert" sei. Im Skr. 186 (vgl. auch 188, Anm.) erklärt Steub diese Mitteilung kurzweg als „ein Märlein des ehrwürdigen Beda", d. h. er wirft ihm vor, sie erdichtet zu haben. Vergleicht man nun den Originalbrief mit dem Abdruck Steubs, so findet man, dass gerade die Stelle fehlt, welche dem Anwurf Steubs die Grundlage entzieht: B. gibt nämlich genau die Quelle seiner Nachricht an, indem er schreibt: „So erzählt ein Brief des P. Alb. Jäger", er meldet also einfach das Gehörte weiter[1]). Und dass Jäger auch anderen solche Mitteilungen machte, ersieht man aus einem Briefe Josefs v. Schnell aus Innsbruck vom 21. IV. 44 (Pichler, z. m. Z. S. 197): „Der letzte Schmähartikel in der Allgemeinen über Dr. Streiter wurde vorher zur Hofcensurstelle geschickt und diese übermachte ihn der Redaction in Augsburg. . . Ich verdanke diese Auskunft dem Albert Jäger, der sie aus einem Briefe Giovanelli's aus Bozen

[1]) Wer Steubs „Urgemütlichkeit" gekannt hat, in der er manche seiner Artikel schrieb, wird nicht an absichtliche Verstümmelung denken. Ich selber habe ihn öfters im Wirtsgarten Kantiolers zu Klausen oder des Temmlschlössls zu Hall bei der „Arbeit" getroffen. Es entstanden fahrige Auszüge, die bei späterer Gelegenheit die entsprechende Verwertung fanden.

hat, worin dieser die Autorschaft ablehnt, aber diese Spur angibt". — Ähnlich verhält es sich mit dem Vorwurf „neidischer Intrigue", den Steub im Skr. S. 189 ff. Beda macht, indem er ausführt, wie derselbe einst den Freund Lentner zu einem Streich gegen ihn verleitet habe: Sie „giengen an einen Artikel auf gemeinschaftliche Rechnung" über die tirol. Sprachgrenze. Die Originalbriefe wissen von einer gemeinsamen Arbeit nichts, bezeugen vielmehr, dass Lentner schon am 28. II. 44 an Steub meldete, er mache „allerlei Studien zu einem Artikel über die deutschen Stämme in Südtirol"; es steht kein Wort, dass B. mitarbeitete oder den Plan oder auch nur eine Anregung dazu gegeben habe. Am 19. III. lobt ihn Steub sogar deswegen und teilt ihm mit, er sitze über einem Artikel, die Sprachgrenze betreffend, B. habe ihn dabei freundlichst unterstützt (vgl. oben S. 223). Im Briefe vom 11. IV. an Steub erklärt Lentner ausführlich, wie er zu seiner Arbeit gekommen: „Ich las Frapporti's etc. Erklärungen, las von der Sprachkarte (Bernardi's) und hatte von je meine Freude daran, hier so recht dem Volke nachzuschnüffeln"; sogar den Grund für die Fortsetzung und Vollendung des Artikels gibt er an: „Auch meinte ich nicht, dass wir so gerade zusammentreffen würden", zumal Steub sich in seinen Äusserungen so „romanisch gebärdete", während L. und B. den entgegengesetzten Standpunkt einnahmen und so viel als möglich aus dem Germanischen erklärten, wie der letztere in seiner Besprechung der Steubschrift (Tir. Bot. 2. und 4. V. 44) ausführte. Aber gerade diese entscheidenden Stellen fehlen wieder bei Steub. Im Sängkr. heisst Steub Lentners Arbeit „nur eine wertlose Improvisation der beiden verbündeten Schöngeister, die in diesen Sachen sehr wenig verstanden"; in seinem Brief vom 22. IV. 44 aber urteilt derselbe Steub anders: da „hofft" er, Lentner werde „den Aufsatz nicht ganz liegen lassen, denn in unserer Mutter (der deutschen Presse) Haus sind gar viele Zellen"; und am 19. III. hat er sogar selbst von B. einen „Brief voll belehrender Angaben" empfangen (S. 223).

Damit wollen wir diese Überprüfung beenden. Manches säubert sich jeder Leser des Sängerkrieges leicht selber; z. B. S. 184, wo Steub eine klare und bestimmte Aussage Lentners

kurzweg als „Humbug“ erklärt, um die Anschuldigung darauf zu gründen, B. habe „seine Umgebung demoralisiert“. Diese Darstellung in der eigenen Sache, die er doch so leicht überblicken konnte, erweckt kein Vertrauen auf die Darstellung des ganzen Sängerkrieges. Sie ist denn auch so ausgefallen, dass sich nicht der Mühe lohnt, Steubs Irrgänge einzeln zu verfolgen; sie werden sich beim Aufrollen der tatsächlichen Vorgänge von selber blossstellen.

a) Erstes Kriegsjahr und Albert Jägers Vortrag über die Jesuiten 1844.

Am 29. I. 44 erschien in der A. Z. die erste Erwiderung auf Streiters poet. Regungen. Die Jesuiten waren am frühesten zur Stelle und setzten der Anklage Streiters die ratio studiorum entgegen, welche die nationale und antikklassische Ausbildung der Jugend gleichmässig berücksichtige, wie denn auch der Jesuitenorden selber lateinische und deutsche Dichter von Spee und Balde bis zu Denis hervorgebracht habe. Allein nicht nur im Wortgefecht, sondern noch kräftiger durch die Tat sollte Strs. Behauptung, die Jesuiten seien ein Hemmnis des dichterischen Nachwuchses in Tirol, widerlegt werden; daher liessen sie zur selben Zeit bei Wagner die „Poetischen Versuche“ der Humanitätsschüler am akad. Gymnasium der Jesuiten zu Innsbruck (164 S.) drucken. 28 junge Dichter treten hier auf: Karl Dicknether, Joseph v. Preu, Laurentius Jenewein, Anton Schranz, Franz Spitaler, August Putz, Tobias Weis, Bartholomäus Berchtold, Josef Holzknecht, Otto v. Reinhart, Christian Schwärzler, Emanuel Sterzinger, Victor v. Ricci, Ernst und August Freih. v. Tschiderer, Johann v. Sammern, Johann und Paul Schöpf, Josef v. Röggla, Johann Mazegger, Anton Broglio, Jakob Haidegger, Franz Habtmann, Rudolf Freih. v. Schneeburg, Oswald Graf Trapp, Joseph Staffler, Johann Bauer, Guido Freih. v. Seyffertitz. Mancher dieser Namen kehrt später in der tirolischen Litteratur oder Gelehrtengeschichte wieder. Die 36 deutschen, 31 lateinischen und 8 griechischen Gedichte behandeln die manigfaltigsten Stoffe in

den verschiedenartigsten Strophenformen; am meisten vertreten sind patriotische, religiöse Lieder und Naturlieder, aber auch die Ballade, der Monolog und Dialog fehlen nicht. Es sind durchweg achtungswerte Schülerleistungen, welche das Selbstgefühl des Vorwortes rechtfertigen, mit dem die anderen „vaterländischen Anstalten" eingeladen werden, die Arbeiten ihrer Schüler mit denen der Jesuitenzöglinge zu „vereinigen".

Der zweite Artikel (ebda. Beil. v. 11. II.) ist ein Seitenstück zu den „Regungen": ein Bericht über die neueste Tätigkeit auf dem Gebiete der „tirolischen Geschichte und Landeskunde". Die Werke Stafflers und Beda's über Tirol werden, das zweite wärmer als das erste, ausführlich, die der Italiener Pinamonti und Perini (castelli del Tirolo meridionali), Moroni (über Caldonazzo) kurz besprochen und der Statthalter Brandis als Förderer der tir. Geschichtsschreibung gepriesen. Von der Landeskunde gelangt der „Correspondent" zur Geschichte und berichtet lobend über die Werke, welche Alb. Jäger geschrieben hat und welche er vorbereitet; desgleichen geschieht bei Beda. Schliesslich wird die Hoffnung ausgesprochen, das eifrige Geschichtsstudium möge befruchtend auf die Poesie einwirken und Ber. Jvo sein Talent zum geschichtlichen Drama nicht brach liegen lassen. — Streiter, der bei Autorenbestimmung meist irregeht, hielt anfänglich Steub, dann Schuler als Verfasser (an Steub 17. II. und 26. II. 44); Steub riet auf Lentner, der sich auch offen dazu bekannte; am 5. III. ist auch Streiter davon überzeugt[1]).

Der dritte Artikel (ebda. Beil. v. 15. II.: „Zur deutschen Poesie. Festgruss auf den Fürstbischof v. Brixen") macht einen Vorstoss gegen Streiters „Regungen": Fallmerayer protestiert

[1]) Man muss staunen, wie Steub im Skr. 178 ff. Beda als Verf. bezeichnen kann. Wenigstens hätte er merken sollen, dass er dadurch mit sich selbst in Widerspruch gerät; denn in diesem Artikel werden ja Jäger und Jvo gelobt, was Steub sonst bei Beda für unmöglich hält. Aber er benötigte die Annahme, um B. des Selbstlobes und anderer übler Eigenschaften zu zeihen. Sollte B. Lentner auf etwaige Fragen Aufschlüsse erteilt haben, so hat das nichts zu besagen; denn er gab solche auch Steub (oben S. 223) und anderen, die ihn darum angiengen.

gegen die „boshafte Wendung“, die Seltenheit des Tiroler Liedes sei der „Kälte des Blutes und dem Mangel der Erregbarkeit beizumessen“, bringt dann Gilms Preisgedicht auf Galura zum Abdruck, von dem die beiden ersten Strophen gleichfalls gegen Streiter Stellung nehmen:

Hat mans nicht laut in alle Welt gerufen:
An Liedern arm sei unser schönes Land!
Stehn untenan wir an der Leiter Stufen,
Die stets den Himmel an die Erde band?
Sind wir nicht reich an Männern und an Taten,
Worin liegt denn der grosse Unterschied?
Dass wir den Boden in der Tat betraten,
Den andere betreten nur im Lied!

Nicht wenn die Ähren grünen, wenn sie reifen,
Dann treten erst die Blumen unter sie;
Wir wollten nie nach Nebelbildern greifen,
Wir beugen nur dem Göttlichen das Knie.
Gern wollen wir auf offnem Markte schweigen,
Doch tritt die Tat vor uns, lebendig, gross,
Dann schütteln sich von allen unsern Zweigen
Wie Maienblüten unsre Lieder los.

Streiter kannte das Correspondenzzeichen Fallmerayers nicht und riet wieder auf den falschen Verfasser: auf Joseph v. Giovanelli (an Steub 20. II.); Lentner dagegen (an Steub 28. II.) auf den richtigen.

Eine scharfe und umfassende Erwiderung brachte der vierte Artikel (ebda. 8. III.; vgl. Skr. 171) als „Nachtrag zu den poetischen Regungen in Tirol“. Str. wird verspottet wegen des Lobes seiner eigenen Dichtungen, die man in Tirol sehr mässig bewerte, zur Rechenschaft gezogen wegen der hämischen Recensionen (auch über P. Zingerle, Lenau u. a.) im Zuschauer und wegen des Tadels in den poet. Reg. gegenüber Dichtern, die sich neben Berengarius Jvo sehen lassen dürfen, ohne Furcht zu verlieren; selbst seine Verdienste um den ehemaligen Dichterbund und die Alpenblumen werden bestritten. Das Ganze ist mit beissender Satire gewürzt und machte grosses Aufsehen. Der Unwille richtete sich zunächst gegen Streiter, der den Anstoss zu all dem gegeben hatte; selbst von seinen Freunden

musste er Tadel hinnehmen. So schreibt ihm Schuler am 10. III.: „Ich sage Dir unverholen, dass mir die Correspondenzlerei für Journale, vorzüglich aber das anonyme Kritikasterwesen täglich mehr zuwider und verächtlich wird. Wer diesem Treiben einige Zeit hinter den Koulissen zugeschaut und dabei sein ehrliches Gemüt bewahrt hat, den muss ein gründlicher Hass dagegen erfassen. Ich habe daher Deine anonymen Recensionen in dies oder jenes Klatschjournal nie leiden können“. Er beschwört ihn dann, sich nicht zu einer unbesonnenen Entgegnung hinreissen zu lassen, welche in der „Hitze der Aufregung zweifelsohne sehr ungeschickt ausfallen und dem Gegner nur Blössen offen legen würde... Ich traue Deiner Hitze nicht; es handelt sich nicht bloss um Deine, sondern um die Ehre unserer vaterländischen Litteratur, die Du durch gemessenes, würdiges Benehmen ehrenvoll vertreten oder durch Leidenschaftlichkeit arg compromittieren kannst“. Andere Freunde hüllten sich in Stillschweigen, selbst Steub; am 30. III. schreibt ihm Streiter ziemlich kleinlaut: „Aufrichtig gesagt, verdross es mich ein wenig, dass Sie so lange über den ‚Nachtrag‘ an sich hielten und erst warteten, was ich dazu spräche“. Er hält B. für den Verfasser: wegen des Stils und weil B. „nie viel von meinen Anlagen zur Poesie hielt“. Allein Bs. Stil ist nicht zu finden: die kurzen, scharfgeschnittenen Sätze gehören nicht in seine Art; das andere beweist ohnehin nichts. Wie früher so hat Str. auch diesmal fehlgegriffen[1]). Nichts desto weniger beharrte er bei seiner Ansicht. Am 13. IV. will er von verlässlicher Seite die Bestätigung erfahren haben, richtete daraufhin „ein freundschaftliches Schreiben an Beda“ und sandte ein ihn „compromittierendes Document“ zurück. Es ist nicht ersichtlich, was es enthalten und wie es B. aufgenommen hat. Str. verbreitete die Nachricht von Bs. Verfasserschaft weiter, auch an Schuler schrieb er sie, der sie jedoch ablehnte und zurückmeldete, B. habe in einem Briefe an ihn „nicht nur die Autor-

[1]) Am Artikel beteiligt waren Thaler in Kuens, Pius Zingerle, Bürgermeister Haller wird vor allem die Expedition an die Censur besorgt haben; vgl. oben den Brief Schnells, Bs. Brief (oben S. 225), Steubs Tageb. Skr. 187, unten S. 268, Anm. 1.

schaft, sondern auch jede Teilnahme an derselben auf das förmlichste in Abrede gestellt" (Skr. 187). B. begnügte sich damit keineswegs, sondern gieng daran, dies Gerede in der wirksamsten und unzweifelhaftesten Form zu berichtigen. Das Präsidialprotokoll des Guberniums zu Innsbruck vom 6. IV. 44 meldet: „Das Kreisamt Bozen legt einen von Beda Weber überreichten, für die allgemeine Zeitung bestimmten Aufsatz, worin selber erklärt, dass alle Correspondenzen, Gegenreden und Nachträge über tirolische Poesie und Litteratur ihm fremd seien, zur Erteilung des Imprimatur vor". Die beigefügte Erledigung lautet: „Wurde mit dem Imprimatur versehen und mit dem Beisatze zurückgesandt, dass man es für angemessener halte, fraglichen Aufsatz bloss in den Tiroler Boten einrücken zu lassen". Man muss staunen über die litterarische Weisheit der damaligen Innsbrucker Regierung, welche Beda den Weg zum eigentlichen Kriegsschauplatz versperrte. Gleichwohl wusste Beda sein Ziel in anderer Form gut zu erreichen. Am 17. V. erschien in der Beilage der A. Z. Nr. 138, S. 1101 folgende „Erklärung". „Um Missverständnissen verzubeugen, wird erklärt, dass Herr Beda Weber in Meran, so wie er überhaupt kein Correspondent der A. Z. ist, namentlich die Aufsätze über tirolische Litteratur und Landeskunde und ‚Nachtrag zu den poetischen Regungen in Tirol' weder verfasst noch eingesandt hat. Red. der Allg. Zeitung".

Da hätte Steub also mehr als die „drei kurzen Wörtchen" gefunden, die er 1883 Pichler gegenüber zur Rettung Bs. forderte; er hätte sie in doppelter Gestalt gefunden. Die eine konnte er freilich nicht kennen, denn Archivforschung darf man ihm nicht zumuten; die andere aber hätte er leicht kennen können, ja kennen sollen, wenn er in diesem ganzen Sängerkriege ein so entscheidendes Urteil für sich in Anspruch nehmen wollte.

Damit wäre der ganze Handel abgeschlossen gewesen. Streiter hatte keinen Grund zur Siegesfeier: niemand hatte in der Öffentlichkeit für ihn die Stimme erhoben, vielmehr war aus dem rechten wie linken Lager Widerspruch laut geworden; er machte denn auch keinen Verteidigungsversuch. Zum Un-

glücke trat unerwartet eine neue Persönlichkeit auf den Plan, die eine spitze Feder mit ausserordentlicher Gewandtheit und Rücksichtslosigkeit führte, den Kriegsschauplatz, der bisher auf die A. Z. beschränkt geblieben, auf die Augsburger Postzeitung ausdehnte und der litterarischen Fehde die Wendung zur politischen gab, indem sie (P. Z. vom 2. IV.) Streiter vorwarf, dass er die „Regungen“ eigentlich im Interesse der neuen liberalen Partei geschrieben und nur aus Pfiffigkeit auf das litterarische Gebiet hinübergespielt habe, um da alle Schriftsteller, welche Priester sind oder gar einem Orden angehören, auf dem Wege heimlicher Misshandlung und Verleumdung zu discreditieren, was ihm aber schwerlich gelingen werde.

Der Angriff blieb ohne Erwiderung. Am 21. IV. rückte derselbe Kreuzcorrespondent der P. Z. („† Von der unteren Etsch“) zum zweitenmal an. Er hatte unterdessen Nachricht von einem neuen litterarischen Ereignis in Innsbruck erhalten: von Albert Jägers Vortrag über die Jesuiten, der in den Briefen und Schriften Streiters, Pichlers, Steubs u. a. eine grosse Rolle spielt; im Laufe der Zeit hängte sich ein ganzer Sagennebel daran, so dass, da der Vortrag selbst nie gedruckt wurde, über den Inhalt ganz falsche Vorsellungen in Umlauf kamen und sogar das Datum ins Schwanken geriet: Pichler z. B. schreibt (z. m. Z. 194) den 24. II. statt den 8. III. Ich kann nun auf Grund der Selbstbiographie Jägers und seines Briefes an Chmel vom 16. V. 44 genaueren Aufschluss geben[1]).

Der Statthalter Brandis war eifrig bemüht, das Museum nicht zu einem Raritätenkasten herabsinken zu lassen, sondern zum geistigen Mittelpunkt des gebildeten Innsbruck zu machen. Daher veranstaltete er wissenschaftliche Vorträge, wobei er selber der Last der Mitwirkung nicht auswich. Im Winter 43|44 wünschte er Vorlesungen über tirolische Geschichte und übernahm für sich die Zeit von der Völkerwanderung bis zu den Habsburgern, Schuler die Fortsetzung bis Kaiser Max, Prof. Ingenuin Weber das 16. und 17. Jhdt., Gubernialrat Vogelsanger den Schluss. Jäger sollte sich den Stoff selber

[1]) Die bisherigen Berichte beruhten alle nur auf Stotters Aussage.

wählen; er „arbeitete Bilder aus dem wissenschaftlichen, sittlichen und religiösen Kulturzuständen des scheidenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit aus". Schon der Gegenstand machte Aufsehen, aber noch mehr die Ausführung. Ich hatte vorausgesetzt, erzählt Jäger, dass meine Zuhörer die Objectivität der von mir geschilderten, vielfach verlotterten Zustände des 15—17. Jhdts. ohne Leidenschaft aufzufassen im Stande sein würden. Hierin lag eine grosse Täuschung: diesem Publicum fehlte die wissenschaftliche Reife: das auf der Linken war scandalsüchtig, das auf der Rechten zelotisch. Vor dem Vortrag hatte er einem Freunde die Handschrift zur Durchsicht vorgelegt; der gab sie ihm mit der Warnung zurück: „Es ist gut, wenn das, was im Mscpt. enthalten, gesagt wird; aber wehe dem, der es sagt!" Nun stachelte den jungen Geschichtsforscher erst recht der Mut der Wahrheit an. Er schilderte ohne Zurückhaltung die trostlose Auflösung, in welche der sittliche Zustand Tirols durch die Wirren der Reformation verfallen war, die Zuchtlosigkeit aller Stände, die Versunkenheit des verwilderten Clerus; beleuchtete darauf die Mittel, welche zur Abhilfe solchen Unheils aufgeboten wurden und insbesondere die Bestrebungen der Gesellschaft Jesu zur Wiederherstellung von Sitte und Ordnung und zur Hebung des darniederliegenden kirchlichen Lebens durch Stiftungen von Bruderschaften, Missionen, Andachten u. s. w., wobei sich aber auch tiefe Schatten einstellten, indem statt innerer Frömmigkeit häufig nur äusserer Kirchendienst und oberflächliche Andächtelei erzielt, in der Schule die freie Verstandesbildung einem einschläfernden Formenwesen hintangesetzt wurde; er verwies auf die Laster jener Zeit, auf den „stupiden Aberglauben, die brennenden Scheiterhaufen der Hexenprocesse". „Ich blieb keinen Beweis schuldig, belegte alles mit Tatsachen und Documenten" (an Chmel).

Die Wirkung des Vortrags war verschiedenartig, aber bei diesen wie bei jenen ungeheuer. Die Anhänger der jungen liberalen Richtung fanden schon „in den nachgewiesenen deplorablen unsittlichen Zuständen bei Clerus und Laien einen Frass, an dem sie mit Lust kauten und wiederkauten"; noch

mehr aber waren sie erfreut, dass nun von geistlicher Seite selbst öffentlich abträglich gegen die Jesuiten gesprochen wurde; bisher hatten sie wider die verhassten Gegner mehr nur mit blinden Schlagworten angekämpft, jetzt bekamen sie historische Belege in die Hand. Die Nachricht von diesem Vorfall wurde nach allen Seiten hin verbreitet und in „Südtirol auf öffentlichen Plätzen wie einst die Siegesnachrichten über die Türken verlesen", dabei der Tadel Jägers natürlich möglichst übertrieben. Der Redner wurde in Wort und Schrift, in Poesie (auch Gilm spendete ein Gedicht) und Prosa als grosser Mann gefeiert. Streiter erhielt die erste übertreibende Nachricht von Dr. Stotter und gab sie an Steub nach München weiter. Am 23. III. schreibt er ihm, wie Jäger, nachdem er die „Einfuhr aller Orden, Bruderschaften, Processionen u. s. w. aufgezählt", zeigte, dass „die Jesuiten bloss das Volk verdummt, den Aberglauben und die Hexenprocesse befördert, die Universität in wissenschaftlicher Hinsicht geschädigt, die Constitution untergraben, den Adel aristokratisiert haben. . . Mit Ausnahme weniger wütender Jesuitenfreunde war alles begeistert, stürzte auf den Redner zu, drückte ihm die Hand, umarmte ihn, und mehrere Tage war von nichts als diesem Vortrag an allen öffentlichen Orten die Rede. Se. Excellenz ist durch Duldung so freien Wortes ganz populär geworden; man preist allenthalben seine unparteiische Haltung". Am 30. III. ergänzt er den Bericht und lässt seinen Gewährsmann direct sprechen, der die Wirkung des Vortrages folgendermassen schildert: „Welches Staunen und Erstarren die Versammlung erfasste, ist nicht zu sagen. Kein Atem war zu hören, nur ein kurzes gellendes Lachen gleich einem Triumpfgeschrei unterbrach hie und da den Redner, sobald er wieder einen Teil des Jesuitismus bekämpft oder eine Batterie mit verwüstender Wirkung losgebrannt hatte. Er arbeitete an seinem Bilde fort, bald die hellsten bald die dunkelsten Farben auftragend und immer des Effectes sicherer und vollkommenen Sieges gewisser, bis er das Werk der Zerstörung vollbracht wusste. . . Eine solche Aufregung war wohl noch in Innsbruck nie erlebt. Ein Jubel, eine Freude und dabei ein

Ernst für Abhilfe! . . . Die Schwarzen und ihre Freunde waren eingeschüchtert und bestürzt".

Neben solcher Bewunderung erfuhr Jäger aber auch viel Tadel und Anfeindung. Die von der Rechten nahmen schon Ärgernis an der Schilderung des Sittenverfalles, weil „sie im Wahne lebten, Tirol sei immer ein durch und durch katholisches Land gewesen und Volk und Clerus habe die katholische Lehre in Glauben und Sitte rein bewahrt"; in Bezug auf die Jesuiten meinten sie, die „welthistorischen Verdienste dieses Ordens seien zu sehr in den Hintergrund, zufällige Mängel vorangestellt" worden. Sie denuncierten den Vortragenden als Scandalmacher; in ihren Kreisen fragte man sich, wie Graf Brandis einen Menschen solcher Gesinnung als Erzieher seiner Söhne an seiner Seite dulden könne, und Graf Reisach (damals Baudirector) verklagte ihn daselbst, weil Jäger offenbar nur durch Vertrauensmissbrauch zu den bischöflichen Visitationsprotokollen, aus denen er vielfach das Belegmaterial geschöpft hatte, gelangt sein könne, da man sie in Brixen sorgfältig aufbewahre. Brandis stellte Jäger zur Rede. Dieser verwies einfach auf Sinnachers Beiträge Bd. VII und VIII, wo die betreffenden Acten, die er nur vom Lateinischen ins Deutsche übersetzt habe, abgedruckt standen. Da wurde Brandis sein Verteidiger und sagte: „Was Sinnacher unter den Augen des Consistoriums abdrucken lassen konnte, durfte auch P. Albert zu seinem Vortrag verwerten". Die Gefahr, die ihm hier drohte, gieng glücklich vorüber. Um so mehr war Jos. v. Giovanelli in Bozen aufgebracht. Als er zum Landtag nach Innsbruck kam, suchte ihn Jäger zu versöhnen. „Umsonst! er behandelte mich grob, abstossend. Der Bruch war geschehen[1]). Es war

[1]) Wie Giov. die Sachlage beurteilte beweist sein Brief an Jos. v. Görres vom 30. IX. 44: „Es möchte sich ein junges Tirol etablieren, und die leichten Gesellen, denen diese Velleität einwohnt, haben den Mut bekommen, sich öffentlich auszusprechen, seit in unbegreiflicher Verblendung ihnen die s. g. historischen Vorlesungen vom 8 u. 15. III. gehalten wurden. Das benutzte die Partei, um als zweiter Thersites den antijesuitischen Schlachtruf zu erheben. Es wurde viel hin und her geredet, bis zuletzt die P. Z. die Knute ergriff und das leichte Volk in mehreren Aufsätzen ohne Rücksicht der Person durchkarbatschte".

mir, als wäre ein grosser Teil meines Lebens (er war früher Instructor im Hause Giovanelli gewesen) in einen tiefen dunkeln Abgrund versunken". Milder erwies sich der greise Bischof Galura, der zu ihm sagte: „Einmal in seinem Leben begeht jeder einen dummen Streich".

Dieses Innsbrucker Ereignis gieng dem Kreuzcorrespondenten sehr gegen den Strich; er beeilte sich daher, die Wirkung desselben durch einen Artikel (P. Z. 21. IV.) abzuschwächen: „Scandale zum Nachteil der kathol. Kirche verlieren ihr Gift, wenn Unbeteiligte Klarheit in dieselben bringen". Diesen Dienst der Aufklärung wolle er dem Lande Tirol leisten. Die Vergangenheit sei anders gewesen als die Gegenwart, durch eine Übertragung derselben auf unsere Zeit werden die Verhältnisse verwirrt; nur ihre Feinde können den Jesuiten von heute die Sünden der Vergangenheit aufbürden; Jägers unbefleckter Name und sein ganzes Leben verdammen den Missbrauch, der mit seinem Vortrag getrieben wird. Dann sucht er auf Jäger selbst zu wirken: möge derselbe sich unumwunden von diesem Treiben lossagen und dadurch zeigen, „dass er mit seiner Kirche zu leben und zu sterben bereit ist. Er scheint Mannes genug, dieses und noch mehr zu tun". — Ein Monat später (28. V.) erschien in der A. Z. eine Innsbrucker Correspondenz, welche den ganzen Hergang ruhig und objectiv schildert, offenbar zur Rechtfertigung Jägers, zu dem Zwecke wird auch auf die Haltung des Statthalters hingewiesen: Brandis habe bei der letzten Generalversammlung des Museums „einerseits das wunderliche Treiben derjenigen gewürdigt, welche in den Visitationsprotokollen früherer Bischöfe einen akatholischen Spüreifer entdecken wollten, andererseits den nämlichen und allen anderen Anwesenden die Versicherung gegeben, dass er keine Gründe habe, die redliche, Sitte und Religion heilig achtende tirolische Geschichtsforschung in Darlegung ihrer Resultate zu beeinträchtigen". Damit hatte auch dieser Streit sein Ende erreicht; nur der Museumsausschuss fühlte (A. Z. 6. VI.) noch das Bedürfnis, männiglich klar zu machen, dass seinem Vereine „die polemische und insbesonders kirchlichpolemische Richtung fremd ist und jederzeit bleiben wird".

Auf diese beiden Artikel gab die P. Z. keine Antwort. Zwar ergreift der Kreuzcorrespondent inzwischen (30. V) einmal das Wort, zeigt sich aber von anderen Dingen gefesselt: er reist jetzt nach Italien, macht in Trient die Bekanntschaft des Prof. Riegler und anderer hervorragender Priester, nimmt von Tirol einen warmen, von seinen Gegnern einen schnöden Abschied: „Die poetischen Strauchdiebe und litterarischen Klopffechter in den rhätischen Alpen werden über meinen Abzug keinen grossen Schmerz empfinden. Das nehme ich ihnen keineswegs übel. Ihre Gunst habe ich nie gesucht. Mich entschädigt der Beifall der kathol. Bevölkerung in Tirol, die alle ihre perfiden Schliche feierlich verdammt hat". Seinen nächsten Brief werde er aus Mailand senden. Steub, der diesen Artikel, nachdem er mehrere übersehen, wieder berücksichtigt, hält die Mailänderreise für eine Erdichtung Beda's. Hätte er die Zeitungen nachgeschlagen, würde er diese Behauptung nicht ausgesprochen haben; denn am 12. VI. schreibt der Kreuzcorrespondent wirklich aus Mailand und verwickelt sich in eine Polemik. Er lobt (erschienen am 7. VII.) das religiöse Leben im Veronesischen, tadelt das im Mailändischen, wo er auch viel Roheit in den Sitten beobachtet hat; besonders ärgerte ihn ein Seiltänzer, der seine Kinder, als sie vom Seile fielen, bei den Haaren wieder hinaufwarf, ohne deshalb von den Zuschauern zurechtgewiesen zu werden. Seine scharfen Anklagen erbitterten einen Italiener, welcher in der P. Z. vom 17. VII. heftig erwiderte und seine Landsleute verteidigte. Schon daraus ersieht man, dass Beda nicht dieser Kreuzcorrespondent gewesen sein kann; denn der sass am 12. VI. noch vor seinen Schülern am Gymnasium in Meran.

Anfangs Juli kommt unser Correspondent wieder nach Tirol, diesmal nicht mehr an die „untere Etsch", sondern an den „oberen Inn", von wo er einen neuen Artikel an die P. Z. sendet: „Über den Aufschwung des litterarischen Selbstlobes in Tirol" (erschienen 30. VII.), der noch stachliger ist als die früheren. Nachdem er von der Tiroler Materie ausgerastet, scheint sie ihm erst recht wieder zu behagen. Er wiederholt sich und den Lesern den bisherigen

Streitgang, sucht in allen Zeitungen, was letzlich über Tirol geschrieben, verhöhnt die Correspondenten, die Verteidiger Jägers, den Museumsausschuss, auch den Schulerkreis in Innsbruck, den er offenbar jetzt aus nächster Nähe „im Qualm des Selbstlobs und der liberalen Eisenfresserei“ beobachtete; auch der Tiroler Bote wird nicht geschont, der „durch Unsorge und Missgeschick aller Art gänzlich verkümmert“, was Beda, der damals und noch später offener Mitarbeiter war, wieder nicht geschrieben hätte. Albert Jäger wird auch jetzt schonend behandelt. — Bereits am 11. VIII. brachte die P. Z. einen neuen Artikel von ihm, in dem er darlegt, wie in Tirol die Feindschaft gegen die Jesuiten zu Stande gekommen sei: die Professoren des akad. Gymnasiums, welche durch die Jesuiten verdrängt worden, verdächtigten deren Wirksamkeit. Die Jesuitenstrenge entfernte bald untaugliche Studenten aus der Anstalt, die nun sowie die Eltern ihre bösen Zungen gegen die Jesuiten in Bewegung setzten; die Eifersucht der anderen Anstalten zu Bozen, Meran, Hall wirkte in ähnlicher Weise; dazu kamen die Krämer und Handwerker in Innsbruck, welche erbittert seien, weil die Jesuiten die Lebensmittel für sich und ihre Zöglinge im Grossen aus erster Quelle kaufen oder aus eigener Ökonomie beziehen, sowie sie Handwerksartikel durch ihre Laienbrüder besorgen lassen. „Diesen Lärm der Schuhflicker und Hemdewäscherinnen machten sich die Liberalen gleich zu Nutzen: es sind das einige Männer von Tirol ohne Einfluss, Anhänger des Katzenjammers und unhegelscher Logik, Einschwärzer verbotener Bücher, Unterstützer von fremden Abenteurern, welche die Kost in Tirol durch günstige Recensionen in auswärtigen Blättern abverdienen[1]), Briefschreiber voll Eisenfresserei gegen die österr. Censur, ohne productive Kraft, deren Dasein auf Erden nur durch ekelhaftes Selbstlob bemerkbar wird. Diese Zungendrescher colorierten die proletarischen Einwürfe gegen die Jesuiten mit den Tincturen von Freiheit und Menschenbildung, die ihnen selbst im wahren Sinn des Wortes

[1]) Der erste Stich geht auf Senn oder Ruf, der zweite auf Schuler, der eine gute Bibliothek der neuesten Erscheinungen, die s. g. „Giftbude“, für sich und seine Freunde sammelte; der dritte auf Steub.

abgeht, und construierten eine öffentliche Meinung". Jägers Vortrag kam ihnen unerwartet zustatten. Nun schlägt er (das erstemal) auf Jäger los, der vor kurzem sein Werk „Der bairische Einfall in Tirol von 1703" ausgehen liess, welches Ludwig Steub, „ein Baier von Geburt, jetzt Reisender in Tirol", bereits im Boten angepriesen habe, trotzdem es eine „vorherrschende Liebe zum Aase, d. h. Scandelen bekunde", die der Verfasser aus untergeordneten Quellen zusammengetragen habe. — Dass Beda nicht der Kreuzcorrespondent gewesen, ersieht man auch hier wieder aus dem Hinweis auf die Eifersucht des Meraner Gymnasiums, bei dem er ja in erster Linie in Betracht kam, nicht weniger aus der Verteidigung der österr. Censur, von der er ja selbst so viel zu leiden hatte; auch muss der Kreuzcorrespondent bei einem Male gegenwärtig gewesen sein, das der damals in Innsbruck weilende Jesuitengeneral den „Jesuitenfreunden" gegeben hat, weil er die dabei ausgebrachten Toaste kennt und den des Grafen Brandis auf die Jesuitenerziehung mitteilt.

Die Angegriffenen fühlten nachgerade die Notwendigkeit der Gegenwehr. Am 13. VIII. schreibt Schuler an Steub, der beharrlich in Paiersberg, dem Wohnsitz Streiters, lagerte: der Artikel vom 11. ds. enthalte eine „Summe von Albernheit, Falschheit und Grobheit. Einmal wird man sich doch rühren müssen. Ich hätte nicht übel Lust dazu". Er fragt, wen man in Bozen als Verfasser vermute. Gruss an Streiter, „ich hätte ihm schon längst geschrieben; allein seit er von meinen vorigen Briefen einen so indiscreten Gebrauch gemacht und sie an den Grossinquisitor (Jos. v. Giovanelli) verraten hat, hüte ich mich. Wollen Sie ihm das sagen". Schuler brachte es aber nur zu einem lustigen Ulk. Unter Beihilfe seiner Hofgartenfreunde schmuggelte er eine Correspondenz aus der „Finstermünz" in die P. Z., welche am 31. VIII. erschien. Die Redaction hatte sie aufgenommen, weil sie unter einem Pfarrsiegel, das die Schreiber irgendwo aufgetrieben, angekommen war. Darin wurden die früheren Artikel drollig persifliert, in denen „ein rechtschaffener Verteidiger der guten Sache seine mächtige Stimme über die Tendenz eines grossen Teils der tirol. Litte-

ratur und die Sache der Jesuiten erhoben". Diese Ironie blieb natürlich unverständlich und verhallte wirkungslos. Noch bevor sie erschienen war, rückte der Kreuzcorrespondent gleichfalls mit einem Spassartikel an. Die Vorfälle, die er darin verarbeitete, können wir nur vermuten. Die Hofgartengesellschaft Schulers hielt eine Versammlung, um über die Angriffsartikel und deren unbekannte Verfasser zu beraten; dabei fielen natürlich scharfe Verdammungsreden, von denen der Correspondent gleich erfuhr. Deshalb schrieb er (Innsbruck 15. VIII, erschienen P. Z. 2. IX.): „Gestern erhob sich grosse Hetze auf den verwegenen Correspondenten, selbst der Tir. Bote (d. h. Schuler) stand vorn an der Meute mit dem ganzen Ingrimm verbissener Galle oder dem Gefühle eigener Schuld. Und ihr wisst, was es heisst, aus dem Siebenschlafe auffahren und in sehr mangelhaftem Anzuge mit Hundebell und Halloh durch unsere Täler fahren. Ich selbst, das sündige Haupt, der grosse Bock aller litterarischen Vergehen, der bethlehemitische Kindermörder aller zarten Selbstvergötterung, aller galanten Niaisereien lachte hinter dem Strauch in seliger Weltvergessenheit ins blutgierige Gewühl, und kein Mensch dachte an mich, und so ward manches Wild erlegt . . und am Ende gar unser Vater Görres in effigie... Und als der Jagdstreifzug vollendet war, sassen die Ermüdeten neben mir und tranken das edelste Bier, das Herr Lehner schänkt, und keiner hatte mich in Verdacht. Und welch köstliche Reden da geführt wurden! . . So wisst denn, Ihr Jäger drauf und dran, ich will mich bessern, wenn Ihr ordentliche Christen und Katholiken werden wollt, wenn Ihr Euren Mund rein haltet und nicht beständig über kathol. Priester schimpft, wenn Ihr Eure Vorlesungen probabler macht. . . Dann trinkt meinetwegen Euren schwarzen Kaffee, raucht Eure schlechten Zigarren, richtet das Land und die Geister im heimlichen Behagen. Mich werdet ihr schwerlich erreichen, wenn Ihr nicht das Vermögen habt, wie der edle Ruggiero von den Ufern des morgenländischen Meeres durch die Luft nach Britannien zu huschen, um dort in einem kunstreichen Wandspiegel seine eigenen Sünden plastisch zu schauen. Ein solcher Jagdgewinn kann kluge Leute wenig locken! Lebt wohl! Lasst Euere

Doggen ausrasten! Seid Tiroler, seid Katholiken aus ganzer Seele!" — Ich habe den Eindruck, dass der Kreuzcorrespondent, als er diesen Artikel schrieb, bereits von der Einsendung des anderen wusste und ihn dann nur zur Täuschung zurückdatierte; denn es wäre doch sehr auffallend, dass er sein sonst so grimmiges Gesicht auf einmal in spassige Falten legen sollte und gerade zur Zeit, als die anderen ihn mit einem Ulk abzuführen suchten; noch auffallender wäre, dass der Artikel des stehenden Correspondenten früher geschrieben und später erschienen sein sollte als der ohne Unterschrift eingesandte. Er stand jedenfalls mit der Zeitungsleitung in engster Beziehung, wenn er nicht geradezu ein Mitglied derselben war, das sich damals in Tirol aufhielt. Am 13. IX. ironisiert er noch einmal die „Ritter von Finstermünz"; statt des Kreuzes setzt er sich diesmal ein Dreieck mit der Spitze nach unten vor, Spasses halber, weil die Finstermünzer ein Dreieck mit der Spitze nach oben gewählt hatten.

Zur selben Zeit brachte die A. Z. zwei grössere Artikel Steubs, die keine Beziehung zur bisherigen Fehde hatten: der eine behandelte das kunstvolle Schnitzwerk der Moser'schen Krippe in Bozen, der andere in mehreren Fortsetzungen „die Sprachgrenzen in Tirol". In diesem wie in jenem wurden starke deutsche Accente angeschlagen, gegen welche die P. Z. alsbald wieder losfuhr. Das erstemal am 5. IX. („Bozen im August" mit einem Stern) besonders gegen Steubs „Phrasendeutschtum". Ob der alte Kreuzcorrespondent der Verfasser, wage ich nicht zu entscheiden: Schlagfertigkeit, Grobheit, Aufreizungslust lassen es vermuten. Sicher stammt der nächste Artikel (am 20. IX. Von Trient) nicht von ihm, sondern von einem Italiener, der breit und stilmatt ausführt, wie viel Kränkungen man den Welschtirolern zufüge, welche eine Erweiterung ihrer Landesautonomie anstreben, wie man eine alte, harmlose Gelehrtengrille, welche Italienischtirol bis zum Brenner reichen lasse, zu einem practischen Zerwürfnis ausbilde. Zuerst habe Beda Weber das welsche Element in Tirol heftig

angerannt, dann sei Albert Jäger und nun Steub gekommen. Den Schluss des langen Jammers bildet die Aufforderung an die Regierung, „dem welschen Worte gleiche Achtung“ zu zollen wie dem deutschen und ihm die „nämliche Censurgunst“ zuzuwenden. — Dieser Correspondent stellt also Beda mit Albert Jäger und L. Steub tadelnd auf die gleiche Linie, ja macht ihn geradezu für den Beginn des nationalen Streites verantwortlich.[1]) Das schliesst Bs. Verfasserschaft ohne weiteres aus; dazu war B., wie sich später genugsam zeigen wird, ein heftiger Gegner der italienischen Autonomie, die diesem Artikler sehr am Herzen liegt. Nichts desto weniger ist er derselben bezichtigt worden, natürlich zuerst von Streiter. Zwar am 25. IX. (an Steub) hält dieser Benedict v. Giovanelli in Trient für den Urheber, während er den früheren Artikel vom 5. IX. Ferdinand v. Giovanelli zuschreibt: „Er ist der Stier von Uri, Zwinguri hat keinen besseren Trompeter“. Noch am 29. IX. (an Steub) hält er diese Meinung aufrecht gegenüber einem Gerücht, das Grf. Manzoni in Trient bezeichnete; Schuler habe ihm mitgeteilt (vgl. dessen Brief vom 25. IX. in Edl. Lbt. II, 267), dass mehrere der letzten Artikel in der P. Z. von B. sein sollen, „was ich mit Ausnahme des gegen Sie und Albert gerichteten (d. h. des vom 11. VIII.) bezweifeln möchte“. Er hofft, die P. Z. werde „fürs künftige Jahr wohl in Österreich verboten“(!). Dagegen schreibt er am 30. IX. an Steub: „Es ist des Teufels zu werden, wie man oft borniert ist. Ich möchte mir selber eine Maulschelle geben, dass ich unseren P. Domingo (so heisst er jetzt B. mitunter) nicht erkannte. Die Prutzerin (A. v. Kapeller) mit feinem Tacte bemerkte sogleich, dass den Artikel kein Jurist geschrieben; schiefe, übertriebene und unlogische Auffassung war auch mir auffallend; doch meinte ich, einem Welschen könne man dies nicht verargen: die Leute repräsentieren ja das Tirol vor 100 Jahren“. — Kann eine Beweisführung noch schwächer sein?

So war der Krieg seit der Erklärung Bs. bis jetzt ausschliesslich ein Angriffskrieg gewesen: die junge Partei sollte

[1]) Es ist staunenswert, dass Steub (Skr. 403) die bezeichnenden Stellen, die er aber nicht abdruckt wie andere, als ein Selbstgeständnis Bs. erklären konnte!

offenbar auf der ganzen Entwicklungslinie zurückgeschlagen werden; deshalb gieng die P. Z. vom litterarischen auf das politische, religiöse und schliesslich auch auf das nationale Gebiet über. Steub, früher nur nebenbei mitgenommen, war jetzt von zwei Seiten zugleich angegriffen und stand im Vordergrund. Aller Augen richteten sich auf ihn. Schuler hofft am 25. IX., er „werde eine tapfere Keule schwingen". Streiter bestürmt ihn in allen Tonarten. Am 30. IX. sendet er ihm alle Angriffsartikel, die er gesammelt, und bittet, gehörig loszuhauen und beim „sehr gelehrten Rossebändiger" auch „den geheimsten Herzenswinkel" nicht zu schonen. Die Prutzerin aber, welche auf die letzte Seite des Briefes einen Gruss an Steub schreibt, mahnt ab: „Bleiben Sie bei Ihrem edlen Schweigen". Als Streiter diese Nachschrift gelesen, braust er auf und lässt dem verhaltenen Ingrimm Luft: „Die Prutzerin hat unrecht! Eine Stimme, die ganz Tirol vertreten will und dabei nur das Wort der eigenen Leidenschaft führt, ein Bube, der uns erklären will, worin unsere Nationalehre bestehe, und selbst infam ist, verdient gestäubt zu werden". Steub sagte zu, auf den Kampfplatz zu treten; allein als es zum Losschlagen kam, begann auch er zu zögern. Am 7. X. beeilt sich Streiter, ihn wieder gehörig einzurichten: „Mit der retrograden Bewegung Ihres Entschlusses bin ich nicht einverstanden. Eine ordentliche Maulschelle ist die beste Abfertigung für derlei Gesindel; dann halten sie auch das Maul. Gutmütige Satire ist zu schwach für so starke Nerven. Im Lande dankt Ihnen jeder Biedermann, der längst schon des Scheltens satt war. Der Prutzerin Stimme ist nicht zu zählen wie überhaupt keine weibliche, es sind Furien oder Lämmer; in medio virtus! Nach Schulers Brief hat Domingo keine Stimme der Verständigen in Innsbruck mehr für sich". Dieser Brief kreuzte sich mit einem Steubischen aus Meran, der Streiter aufforderte, sich selber zu wehren, was diesem aber gar nicht passte. Am 9. X. erwidert er: „Ihr letzter Brief . . lastet mir schwer auf dem Herzen. Ich habe einen grossen Fehler begangen, den wir oft besprochen und der mich kampfunfähig macht. Vielleicht bin ich es auch sonst vermöge meiner Natur. Ich kann höchstens noch in der

Linie, im Interesse des Gesammtangriffes dienen, persönlicher Zweikampf würde nach Ihrer eigenen Ansicht weder mir noch der Partei nützen... Bei Ihnen ist es aber anders. Sie erheben Ihre Hand rein vom Blute des Gemetzels. Sie sind der Angegriffene, Verletzte, gröblich Beschimpfte und dadurch, dass Sie sich selbst den Dienst tun, tun Sie ihn auch der Partei. Es liegt gerade im Interesse der letzteren, dass dieser Goliath, der sich für ein Heer von Philistern ausgibt, zum Schweigen gebracht wird. Ganz Israel sieht vertrauend auf Sie, Sie sollen und müssen daran! Wozu wäre Ihr Arm so kampfgewandt erstarkt, wenn nicht, um ihn zu gebrauchen, wo es Not tut?" Noch ehe dieser Brief in Steubs Hand kam, war der Würfel (gegen dessen Willen, wie wir sehen werden) schon gefallen.

In der Beilage der A. Z. vom 10. X. trat der lang und heiss begehrte Kämpe wirklich hervor, im Anhange der letzten seiner vielen Fortsetzungen über die Sprachgrenzen. Die Situation für die Schlacht war nicht günstig gewählt, weil Steub gerade in diesen Artikeln sich fleissig auf Beda und sein Land Tirol berufen und, um sich das viele Citieren zu erleichtern, in einer Anm. erklärt hatte: „Wir entnehmen diesem trefflichen Buche die meisten der mit „ " eingeführten Stellen". Und diese begegneten so häufig, dass sein Freund Fentsch alsbald an Steub schrieb: „Was die Allgem. Zeitung von Ihnen neuester Zeit (über die Sprachgrenze) gebracht, habe ich mit grossem Vergnügen gelesen und mich dabei nur des einzigen Wunsches nicht entschlagen können, dass Sie Pater Beda nicht so oft in eigener Person hätten aufführen mögen." Es nahm sich übel aus, wenn der so Gelobte nun ganz unerwartet getadelt wurde, es konnte den Eindruck schnöden Weltdankes hervorrufen. Daher musste Steub sich Zurückhaltung auferlegen; er tat es so sehr, dass er gar nicht wagte, Beda's Namen offen zu nennen, sondern ihn nur bald mehr bald weniger kennbar anzudeuten. Das war bloss Eingeweihten verständlich; die weiteren Kreise standen vor einem Angriff, der mit Steubs Namen unterzeichnet war, ihnen aber die Auffindung des Angegriffenen selbst überliess. Der Hauptschlag wäre eben die rücksichtslose Entlarvung des oder der ungenannten Correspondenten der Postzeitung

gewesen, welche seit Monaten die Leser unaufhörlich in Atem gehalten hatten und nach denen deshalb allenthalben gefragt und geraten wurde; gegen Unbestimmte büssten auch die kräftigsten Worte von ihrer Wirkung ein. Alsdann führte Steubs Angriff den zahmen Titel „Nachtrag“, erschien in Kleindruck und war zum grösseren Teile nur Abwehr, stückweise blosse Rechtfertigung seiner Artikel. Er bedauert, dass den Welschtirolern die Erwiderung verboten worden sei, verbittet sich „alle künstliche Einschachtelung in Verhältnisse, die mich nichts angehen“, lehnt das „unnötige Hilfsgeschrei der Herren zu Innsbruck“ (d. h. Schulers und seiner Freunde) ab. „In allem, was Beda Weber, Alb. Jäger u. a. m. seit geraumer Zeit über die Nationalitätsfrage geschrieben, sieht der Corresp. nur deutschen Übermut gegen eine unschuldige Gelehrtengrille der Italiener. Die schonende Nachsicht gegen Beda Weber, der doch zuerst ‚die Standarte sprachlicher Entzweiung an der Etsch erhoben‘, scheint anfangs dunkel, doch hebt es an zu tagen, wenn man sich besinnt, wer den Artikel gemacht hat. Dann lernt man auch fast spielend die Gründe finden, warum er so unerbittlich herbe ist gegen Alb. Jäger. Diese Helle verlässt uns aber wieder, wenn wir erraten sollen, wie die Losung zum Kampfe von den Fremden zu geben war, wenn sie Pater Beda lange vorher schon gegeben hatte“. Und so geht es in gelegentlichen Anspielungen weiter, die hinterher teilweise wieder abgeschwächt werden; die Mandelblüte findet Erwähnung, die Lieder aus Tirol, in deren Geist sich der Corresp. versenken soll, weil sie uns lehren, wie irdischer Hass und Neid zu überwinden sind; daneben sagt Steub diesem Corresp. wieder, dass er sich dessen Gegendienste weder für „bedürftig noch würdig halte“, was nicht viele auf Beda bezogen haben werden, den er gerade früher so weidlich ausgenützt hatte; noch weniger passt auf Beda der Vorwurf, dass er auf „einem Felde nichts zu tun hat, wo er keine andere Aufgabe findet, als Männer zu verleumden, die er beneidet“ u. s. w. Die meisten werden unter diesem Felde die tirol. Geschichte und Landeskunde verstanden haben, und hier wurde Beda noch immer — von Steub

selbst — zu den ersten Forschern gezählt[1]). Die lange, ruhige, ja gemütliche Abwehr wandelt sich erst im Schlussabsatz zu einer scharfen Strafrede nach dem Herzen Streiters mit allgemeinen Wendungen wie Niederträchtigkeit, Feigheit der Denunciation, Cynismus der Leidenschaft, die nicht weniger grob waren als jene der P. Z.

Wie wenig Steub selber damals mit seiner Leistung zufrieden war, ersieht man am besten daraus, dass er sie noch im letzten Augenblicke trotz Streiters Pressbriefe zurückziehen wollte, nur der Zufall der Verspätung hat es verschuldet, dass sie überhaupt ans Tageslicht kam. Diesen lehrreichen inneren Hergang enthüllt ein Schreiben Dr. Kolbs vom 10. X.: „Die heutige Beilage mit dem ganzen Sprachgrenzartikel war gedruckt, da kommt vor einer Stunde Ihr Brief an, der, wie mir scheint, in einer Anwandlung augenblicklicher Zaghaftigkeit? die Bekanntmachung wieder nicht wünscht. Es war zu spät! Gottlob möchte ich sagen; denn ein guter Freund konnte es nicht sein, der Ihnen nachträglich riet, zu solchen Angriffen zu schweigen, während mich Ihre Freunde zu Innsbruck und Meran versicherten, sie beklagten Ihre lange Zögerung im Erwidern so schändlicher, ehrabschneidender Angriffe. Sollten wir nun nachträglich erklären, Sie hätten die Antwort vor dem Abdruck noch zurückziehen wollen? Guten Muts! Schütteln Sie den Staub Tirols, vor allem Bozens von den Füssen und kehren Sie nach Baiern zurück, wo man Sie überall willkommen heissen wird“. Dieser Brief von 1844 sticht seltsam ab vom Siegeslorbeer, den der Steub von 1882 sich im Skr. aufs Haupt drückte: den alten Mann täuschte eben sein Gedächtnis überall, und die Briefe seiner Freunde durchzuarbeiten, fehlte ihm offenbar die Lust, vielleicht auch die Zeit.

So war dieser Rachezug schwach ausgerüstet, aber das grössere Missgeschick lag darin, dass er den ganzen Feind verfehlte. Streiter hatte ihm so oft eingeredet, Beda sei der Misse-

[1]) Steub bemerkt im Skr. 437: Da „im Nachtrag der Name des Gemeinten nicht genannt war, so hatten nur die wenigsten erraten, gegen wen es eigentlich gieng“. Begreiflich!

täter, dass er gar nicht oder zu spät daran zweifelte und es unterliess, die Artikel darauf durchzuprüfen, sonst hätten ihm Bedenken aufsteigen müssen. Doch bald nach dem Erscheinen seines „Nachtrages“ hörte er vom Gubernialrat Kern, vom Bürgermeister Haller, Matthias Koch u. a., die mit Beda Umgang hatten, dessen Verfasserschaft in Abrede stellen. Laut Skr. 416 will Steub schon damals gesagt haben: „Wenn dem so sei, so brauche Beda ja nur mit einer Zeile, aber mit seinem Namen in der P. Z. zu erklären, dass er mit den fraglichen Artikeln nichts zu tun habe; dadurch würde sich das Blatt augenblicklich wenden, er der Sieger, ich der Geschlagene werden“. Allein eine solche Erklärung sei nicht erschienen, „und so schliefen denn doch allmählich alle Zweifel ein“. — Dem war keineswegs so! Der Steub von 1844 musste eine ganz andere Erfahrung machen. In Wonne schwamm nur einer seiner Freunde: am 14. X. berichtet die Prutzerin an Steub, Streiter habe ihr Steubs Artikel „in bachantischer Lust“ vorgelesen; sie jedoch bedauere, dass Steubs Zurücknahme zu spät gekommen sei. Eine unerwartete Haltung nahm jetzt Schuler ein; wir sehen den Schatten derselben in Streiters Brief an Steub vom 20. X.: Schuler habe einen „unerfreulichen Brief“ geschrieben: in Innsbruck wäre die öffentliche Meinung ruhig, wenn sie nicht aus Südtirol agitiert würde; die Debatte sei durch trübe Elemente entstellt, Streiters Leute scheinen nur Freude am Scandal zu haben nach Art der Gassenbuben. Am 18. XI. rückte der Correspondent der P. Z. wieder an mit grausamem Hohn auf den schlechten Schützen: „Die Redaction der P. Z. zum Verrate ihrer Correspondenten gründlich versucht, tat ihre Pflicht, wie man von ihrer Ehrenhaftigkeit erwarten konnte. So entschloss man sich zu einem Feldzug ins Blaue. In blinder Hast greift man nach Beda Weber... Ich kann Dr. Steub versichern, dass ich trotz seiner etruskischen Weisheit von Beda Weber wesentlich verschieden bin“. Gegen Beda zeigt er schlecht verholene Schadenfreude: „Beda zu verteidigen, fällt mir nicht ein, er kann und soll es selbst; er hat es mit Freunden und Bekannten zu tun, die seit Jahr bei ihm aus- und eingiengen. An unseren Warnungen da

hat es nicht gefehlt, jetzt kämen sie jedenfalls zu spät". — Niemand konnte nach dieser Correspondenz mehr zweifeln, dass Steub ins Blaue geschossen hatte, und sein Freund Fentsch warnt am 5. XII.: „Kaum kann ich glauben, dass P. Beda mit solcher Unverschämtheit seiner unenträtselten Anonymität sich rühmen könnte". Lentner, der sich von Streiter ganz ins gegnerische Lager hatte hinüberziehen lassen, wird sehr nervös und schreibt seinem „lieben Mitzerrissnen" Steub: „Hier (in Meran) schreit alles, wenns nur einmal aus wäre!" . . „Wenn die Innsbrucker jetzt nicht wie ehrliche Leute einmal für Dich reden, so hole sie der Teufel, diese Cicerones pro domo".

Aber es war eben noch nicht aus; der Hauptschlag kam erst. Beda hat sich mit der Aussage des eigentlichen Correspondenten nicht begnügt. Am 4. XI. meldet Lentner an Steub in Bozen: er habe erfahren, dass Beda eine scharfe Erklärung abgefasst, er sei nicht der Autor und Steub so lange ein Verleumder, bis er es ihm bewiesen. Am 14. XI. ergänzt er diese Nachricht, dass B. seine „Declaration" für den Boten und die A. Z. gestempelt und bereits der Censur vorgelegt habe. Steub antwortet am 17. XI.: „Es ist richtig, dass der Tir. B. sein mit ‚unschuldigem Grün' bekränztes Haupt geschüttelt und die Domingo'sche Erklärung nicht angenommen hat. Ob er bei der A. Z. glücklicher, wird sich zeigen. Gegen eine einfache, lediglich seine Autorschaft ablehnende Erklärung habe ich nichts zu erinnern; aber viele Anspielungen halte ich nicht aus". Demnach scheint die Regierung diesmal noch weniger gestattet zu haben als früher, wo sie wenigstens die Erklärung im Boten zulassen wollte; dafür sollte jetzt in anderer Weise die Polemik unterdrückt werden. Am 10. II. 45 schreibt Lentner an Streiter: Dr. Fischer habe in Innsbruck mit Albert Jäger und dem Statthalter Brandis gesprochen und von ersterem erfahren, „dass nicht so fast der Etschartikel als schon der allgemeine Beschluss, die litterar. Bewegungen zu unterdrücken, den Anlass zu meiner und Steubs Ausweisung gab (letztere ist ebenfalls bestimmt gegeben worden und nur wegen dessen Abreise liegen geblieben, soll aber sich in eine Abweisung von den Grenzen für ferners verwandeln). In Wien hat S—i. (Sedlnitzky) dem

Grafen Brandis deutlichst den Wink gegeben zu diesem Schritte, da ihm letzterer uns beide wunderlich verdächtig machte, und wird dieser also von dem Minister nie im Stiche gelassen, vielmehr sein Beschluss bekräftigt werden". Unter solchen Verhältnissen tat Beda, was sich am füglichsten tun liess und jedem Vorurteilslosen vollständig genügen musste: er veranlasste wieder die Redaction zu einer offenen, unumwundenen „Erklärung", welche sie am 9. XII. in der P. Z., Nr. 344, S. 1356 brachte: „In Bezug auf unsere Correspondenz aus Tirol erklären wir, dass Professor Beda Weber in Meran mit uns nie in Correspondenz gestanden, uns überhaupt ganz unbekannt und der Angriff auf ihn ein verfehlter sei. Die Redaction der Postzeitung". Dieselbe Erklärung erschien am 24. XII. auch in der Beilage der A. Z. (S. 2870) mit dem Zusatz: „Auf Wunsch des Herrn Prof. Beda Weber in Meran auch hier eingerückt".

Mit dieser Weihnachtsbescherung endete das erste Kriegsjahr. Niemand wird sich die Triumphe der Verbündeten von Bozen—Meran—Innsbruck—München wünschen. Dem entsprachen auch die Folgen. Die Innsbrucker schwenkten mählich ab und söhnten sich mit Beda aus, auch dem „Touristen" Steub hat dieses Ende für drei Jahre die Lust an jeder Fortsetzung des Kampfes verschlagen; nur Streiter, der alles angerichtet, blieb der Alte und hetzte, vorsorglich hinter dem Busche versteckt, weiter. Wir können daher die folgenden Kriegsjahre rascher durchlaufen, zumal auch Steub im Skr. diese Zeit kurz abtut, weil, wie er gnädiglich anmerkt (442), B. nur „vorübergehend und unschädlich seine Kreise gestreift" habe. Damit hat er nun in etwas recht, aber nur weil er früher gänzlich unrecht hatte und B. eben nicht der Kreuzcorrespondent gewesen ist; denn dieser eröffnete

b) das Kriegsjahr 1845

wieder mit einem Angriff: „Das Ende vom Liede der Jungtiroler" (P. Z. 19. III.)[1]), die er protestantischer Neigung zeiht

[1]) „Eine widerliche Bezeichnung, weil man ihr immer das Nass hinter den Ohren absehen und sie auf den Gelbschnabel schlagen kann", meint Lentner an Streiter (30. III. 45).

und in politischen Verruf zu bringen trachtet. Auf Steub sticht er mit giftigem Witz, indem er „von litterarischen Banditen, die bisweilen an Andersgläubigen einen stattlich honorierten Ehrenmord versuchen“, spricht. Nicht um diesen Correspondenten zu entschuldigen, nur um ihn zu erklären, führe ich an, dass der rohe Ausdruck schon früher von seinen Gegnern gebraucht worden ist. Pichler, der „gutmütige Enthusiast und Student der Arzneikunst, welcher in einem Wiener Blatte (Witthauers Zs.) einen Altar für seine Litteraturheilige errichtet hat“, und Gilm, welcher dem Lobredner seiner „ungedruckten, weltreformierenden Gedichte eine Canzone schuldet“, werden glimpflich behandelt. — Nichts desto weniger sandte Streiter sogleich eine Alarmpost an Gilm ab, der mit einem angstgedrückten Brief (Edl. Lbt. II, 239) antwortete und am 1. IV. Senn um Schutz anflehte, aber sich dann beruhigte, als er den Artikel selbst gelesen (Lbt. II, 240). Der Angriff blieb ohne Entgegnung, nur in engstem Freundeskreis ward ein kleiner Racheact vollzogen: „Es kam ein Komödienzettel zum Vorschein, welcher Abelard (= Beda) nach Verdienst persiflierte“, schreibt Streiter an Steub (9. IV.) und wundert sich, dass dieser nichts davon erwähnt: „Ach, Sie lasen aber noch gewiss nicht das herrliche Musterstück; nicht möglich, dass Sie sonst so ruhig schrieben und es gar nicht berührten!“ Auch später hat Steub „des herrlichen Musterstücks“ keine Erwähnung getan; die Öffentlichkeit erhielt davon keine Kunde.

Damit verschwindet der Kreuzcorr. aus der P. Z.. Ein anderer Berichterstatter, der sich ein α vorsetzt, tritt am 23. IV. auf den Plan und schlägt eine ganz neue Tonart an: er freut sich über den Neubau des Museums zu Innsbruck wie des Jesuitenconvicts, des Theaters wie des Spitals, lobt die Liedertafel und die Turnanstalt (unter Dr. Stotters Leitung); Albert Jäger wird besonders hervorgehoben wegen seines heurigen Museumsvortrages über die „Missgriffe der bairischen Regierung gegen die Kirche und ihre Diener 1805—9“. „Die Würde und Kirchlichkeit, die den Aufsatz durchdrangen, machten lebhaften Eindruck“; er sei der rechte Mann für die Geschichtsprofessur an der Innsbrucker Universität, welche seit Ingen.

Webers Eintritt ins Haller Pfarramt leer stehe. — In dieser unerwarteten Wendung wird man unschwer den Einfluss der Innsbrucker Regierung erblicken, welche die Kriegsflamme ersticken wollte und es daher an der Zeit fand, auch der P. Z., welche ohne Grund wieder angefangen hatte, einen Dämpfer aufzusetzen, nachdem sie gegen Steub und Lentner mit scharfen Mitteln vorgegangen war.

Der sanfte α-Correspondent artikelt ohne Harm und in voller Zufriedenheit mit allen tirolischen Dingen weiter; nur in den Bericht vom 28. V. liess er einen bescheidenen Tadel gegen Hormayrs Werk „Tirol und seine Vesten" einfliessen, welches gerade während der Festlichkeiten, mit denen man in Tirol den Erzherzog Johann geehrt, erschienen sei und wegen seiner Ausfälle auf Österreich „allgemeine Indignation" hervorgerufen habe. Am 5. VI. brachte die A. Z. gleichfalls einen Bericht über diese Feierlichkeiten, welchem die Schriftleitung folgende Anmerkung beigab: „Hr. B. W, der mit seinem Namen besser Versteckens spielen kann als mit seinem Stil, sprach neulich in einem benachbarten Blatte von Ausfällen in der A. Z. gegen Erzherzog Johann. Der arme Mann verwechselte da in seiner Bescheidenheit seine eigene werte Person mit dem Namen des Fürsten, der in Deutschland nirgends anders als mit dem Ausdruck herzlicher Hochachtung genannt wird". — Das war nun völlig unwahr: die P. Z. hatte, bei ihr von vornherein begreiflich, über den Erzherzog nichts als Lob gemeldet; der Stil des α-Corresp. mit seinen vorsichtigen „ich meine", „ich glaube" ist von dem Bs. weit entfernt; auch machte das „Versteckenspielen" mit den blossen Anfangsbuchstaben von Bs. Namen einen unangenehmen Eindruck.

Die Erwiderung liess nicht lange auf sich warten. Am 17. VI. brachte die Beil. der A. Z., S. 1341 von Beda selbst die „Erklärung. Gegen ihren Correspondenten a. T. vom 5. VI. in der Anm. folgendes: Wer ungenannt im Verstecke liegt, ist nur allzu geneigt, sich andere Leute in gleicher Lage zu denken. Gegen einen solchen Gedankenschmaus lässt sich nichts sagen, er ist mit all seinen Leckerbissen zollfrei. Wird aber eine solche Anschuldigung in einem Zeitungsblatt ausgesprochen, so

ist sie selbst im mildesten Sinne so lange als müssige Posse zu betrachten, bis sie nicht bestimmt formuliert und bewiesen ist. Für diesen Act stelle ich mich freudig ein und fordere meinen Gegner auf, mir ehrlich und offen entgegenzutreten. Ungenannte Wegelagerer, wären sie selbst Landsleute und Nachbarn, verdienen keine Rücksicht... Die Neigung, mich und meinen Stil überall am ungehörigen Orte zu finden, ist zu unschuldig, als dass darüber ein Wort zu verlieren wäre. Die Correspondenz der P. Z. vom 21. V. (erschienen 28. V.) hat nach meiner Vermutung einen Verfasser, der mit seinem Namen nicht Versteckens zu spielen braucht; ich habe sie in keinem Falle zu verantworten. Meran, den 12. Junius. Beda Weber". Im Einleitungssatz vermutete Beda, dass auch die Anmerkung vom Corresp. herrühre. Die Leitung versah daher Beda's Erklärung mit der Note: „Die Anmerkung gehörte nicht dem Correspondenten an; die Beteiligten werden antworten. R. d. A. Z.".

Damit war wieder der Krieg erklärt. Am 18. VI. veröffentlichte der α-Correspondent, dem nun auch die Galle ins Geblüt gestiegen, in der P. Z. eine scharfe Berichtigung: „An die Redaction der allgemeinen Zeitung: Die Allg. hat wieder einen Beweis ihrer vielgerühmten historischen Treue gegeben"... Die rein tatsächliche Mitteilung „sucht die Redaction der A. Z. in ihrem Blatte vom 5. VI. zu escamotieren durch die Ausstreuung, ich hätte von Ausfällen der A. Z. auf den Erzherzog Johann gesprochen, und kleidet diese unwahre Behauptung in einen bitteren Ausfall auf einen bekannten südtirolischen Gelehrten, den sie seit einiger Zeit hinter jedem Busch wittert. Ich erkläre dieses Verfahren für niederträchtig und fordere sie auf, ihre historische Treue durch Aufnahme dieser Berichtigung in ihr Blatt zu bewähren. Der Correspondent α der Postzeitung". — Als der α-Corresp. diese Zuschrift an die P. Z. sandte, war ihm Beda's Erklärung noch nicht bekannt; er hat richtiger als dieser gesehen, dass die Angriffsnote von der Leitung stamme. Die Redaction der P. Z. versah die Berichtigung des α-Correspondenten mit folgendem Zusatz: „Gegen eine ganz unwürdige Bemerkung der A. Z. erklärt dieser

südtirolische Gelehrte in der gestrigen Nummer derselben, dass er der Innsbrucker Correspondenz der P. Z. fremd sei. R. d. P. Z."

So war dieser Angriff auf Beda nun von ihm selber, vom eigentlichen Correspondenten und der Red. der P. Z. abgewiesen; der Vorwurf der Niedertracht folgte obendrein als Zugabe. Streiter fühlte (21. VI.) „seine Neugierde aufs äusserste gespannt", um so mehr als Nr. 169 der A. Z. ihm aus irgend einem Versehen nicht zugekommen sei; „wahrscheinlich enthielt sie die von der Redaction angekündigte Antwort, die gewiss zu den grössten Leckerbissen gehört, wovon sich Beda träumen lassen kann". Allein die Nummer kam ohne den „Leckerbissen", und es kamen noch viele, ohne Streiters Sehnsucht zu stillen; am 28. VI. klagt er Steub: „Ich sehe mir täglich völlig die Augen heraus nach der versprochenen Antwort und bin allemal gleich unbefriedigt". Aber erst nach Monaten (12. X.), als die meisten Leser den casus belli sicher schon vergessen hatten, erschien unter dem Striche eine gewundene Redactionsanmerkung zu einem Artikel über den verstorbenen Jos. Freih. v. Giovanelli: „Die Redaction liess damals die angekündigte Erwiderung fallen, weil ihr zu den in dieser Sache erschienenen öffentlichen Versicherungen mündliche gegeben wurden, welche ihr gegenüber den Angegriffenen als eine indirecte persönliche Genugtuung gelten konnten, wenn sie auch den Zweifel über den Urheber jener Angriffe nicht lösten. Das baldige Erscheinen des Werkes, dessen vorausgesendete harmlose Fragmente (über die deutsch-ital. Sprachgrenze in Tirol) damals unerwartet solche Staubwolken voll Grimm und Schimpf aufregten, bietet vielleicht Gelegenheit, auf die Dinge — hoffentlich nicht auf die Person — zurückzukommen. R. d. Allg. Z.". Hier erweckte man den Schein, als wenn es sich noch um jenen früheren Streit, anlässlich der Steub'schen Artikel handle! Welcher Art die „öffentlichen Versicherungen" gewesen, haben wir soeben gesehen; die mündlichen beziehen sich vielleicht auf einen Besuch Beda's, der in der zweiten Hälfte Juli in Augsburg war und dem Dr. Kolb auch noch persönlich „steif und fest" gesagt hat, „er habe die Artikel nicht geschrieben"

(Tagebuch-Note Steubs im Skr. S. 444)[1]; die Rede von den „Angegriffenen" ist eine Verdrehung (denn der war Beda), der Hinweis auf die kommende „Gelegenheit" am Schluss eine Vertröstung, und dass die „Zweifel über den Urheber" noch nicht gelöst, eine klägliche Ausflucht, da auch im vorliegenden Streitfalle die schriftlichen und mündlichen Erklärungen, Beda sei nicht der Verfasser, vollständig genügten: das Ganze ein schlecht maskierter Rückzug.

Damit ist das Kriegsjahr zu Ende. In der A. Z. hütete man sich seit Beda's Erklärung so unbegründet und unvorsichtig anzubinden, selbst die Artikel über Giovanelli, der am 14. IX. gestorben, sind sehr ruhig gehalten; am bezeichnendsten hiefür ist eine Meraner Correspondenz in Nr. 285 vom 12. X., gleich hinter der redactionellen Rückzugsnote in der Streitangelegenheit, die ausführt, dass Giovanelli's Einflussnahme bei jenen zwei Actionen des Tiroler Landtages, welche die protestantischen Zillertaler aus Tirol hinaus, die Jesuiten in Tirol hereingebracht haben, übertrieben dargestellt worden sei; denn die Beschlüsse seien einstimmig gefasst worden. Giov. sei in beiden Fällen nur der beste und entscheidendste Redner gewesen. Auch die P. Z. legte sich Zurückhaltung auf und vermied jeden neuen Anstoss. Zum zahmen α-Corresp. kam ein noch milderer (♁), der mit wissenschaftlicher Objectivität alles abwiegt, was für und gegen die Jesuiten in Innsbruck spricht, ja fast mehr Gründe dagegen als dafür findet und sich erst

---

[1] Wenn Steub aber das so ausdeutet, dass Beda nach Augsburg gekommen sei, um „die angedrohte Erwiderung zu hintertreiben", so wird das schon durch die Zeitverhältnisse widerlegt: denn dazu hätte Beda vier Wochen früher kommen müssen, sonst wäre Kolbs Erwiderung längst unter dem Publicum gewesen, wenn er sie überhaupt gemacht hätte. — Der Steub von 1845 hütete sich, mit Beda übers Kreuz zu kommen. Am 24. V. zankte er Lentner aus: „Die P. Z. hatte letzthin einmal gesagt, man habe in Meran die Acten einer zwischen Hannover, Augsburg, München u. s. w. sich hindurchschlängelnden, in Bozen angezettelten, weitgreifenden und höchst gefährlichen Verschwörung gegen Beda Webersche Gloria in Händen. Was bedeutet das? Machst Du auch bisweilen den Indiscreten?" Die Tatsache stellt er also gar nicht in Abrede.

am Schlusse mit steigendem Nachdruck gegen eine neue Flugschrift wendet: „Die Jesuiten in Tirol von einem Tiroler“ (Streiter, vgl. S. 213), die ein „Gewebe von Lügen und Albernheiten sonder Gleichen sei“ (in Nr. 183 vom 2. VII.). Selbst die jungen Tiroler Dichter werden jetzt mit Wärme behandelt; so ruft er am 17. IX. den Tirolern zu: „Nehmet mit Liebe die Keime besserer Tage wahr, die euch in den Frühliedern von Pichler, in den Gedichten von Gilm, von Senn und anderen entgegenleuchten. Euer Beifall wird wie labender Tau sie erquicken“! Ähnlich nennt der α-Correspondent am 29. XI. Gilm „ein lyrisches Talent von Duft und Frische, wo er nicht haltloser Zeitpolemik verfällt“, meldet wohlwollend von Pichler, dass er verschiedene Dramen ausgearbeitet habe, und verweist sogar auf Heinrich IV., den man Berengarius Jvo zuschreibe und von mehreren, denen dieses Schauspiel in die Hände gekommen, loben höre.

So scheinen sich die Rollen völlig verkehrt zu haben: die A. Z. verteidigt Giovanelli, die P. Z. rühmt die tirolischen Dichter aus dem gegnerischen Lager. Darüber war namentlich Gilm erfreut: am 20. XII. schreibt er an Streiter aus Roveredo: „Lentner hat, ohne mich zu fragen, in seinen tirolischen Reisebriefen meiner auf eine so compromittierende Art erwähnt, dass ich ihn dringend bitten musste, den Artikel zu ändern. Es kommt dahin, dass ich meine Freunde mehr fürchten muss als meine Feinde. Die letzteren sind sogar in der P. Z. artig geworden“. Und umgekehrt schreibt Lentner am 19. XII. an Steub: „Gilm besuchte mich auf fünf Stunden. Er hofft auch bei den Welschen schöne Mägdelein zu finden und müssige Stunden für Tendenzpoesien, vor denen er sich in der nächsten Minute selber fürchtet“. Wen dieser unerwartete Wandel der Dinge schmerzlich drückte, trotzdem er selbst dabei besser wegkam als früher, war Streiter; dass nun auch Steubbriefe seltener eintrafen, vergrösserte sein Leidwesen. Lentner, dem die Not des Mannes nicht verborgen blieb, legte sich ins Mittel, suchte Steubs Schreiblust zu erhöhen und fügte auch die Anweisung bei, wie er seinen Briefen eine unfehlbare Wirkung auf Streiter zu geben vermöge (26. I. 46): „Du könntest ihn wohl wieder

einmal mit einem gesalzenen Brieflein erfreuen. Vergiss nur nicht, im selben den teuren Domingo im Lichte seiner gründlichen Erbärmlichkeit auftreten zu lassen; denn von Tag zu Tag wird Streiter wieder grimmiger gegen ihn, und sein Morgen-, Tisch- und Abendgebet beschränkt sich auf eine Verschimpfung des bewussten Pfaffen. So hat er mir neulich, als das „Echo aus den Tiroler Bergen" laut wurde, eine runengeschriebene Litanei de sancto Beda zugeschickt, die wirklich das Trefflichste in diesem Fache leistet. Was nämlich in der Allgemeinen steht und nicht die Zeichen O ‡ L (= Steub, Fallmerayer, Lentner) trägt neben dem tirolischen Datum, hat bei ihm B. geschrieben, also auch das „Echo". Er wurde ganz wütend über das „Bubenstück" gegen Fallmerayer, er zappelte mit Händen und Füssen, und der Brief war ordentlich veilchenblau anzusehen wie des Doctors gutes Gesicht, wenn er sich in Eifer gesprochen hat über das bekannte Thema". — Strs. Feindschaft gegen B., der vor 3 Jahren noch sein Busenfreund gewesen, war so masslos geworden, dass sie vom Ärgerlichen ins Lächerliche fiel. Steub muss den advocatus diaboli gespielt und tadelnd geschrieben haben; denn eine undatierte Antwort Streiters aus dieser Zeit beginnt: „Schelten Sie mich immerhin heissblütig, impetuos und zappelnd".

Diese Briefe haben uns schon über die Jahreswende hinübergeführt. Bevor wir weiterschreiten, müssen wir noch einen Augenblick zurücklenken. Wenn man die Haltung und Erklärung der Postzeitungsredaction im letzten Streitfalle vergleicht mit jener im vorausgegangenen, ergibt sich ein bedeutender Unterschied: früher erklärte sie nicht nur, dass Beda die fraglichen Artikel nicht geschrieben, sondern dass er überhaupt nicht zu den Correspondenten und Bekannten der P. Z. gehöre. Das hat sich geändert: jetzt wird nur seine Erklärung bestätigend zur Kenntnis gebracht, dass er der betreffenden Correspondenz fremd sei. Offenbar hatten die Angriffe, die B. erfahren, ihn von selbst zum Briefwechsel mit der Redaction gedrängt und ihm den Wert redactioneller Verbindung, wäre es auch nur zur Verteidigung, klar gemacht. Er folgte der Einladung zur Correspondenz; und seine Gegner, die ihn durch

ihre Angriffe vom Zeitungsschreiben abschrecken wollten, hatten gerade das Entgegengesetzte erreicht. Doch hielt er sich vom Streite fern und schrieb (hinter einem X-Zeichen) nur, was seines Berufes war: so in der Beil. der P. Z. vom 24. V. eine Anzeige über Humboldts Kosmos, in der Beil. vom 20 VIII. eine solche über die Litteraturgeschichte von Gervinus; beide nahm er später in die Charakterbilder auf (S. 165 ff. und 173 ff.). Die erste ist eine flüchtige Skizze mit dem Bedauernis, dass der Kosmos nicht die Versöhnung einseitiger Naturauffassung mit den religiösen Bedürfnissen der Zeit fördere, sondern dem christlichen Offenbarungsglauben noch die ganze mosaische Erzählung als Mythe zu entziehen suche. Eingehender und kundiger ist die zweite. Die Vorzüge der Litteraturgeschichtsschreibung von Gervinus finden lebhafte Anerkennung, die Schattenseiten ebensolchen Tadel, besonders das ungenügende Verständnis für den Gefühlswert in der Poesie, die Abneigung vor dem Christentum, weswegen Klopstock und seine Freunde, die Romantiker und die österreichischen Dichter zu sehr herabgedrückt würden; G. schätze die Poesie weniger ihres Selbstzweckes wegen, als vielmehr soweit sie Dienerin einer verneinenden Zeitrichtung sei, weswegen er sich am Schlusse seines Werkes „den politischen Dichtern der Zukunft auf Gnade und Ungnade ausliefere". An diese kleinen Recensionen reiht sich ein noch kleinerer Bericht vom 6. XII. über Meran als zukünftigen Kurort, den die erwünschten deutschen Gäste aber nicht im Sommer wie bisher, sondern zu anderen Jahreszeiten besuchen sollten. Seine Verfasserschaft hat er hier gar nicht zu verdecken gesucht, indem er den Anfangsbuchstaben seines Namens vorsetzte; dieses W. hält er nun als Erkennungsmarke fest, offenbar um dadurch zu zeigen, dass er die Artikel, die wirklich von ihm stammen, weder verdecken wolle noch zu verdecken Ursache habe. Es macht wieder einen heitern Eindruck, dass Streiter, der alle möglichen und unmöglichen Artikel Beda zuschrieb, gerade jene verfehlte, die wirklich von ihm kamen. Leidenschaft verblendet.

c) Die Kriegsjahre 1846 und 1847.

Das Jahr 1846 zeigt eine bedeutende Steigerung von Bs. Mitarbeit an der P. Z., die er aber für niemand verhüllte. Zumeist schrieb er wieder litterarische Anzeigen, bei denen er regelmässig den katholischen und österreichischen Standpunkt gegenteiligen Ansichten gegenüber verteidigte. Am 7. I. verlacht er die doctrinären Satiren, die litterarischen und politischen Zukunftsträumereien in Prutz' Komödie „Die politische Wochenstube“ und übertrumpft die Possenhaftigkeit des Tones. Am 6. VI. bringt er eine warme, feinfühlige Charakteristik Ad. Stifters und des jungen Hermann Rollet, dem schonend ein paar Anweisungen zur Sangesbesserung mit auf den Weg gegeben werden. Am 4. XI. greift er das soeben erschienene dramatische Charaktergemälde „Der Jesuit“ von Fr. Erdt auf, also einen verfänglichen Gegenstand. Die Einleitung bezeichnet seinen Standpunkt in dieser Frage: „Der Schreiber dieser Zeilen ist kein Jesuit und denkt auch keiner zu werden. Auch die unerlässliche Notwendigkeit der Jesuiten für die kathol. Kirche, wie sie bei Männern von strenger Denkweise als Postulat an die Gegenwart bisweilen vorkommen mag, gehörte nie zu seinen Glaubenssätzen. Die kath. Kirche hat viele Jahrhunderte ohne Jesuiten bestanden und wird ohne sie bestehen bis ans Ende der Zeiten. . . Nicht die Jesuiten schützen die Kirche, sondern die Kirche schützt sie wie alle andern Ordensvereine. . . Sie lässt die Jesuiten gewähren innerhalb des Bereiches göttlicher und menschlicher Gesetze wie tausend andere Pflanzen, die aus dem Boden der Kirche sprossen“. Aus diesen Worten spricht eine andere Anschauung als aus den früheren Artikeln des Kreuzcorrespondenten. Nach diesem Bekenntnis geht er mit Keulenschlägen auf das „Charaktergemälde“ Erdts, des „Jesuitenfressers“, los, dem jede klare und richtige Einsicht in das katholische Wesen, alle Duldsamkeit fehlt, der sich aber dafür die radicale Befugnis herausnimmt, alle Andersgläubigen zu misshandeln und statt ihre Gründe zu widerlegen, sie moralisch zu verdächtigen. Dem „rohen Unmass“ dieser litterarischen

Pamphletisten stellt er u. a. auch „Goethe's Feinheit und Masshaltung, Schillers Aufflug zum Ideale, Rückerts vollendete Formschönheit“ gegenüber, so dass sich auch hier wieder ein Ansichtsunterschied zwischen Beda und dem früheren Kreuzcorrespondenten ergibt, welcher über Goethe und Schiller abträglich geschrieben hatte. Milder wird am 24. VI. Arndt mit seiner Schrift „Ans deutsche Volk“ behandelt, weil er den „confessionellen Frieden und die Unabhängigkeit der verschiedenen Bekenntnisse aufrichtig wünsche“, nur dessen Einmischung in das innere Kirchenwesen der Katholiken müsse abgewiesen werden.

Mit dem „Ausflug nach Cavriana im welschen Südtirol“ (21. III) erweitert er sein Arbeitsfeld in der P. Z., indem er sich auf das Gebiet der Schilderung begibt. Er versteht es vorzüglich, das Nebeneinander in ein Nacheinander aufzulösen, die Naturbilder mit wenigen aber starken Strichen anschaulich zu machen und durch Contraststellung kräftig von einander abzuheben. Seine Betrachtungen, die immer an die sinnliche Anschauung geknüpft sind, wandeln vom Kleinen zum Grossen: von der Flora zu seinen Füssen zur Lagerung der Gebirgsschichten, vom Geishirten zum hundertjährigen Ringkampf deutschen und welschen Wesens in diesen Gegenden; er freut sich über den wachsenden Sieg des ersteren, auch darin dem Kreuzcorrespondenten sehr unähnlich. Durch eine sinnige Legende über die Entstehung des Kalterer Sees bringt er Wechsel, durch Einführung sprechender Persönlichkeiten Leben in seine Darstellung. Der Charakter dieser Gebirgsbewohner wird schön gezeichnet, nur ihr sprachlicher Ausdruck zu hoch gegriffen. Das Endziel seiner Wanderung ist die fromme Jungfrau Domenica Lazzari, die bei ihm keine Mirakel wirkt, sondern der umgebenden Landbevölkerung ein Vorbild der Frömmigkeit und der Geduld im Leiden ist. Der Tatbefund wird objectiv dargelegt, nur leicht und vorübergehend klingt ein mystischer Ton aus der Giovanna Maria herüber. Wenn man diesen „Ausflug“ vergleicht mit den „Ruinen von Hocheppan“ so bestaunt man den Fortschritt in Bs. Darstellung. Mehr historisch-statistisch ist der „Sauerbrunn in Rohitsch“ (26. XI) gehalten mit

dankbarer Empfehlung dieses Curortes für die erfolgreiche Trinkcur des Verfassers im Sommer ds. Js. Auch hier unter den Kroaten schlägt ihm ein deutsches Herz. Anastasius Grün wird getadelt wegen der Bauernschinderei auf seinen Gütern. die Brunnengäste aus Ungarn wegen ihres Deutschenhasses. Aus demselben Sommeraufenthalt erwuchs auch eine Kunstkritik: „Liszt an der Grenze von Kroatien“ (7. VIII). Das zutreffende Urteil über die Musik Liszts, der sich in Häufung technischer Schwierigkeiten, die er überraschend löse, gefällt und nicht durch Rührung der Herzen, sondern durch den hochgeschraubten Mechanismus des Spieles Bewunderung zu erzwingen sucht, wird mit humoristischen Arabesken über den Reliquiencult, den andächtige Frauenseelen bei diesem Hochverehrten treiben, umkleidet. Beda besitzt eine reiche humoristische Ader, schade, dass er sie nicht öfter verwertet.

Diese Artikel (jetzt alle in den Charb.) hatten keinen Bezug auf den bisherigen Sängerkrieg, der am Ende des verflossenen Jahres erloschen schien. Das erste Kräuseln verursachte Fallmerayer mit einer Selbstrecension seiner Fragmente in der A. Z. 10. I., worin er sich beklagt, dass sein Werk zu wenig gelesen würde, auch in dem „an Gold und Fröhlichkeit und an weltlichen Gedanken so armen, an Tugenden und Psalmenklang, exotischem Blumenschmelz und romantischen Scenen so reichen Brixen“. Sofort liess sich ein „Echo aus den Tiroler Bergen“ vernehmen (A. Z. 19. I), das ihn, wenn auch achtungsvoll, bewitzelte. Streiter beweist am 2. II. mit vielen Gründen und der Berufung auf die „beste Quelle“ Bs. Verfasserschaft; sogar einem Briefe Fallmerayers gegenüber, der seine Ansicht als „Kartenhaus und eitel Traumwerk“ erklärte, hält er sie aufrecht. Erst als Steub ihm den Verf. nennt, meint er (27. V): „Die Aufdeckung des dunklen Verfassers des Echo . . . ist bedauerlich (!)“. (Der Verf. war V. Gasser; vgl. Zobl, S. 150 f.). Am 22. IV. wurde Fallmerayer noch einmal angeschnurrt, was unbeantwortet vorübergieng. — Eine Wendung brachte erst der Herbst. Am 9. IX. erschien in der A. Z. ein Bericht über das Begräbnis des Freih. Max v. Hammer-Purgstall (des jüngeren Sohnes des Orientalisten). Darin wurde schmerzlich bedauert,

„dass bei der allgemeinen Teilnahme der gefühlvollen und gottesfürchtigen Bewohnerschaft Merans zwei namhafte Gelehrte ordinis st. Benedicti es nicht über sich vermochten, nur auf eine Stunde ihrer Andacht und ascetischen Strenge zu entsagen, um so grosses Unglück und so gerechten Schmerz auch ihrerseits fromm und menschlich durch ihre Gegenwart zu ehren". Die bezeichneten Gelehrten konnten nur Beda und Pius Zingerle sein. Am 18. IX. brachte die A. Z. aus Meran eine Erwiderung auf den „seltsamen Angriff": Die beiden Gelehrten hätten nicht erscheinen können, weil das Begräbnis mit ihren Schulstunden zusammenfiel; „als Hammer-Purgstall sein Missfallen über das Nichterscheinen Herrn Beda Weber schriftlich zu erkennen gab, legte dieser den Fall ordnungsgemäss der competenten Schulbehörde vor, welche in Übereinstimmung mit dem Urteile des gesammten Lehrkörpers einmütig erklärte, dass derlei Forderungen zum Nachteil der Lehrstunden durchaus unzulässig seien". Drei Tage später brachte die P. Z. unter der Chiffre Z. (also Zingerle) eine eingehendere Darlegung des ganzen Falles. Der lungenkranke Mann kam schon so geschwächt in Meran an, dass man die baldige Auflösung befürchten musste. Er verlangte die Sterbsacramente; „aber seine Umgebung sperrte sich dagegen aus allerlei unstatthaften Gründen". „Pius Zingerle machte, seine frühere briefliche Bekanntschaft mit dem Haupte der Familie benützend, unaufgefordert einen Besuch im Hause und flehte, dem Unglücklichen die Sacramente zu gönnen. Er wurde zum Kranken gar nicht zugelassen. Die Unsorge gieng so weit, dass man den letzteren die Nacht ohne Wärter ganz allein liess. So ward er in der Nacht vom 1. auf den 2. September todt im Bette gefunden". „Beda Weber, der erst nach dem Tode des ihm gänzlich unbekannten Mannes hier ankam, benützte die nächste Gelegenheit, den betrübten Vater zu besuchen und ihm alle Aufmerksamkeit zu schenken". Die beiden Professoren konnten um so weniger abkommen, als erst am 2. ihre Anstalt eröffnet worden und weil auch der bejahrte Vorstand derselben ernstlich erkrankt war. „Trotzdem erhielt Beda nach dem Begräbnis einen ‚Verweis'. Mit zarter Rücksicht entschuldigte sich

dieser in einem freundlichen Briefe, worin er den Verhalt der Sache darlegte und das Missverständnis aufrichtig bedauerte. Auch Bürgermeister Haller entschuldigte sich als Vicedirector der Lehranstalt noch zum Überflusse mündlich. Alles umsonst! Mit der bewunderungswürdigen Gründlichkeit deutscher Gelehrter schritt man zur journalistischen Rache in optima forma" und schmiedete den leichtfertigen Angriff.

Er liess eine starke Verstimmung zurück. Ein anderes Ereignis verdichtete sie. Steub war endlich mit seinem Werke, Drei Sommer in Tirol (München 1846), fertig geworden. Alsbald brachte die A. Z. ein hochgeschraubtes Lob (5. X. aus Meran): „Steubs Buch macht Furore in Tirol . . besonders das Schlusswort". Dieses Schlusswort (richtiger: Nachtrag) rollt die vielumstrittenen Fragen über die Zillertaler und die Jesuiten (wobei Streiters Flugschrift auffallend stark benützt wurde) wieder auf, spricht vom tiefen Schlaf des Tiroler Volkes, stellt den Clerus als Volksverdummer aus planmässiger Herrschsucht dar, bringt Senns Spottsonett auf Giovanelli, bespöttelt religiöse Gebräuche u. dgl. m. und erwartet schliesslich vieles für die Zukunft Tirols vom „frischen Nordwind" (aus Deutschland). Auch sonst fehlen dem Buche nicht Anzüglichkeiten verschiedener Art. Für Streiter waren nun sonnige Tage gekommen; aber Ruhe haben sie ihm nicht gebracht. Schon am 30. IX. fand er Wermutstropfen im Freudenbecher: Die Baronin Giovanelli begab sich nach Durchlesung der drei Sommer „zu Vater Görres und bat ihn, seine Wasserspritze gegen Sie zu richten. Er erklärte sich dazu bestens bereit, meinte aber, es sei klüger, keine Batterie aufzuführen und die maskierte Stellung zu behaupten". Am 18. X. scheint ihm die Lage bedrohlicher: Domingo dreht sich wieder rüstiger auf den Füssen als je; „Altenhöfer (Mitleiter der A. Z.) hat ihn besucht, erkannt, ausgezeichnet, ist sein Freund geworden. . . Diese authentischen Interpretationen habe ich aus dem Munde eines Marienberger Exnovizen (Ignaz Zingerle), eines Neffen des ebenso frommen als weltberühmten Orientalisten, gegen den sich Stiefmutter Natur und Grisette Kritik verschworen haben". Allein Steub tröstete ihn, wofür Str. am 14. XII. aufatmend dankt: „Sehr dankenswert

war die Aufklärung über A(ltenhöfe)r. Der Bericht aus dem Munde des jungen Zingerle beunruhigte mich und scheint nur ein Nachhall der gewöhnlichen Phrasen“ (früher hiess er ihn „authentische Interpretationen“!). Dieser Brief handelt auch über Gilm, mit dem er unzufrieden ist: „Gilm hat in letzter Zeit zu seiner ausserweltlichen Laune, in welcher er dem Jesuitenrector zum Beweise seiner Orthodoxie das Poem auf den Brixner Bischof sandte, ein Pendant geliefert, nämlich unserem Domingo eine wohlbegründete Rechtfertigung, auch respective Bitte zukommen lassen, i. e. zugesandt, ihn ja mit ferneren Beziehungen in der P. Z. ausser Spiel zu lassen, alldieweil solches seiner ämtlichen Carrière in allweg hinderlich und P. Guardian auf ihn ungehalten sein möchte. Wir sind seither ausser Verkehr“.

Jener erste Lobartikel in der A. Z. war von Lentner ausgegangen; am 15. XI. schreibt er an Steub: „Jedermann will Dein Buch lesen und es wird viel davon gesprochen... Der Decan (Santner in Meran) meint, es sei ein schlechtes Buch und Du hättest den Staffler abgeschrieben. P. Albert (Jäger) aber erklärte kurz, Du und ich, wir seien die grössten Lumpen und schlechten Kerl und lutherischen Spitzbuben, die je in Tirol sichtbar wurden, und als er von der Nanni Waibl hörte, auch sie habe das Buch gelesen und es habe ihr gefallen, verdrehte er die Augen und fragte, ob sie halt auch dem Teufel in den A** fahren wolle? Also überall Anathema, crucifige!“ Der blonde Guido Görres sei in Meran und verkehre viel mit Beda.

Die P. Z. rückte am 24. X. mit einem Artikel voll lächelnder Bosheit an, zunächst gegen den Tir. Boten: „Er ist etwas gestrig, ein Musterbild der guten alten Presse Österreichs und Tirols, ohne Typen für die Elasticität der Zeit. Seine bewährten Correspondenten stehen in rührend stummer Zärtlichkeit um den ehrwürdigen Greis im Lehnstuhl, der mit Lammwolle sanft gepolstert ist, und kommen wie sinnreiche Schilder heraus um einen adeligen Leichenzug mit dem letzten seines Namens und Stammes“. Dann geht es gegen die Drei Sommer, die pfiffig, verblümt und geistreich die abgründlichste Bosheit zu sagen wissen. Das Censurerkenntnis darüber laute erga schedam

wie über Beda's Giovanna. Von Furore sei nirgends etwas zu verspüren. Der Verfasser sei selber meilenweit in Tirol herumgezogen, ohne sich selbst zu finden oder Entzücken zu vernehmen. So wird das Buch noch weiter bewitzelt und bekrittelt, der Verfasser durchgehechelt. — Beda ist sicher nicht der Verfasser, denn der hätte nicht den unangenehmen Censurhandel wegen der Giovanna angezogen. Wohl aber tritt er in der P. Z. vom 19. XII. unter seinem gewöhnlichen W. auf und bespricht wie bisher litterarische Erscheinungen: P. Zingerle's „Festkränze aus Libanons Gärten“, Übersetzungen aus dem syr. Festbrevier der kath. Maroniten; dann den „Pilger durch Tirol“, der 170 Wallfahrtsorte schildert, dabei urkundliche Regesten, Sagen und Legenden mitteilt. Der Verfasser sei wahrscheinlich ein junger Priester des Berglandes, die der König von Sachsen wegen ihrer Bildung gelobt, während „ein bairischer Tourist sie anklagte, dass sie das Volk seiner Sagen und Märlein berauben“. Hiemit hatte sich B. das erstemal auf das Kampfgebiet des Sängerkrieges begeben. Zur selben Zeit brachten die hist. pol. Blätter einen 25 S. starken Artikel: „Tirol und seine Beurteiler in Sachen der Religion und Kirche“, den die P. Z. am 23. XII. nachdruckte. Er kündigt sich als Notwehr an gegenüber den vielen Angriffen auf das Tirolervolk und seine Religion. In Tirol habe die Einheit des religiösen Bekenntnisses seit jeher als wertvolles Gut gegolten. Trotzdem habe man die Zillertaler nicht ihres Glaubens, sondern ihrer Bekehrungssucht wegen ausgewiesen; die anderen Separatisten, die sich derselben enthalten, blieben unbehelligt. Die Angriffe auf die Jesuiten entsprangen „einem an sich nichtigen Zeitungsgeplänkel über Tiroler Poeten“; die protestantische A. Z. habe ihnen wie anderen Angriffen die Spalten geöffnet, um so dem „vielgerühmten Nordwind“ einen Zugang in die „verdumpften Berge“ zu schaffen, auch Steubs Buch habe sie mit ungemessenem Jubel angekündigt. „Wir sind keineswegs so ungerecht zu misskennen, dass das Buch mit Geist und grosser Sprachgewandtheit geschrieben ist“. „Wo der Verfasser seinen natürlichen Sinn unbefangen walten lässt, ist er fast durchaus gutmütig und gerecht in seinen Urteilen,

und selbst die Ader des Witzes springt mit unbefangener Liebenswürdigkeit ins Leben. Es offenbart sich ein feines Gefühl für tausenderlei Reize der Landschaft wie des Landlebens und fürs frohe, genügsame Volk der Tiroler Berge". Auch in die Tirolergeschichte habe er sich eingelebt; „bringt er auch nicht viel Neues, bewundern wir doch die kunstreiche Mosaik seiner Lesefrüchte". „Diesem derben Naturkinde geht aber ein trüber Doppelgänger an der Seite, der zum Wunderdoctor am Glauben und an der Landesverfassung Tirols werden will und alles mit saurem Hasse verfolgt, was nicht in seine Ansicht passt, dabei zum unehrlichsten Mittel der Zote und Pasquille herabsteigt. Weil man die Priester und Patrioten nicht mehr tätlich beim Bart nehmen kann, wolle man sie durch Pamphlete kränken. Die Bildung der tir. Priester könne nicht gar so schlecht bestellt sein, da ja aus Steubs Buch unwiderleglich hervorgeht, dass er wenigstens von zweien Merkliches gelernt hat, wenn er es auch nicht immer über sich bringt, die Quelle zu nennen". Bei den schmutzigen persönlichen Angriffen höre man deutlich die Tiroler Stimmen erschallen, die sich Steub „zur Befriedigung niederer Rache als Organ weitester Verbreitung gewählt haben". „So lange unter den Tirolern solche Mistblumen Raffelschen Verrats auftauchen dürfen, ist kein Grund vorhanden, in der Anklage gegen den Geschäftsführer in der Vorstadt Au (Steub) allzuempfindlich vorzugehen". Das Tiroler Volk aber soll an seinen alten Idealen festhalten, dann werde ihm auch der Fremdenverkehr nicht schaden, den nur Unverständige verhindern zu können glauben.

Beda war sicher bei diesem Artikel beteiligt, wie ein gelegentlicher Hinweis auf Boimont, über den er geschrieben, die freiere Ansicht über den Fremdenverkehr und nicht weniger das Bestreben, auch die guten Seiten von Steubs Buch hervorzuheben, beweisen. Ebenso gewiss aber hatten die Herausgeber der hist. pol. Blätter mitgearbeitet. Am 14. I. 47 schreibt Lentner an Steub: Beda habe den Artikel schon 14 Tage vor dem Erscheinen angekündigt und dem blonden Görres in die Schuhe geschoben. Dazu halte man die Nachricht, welche Streiter am 17. I. seinem litterarischen Schutzgott nach München

sandte: „Anteil, sagte B. zum Meraner Bürgermeister und zum Religionsprofessor, habe er an der Sache, wiewohl nur das Material geliefert; der Guss sei von Guido Görres“. Ich habe Streiters Mitteilung trotz seiner vielfach erprobten Unzuverlässigkeit angeführt, weil sie mit der Leutners übereinstimmt und durch den weiteren Verlauf des Kampfes bestätigt wird.

Steub stand nun wieder im Vordergrund. Am 25. XII. schreibt ihm Dr. Kolb, der sich stark mitgetroffen fühlte: „Ich glaube, Sie müssen antworten und rasch“. Allein Steub hatte nicht Lust, sich in die Feuerlinie zu stellen, und die A. Z. brachte am 3. I. 47 zunächst nur eine Entgegnung Streiters: Die mit dem Protestantismus liebäugelnde Partei sei ein Wahngebilde; man soll die Sorge für den Glauben dem „gesunden Sinn des Volkes und seinen geistlichen Hirten überlassen“; dann stichelt er auf Beda (ohne ihn zu nennen), dem es in „seiner selbstverschuldeten Isoliertheit“ um die Rettung der „verblichenen tirolischen Celebrität“ zu tun sei; man kenne ihn aus seinen Angriffen auf Alb. Jäger, und selbst der „nach allen Seiten billige und ausgleichende Landeschef sei von ihm zeitweise im scurrilsten Tone behandelt“ worden. — Da war freilich nur der Wunsch Strs. der Vater seiner Gedanken, die er recht zur Unzeit verlautbarte; denn gerade damals wurde die Akademie der Wissenschaften in Wien gegründet und die „verblichene Celebrität“ als eines der ordentlichen Mitglieder in Aussicht genommen, und gerade der Landeschef gab die erste Mitteilung davon: bereits am 15. VIII. 46 hatte er an Jäger geschrieben: „Hammer, der grosse Grazer, war hier und hinterliess für mich einen Brief, worin er hinwirft, er erwarte, man werde sie und P. Beda zu wirklichen Mitgliedern der neuen Akademie ernennen“ (aus Jägers Nachlass). Wie es mit Bs. Isoliertheit stand, zeigten bald die Wahlen ins Frankfurter Parlament, bei denen B. ebenso glänzend gewählt wurde, wie Str. glänzend durchfiel.

Schon am 14. I. brachte die P. Z. eine scharfe Antwort. Es sei eine niedrige Kampfesweise, statt den Inhalt der Anklagen zu entkräften, den vermuteten Verfasser mit „abscheulichen Invectiven in den Kot zu ziehen“; allein die „Verehrung

und Liebe, die wir diesem zollen, steigt um so höher, je mehr er von einer Partei, die der Correspondent schlecht vertritt, misshandelt und verkleinert wird" [1]). Die Geistlichkeit, auf welche sich die A. Z. berufen, habe deutlich genug in den „katholischen Blättern" ihre Verurteilung der neuen Partei verlautbart. — Am 27. I. brachte die P. Z. einen ähnlichen Lob- und Dankartikel mit allerlei Hieben auf Steub und seine Drei Sommer. Diesem folgten zwei Artikel in den hist. pol. Blättern (XIX, 117 ff.) auf einmal. Der erste, von der Redaction selbst gezeichnet, erklärt, dass sie dem Streite lange ruhig zugesehen habe, bis dieser „Litteraturzweig" eine dem Katholicismus feindliche Haltung angenommen, da erst habe sie jene Abwehr gebracht, die, wie man ihr vielfach bezeuge, zur rechten Stunde gesprochen worden sei und grossen Anklang finde. Der Streiterartikel mit seinen „pöbelhaften Schmähungen, Verdächtigungen und Trivialitäten" sei einer Widerlegung gar nicht wert. — Dass die Redaction selber in dieser Weise antwortete, beweist ohne weiters ihren Anteil an jener Abwehr.

Der zweite Artikel, der ihr während der Abfassung des ersten aus Tirol zugekommen, lässt schon im Lobe auf Steubs Stil Beda erkennen. Er enthält die Antwort des Angegriffenen auf Streiter: „Der Geselle nimmt den Mund voll wie die drei Schneider von London: ‚Wir das Volk von England'; aber er fühlt selbst das Unhaltige seiner Prahlhauserei und zieht sich auf das Urteil ‚aller Verständigen im Lande' zurück, die leider mit ihm alle nicht einverstanden sind"... „Wo sind denn die schriftstellernden Tiroler, welche die (behauptete) Isolierung handhaben?" „Von gewissen Herren zog sich B. aus eigener Wahl zurück, weil er nicht auf ihren Wegen gehen und weil er nicht nach der Forderung eines ihrer Sendlinge dem Fürstbischof von Brixen und den tirol. Pfaffen absagen und dies in einem Zeitblatte erklären wollte". „Will er zurückkehren, o der Tempel dieses Ruhmes steht ihm offen!" Das Hereinziehen

[1]) Bs. Ansehen stieg zu dieser Zeit ausserordentlich. Die kathol. Bl. 1848, S. 1010 z. B. brachten ein Gedicht: „Beda Weber und Pius Zingerle in unbegrenzter (so!) Ehrfurcht gewidmet".

Jägers und Brandis' sei „schweifwedelnde Bosheit" und überdies eine grosse Täuschung; denn „unter uns ist Friede und Eintracht, wie man sie nur wünschen kann"; B. W. bleibe sogar aus „eigener Wahl in Meran, um das Doppelamt seines Mitbruders in Innsbruck möglich zu machen". — Man sieht, Bs. Teilnahme wird jetzt nicht mehr in Abrede gestellt wie früher; es wird nicht mehr gesagt, der Angriff sei ein „verfehlter", weil das der Wahrheit nicht mehr entsprochen hätte. Auch hierin liegt ein Beweis, dass es früher, als man so erklärte, eben der Wahrheit entsprach. Dass diese Entgegnung wirklich von B., bezeugt sein Brief an Ferdinand v. Giovanelli, einen Freund und Vertrauten, vom 31. I. 47: „Was die Erwiderung auf den Artikel der A. Z. betrifft, so wäre es möglich, dass meine Notizen, die für den 15. etwas spät ankamen, die hist. pol. Bl. veranlassten, die Antwort auf den 1. II. aufzuschieben.. An dem Kleingewehrsturm in der Postzeitung habe ich nicht nur keinen Anteil, sondern auch kein bestimmtes Wissen. Er kommt mir eben nur in der Zeitung das erstemal zu Gesicht. Man nennt aber einen hiesigen Professor[1]). Ich frage ihn natürlich nicht, weil ich in eigener Sache gern still und ruhig liege. Übrigens wie die Entgegnung der hist. pol. Bl. auch immer ausfällt, so ist von klugen Leuten der Antrag, einen zweiten Artikel in den hist. pol. Bl. folgen zu lassen, in aller Ruhe, aber darin das ganze niederträchtige Wesen und Gerede auseinander zu legen". Dazu kam es nicht mehr, das verhinderten höhere Mächte.

Die A. Z. suchte sich wie früher durch eine gelegentliche Note aus dem Handel zu ziehen: In einem Artikel über Montalembert meint sie, der Vorwurf, sie schade mit ihren Correspondenzen dem Katholicismus in Tirol, laufe ungefähr darauf

[1]) Gemeint ist Pius Zingerle. Damit stimmt, was Albert Jäger Pichler erzählte: Als er zu dieser Zeit in Meran bei seinen Mitbrüdern war, erfuhr er Zingerle's Verfasserschaft. Pichler hat den Inhalt der Erzählung aufgezeichnet, hinterlegt und mir eine Abschrift davon gegeben; vgl. auch z. m. Zeit S. 229. Jäger macht in der Selbstbiographie eine übereinstimmende Bemerkung. In keinem Falle aber war Z. der Kreuzcorrespondent der P. Z.

hinaus, „sie sei daran, mit einem Zahnstocher die Tiroler Berge umzuwerfen“. In der Stille aber wurde Steub bearbeitet. Am 23. I. schrieb ihm Kolb: „Werden sie in ihrem Schweigen beharren? . . . Dass Sie ganz schweigen, ist mir bei persönlichen Ausfällen, wie sie Ihnen zu Teil geworden, doch etwas unbegreiflich“. Dieser Zuspruch scheint nicht viel gewirkt zu haben, da Steub vier Tage darauf an Lentner schreibt: „Den heiligen Krieg betreffend . . habe ich wenig Lust, mich in der stillen Idylle meiner Praxis stören zu lassen, freue mich aber an den schönen Schlachten, die da geschlagen werden“. — Bald darauf (10. II.) druckte die P. Z. die Corresp. der hist. pol. Bl. ab und gab gleich zwei Artikel nach einander dazu. Im ersten verhöhnt sie die gelegentliche Abwehrnote der A. Z., im zweiten stimmt sie Siegesjubel an: „Die beiderseitigen Kräfte haben sich so entschieden gemessen, dass man über den siegenden Teil nicht mehr zweifelhaft sein kann. Das Wort der hist. pol. Bl. hat tausendfachen Anteil in den Bergen gefunden“. Inzwischen gelang es Kolb bei einer persönlichen Unterredung, Steub aus seiner Zurückhaltung herauszubringen; er sagte einen Artikel zu, versäumte jedoch die Ablieferungsfrist, so dass Kolb am 8. II. unmutig mahnt: „Wer versprochen, aber nicht geschickt hat, waren Sie! Mittlerweile schickt Streiter ein, zwei, drei Antworten. Alle drei liegen bei. Wollen Sie die Redaction übernehmen oder selbst etwas draus, drüber oder drunter machen? Wollt Ihr, dass die tirol. Dinge in der A. Z. in die europäische Discussion geführt werden, so muss doch offenbar wer da sein, der auf Angriffe wie die in den schwefelgelben Blättern ebenso gut zu antworten weiss, als jene geschrieben sind. Die Redaction geht das offenbar nichts an. Ich hatte auf Beyrer gerechnet, aber der schweigt, Sie schweigen auch, und Streiter hat offenbar das Zeug nicht dazu. Was soll da geschehen? Bitte, antworten Sie bald Ihrem Kolb“.

Die Redaction wollte also die „Dinge“ von der Hand haben, und Steub nahm sie ihr endlich wieder ab. Am 13. II. erschien seine mehrfach erbetene Antwort: „Zur tirol. Polemik“. Dieser Artikel ist genau so gehalten wie sein erster von 1844 und zeigt dieselben und noch ein paar neue Schwächen dazu.

Mit schmunzelnder Miene und in behaglicher Breite erzählt er Anfang und Verlauf des tirol. Handels, soweit er ihn gegenwärtig hatte und seine „polemischen Materialien“ reichten, die schon damals sehr lückenhaft gewesen sein müssen. Wieder wagt er Beda nicht offen zu nennen, sondern gibt ihm die Maske eines Dr. Bacchus von Meran, dem Streiter die eines Dr. Theseus zu Paiersberg, nennt den Grund ihres Zerwürfnisses nach langjähriger Freundschaft eine „mythologische Begebenheit“, die nicht ausgeführt wird; beklagt sich dann über die Postzeitungs-Artikel gegen Jäger, Mosers Krippe und die Sprachgrenzen, die er ohne weiters trotz aller Erklärungen, deren er keine einzige erwähnt, Beda zuschreibt. Der „Tourist“ habe stets geschwiegen und erst am 10. X. 44 geantwortet. „Bald darnach schied der Tourist aus Tirol und schwieg wieder jahrelang, was aber den anonymen Helden nicht einschläfern konnte“, vielmehr tat er jede Woche seinen Schuss in der P. Z. Als die Drei Sommer erschienen, machte er ein „Avancement von der ungescheuerten Kasernenstube gemeiner Landsknechte (der P. Z.) in den hl. Stab der Feldherrenobristen“ (der h. p. Bl.), wo er nun seinen ganzen Unmut „auf die angebliche Sucht, Tirol zu protestantisieren“, werfe. Bezüglich der Zillertaler dürfe man auch „die Zeloten im Gebirge noch an den deutschen Bund und an den 16. Artikel seiner Acte erinnern“. Im letzten Drittel gibt er seiner Polemik schärfere Spitzen, geht aber in eine unbestimmte Mehrzahl über. „Aber sagt: warum sprecht ihr von ‚unehrlichen Mitteln‘, von ‚Zoten, Pasquillen, Raffelschen Verrat‘ und derlei entsetzlichen Dingen? . . . Wie viel soll man sich von euch bieten lassen? . . Da hetzt man uns schon im dritten Jahre . . auf dass wir im Büsserhemde ins Etschland hinein sollen, nach Canossa, wo Mathildis uns erwarten und unser Wimmern hören will. . . Der Tourist hat den Handel nicht angefangen, aber nunmehr lässt er sich auch nicht mehr cülbütieren, mit Fleiss nicht. Man soll offen zu Werke gehen wie der Tourist, als er 1844 „den andächtigen und lästigen Schreier zur Ordnung gewiesen“ habe und „sich vor nichts in Acht zu nehmen hatte als vor den vielen Complimenten“ . . während der Gegner „sich schnell vor der öffent-

lichen Meinung nach Kaltern verflüchtigte und alles aufbot, um sein ungeheueres Verdienst ums Vaterland nicht ruchbar werden zu lassen". Die „Urteilsfähigen im Lande" seien dankbar, wenn man Gebresten und Schäden bespreche. „Dem ewig jungen Menschen[1]) aber, der das Aufsätzchen negociert ... wünschen wir bei seiner jetzigen Empfindlichkeit jene stählende Badecur im Drachenblute calumniöser Artikel, die der Tourist durchgemacht, und jene heitere Callosität, die daraus hervorgeht; ferner eine bessere Sache und vor allem mehr Menschenkenntnis"; dann würde er wohl auch erkennen, dass der ganze hl. Krieg nur ein Trödel sei. Er schliesst mit einem „Vorschlag zur Güte": Die „beteiligten Herren" sollen sich ‚gegen die von keinem Verständigen geschützten Missbräuche' (in Tirol) wenden. Die Tiroler werden in „allen diesen Fragen den wohltuenden frischen Sinn freimütiger Männer lieber sprechen hören als die Pseudoascese kryptogamer Bonvivants[2]).

Ich habe diesen Artikel ausführlicher als irgend einen anderen ausgezogen, um Steub nicht zu verkürzen. Das Selbstlob macht sich im Volltexte noch viel unangenehmer bemerkbar; die „Complimente" von 1844 sind jedenfalls nicht an die Öffentlichkeit gelangt, was man da vernommen, hatte ein ganz anderes Aussehen; Beda's Flucht nach Kaltern war nur ein lustiger Aufsitzer, den man Steub bereitet hatte. Unter den „Urteilsfähigen im Lande" muss man natürlich Streiter verstehen, und die Tiroler, in deren Namen Steub spricht, sind eben derselbe. Im übrigen hält sich Steub hübsch im Allgemeinen, schiebt die eigentlichen Vorwürfe, die ihm, bezw. seinem Buche, gemacht wurden, als „Trödel" bei Seite. Das Schlimmste bleibt, dass er alle Artikel gegen ihn auf Beda's Rechnung setzt, ohne auf die Erklärungen der Redactionen und der eigentlichen Verfasser auch nur hinzuweisen; dabei aber doch nicht wagt, Beda mit Namen zu nennen, sondern ihn nur mit mehr oder

[1]) Es ist nicht klar, wer der sein soll: der junge oder alte Görres oder Beda oder wer.

[2]) Diese Bezeichnung passt jedenfalls auf Beda sehr wenig, da Steub selber Skr. 204 schreiben muss: „B. W. erkältet sich sehr oft und leidet fast immer an Magenbeschwerden". Er war Magenleider, und die Üppigkeit eines solchen ist bald ermessen.

weniger deutlichen Anspielungen zu bezeichnen, die er dann selbst wieder verwischt, indem er von den „transcendentalen Kindern von München“ spricht oder in einen ganz unbestimmten Plural übergeht. Die Schmähworte, welche Steub unbilligerweise erfahren, aber mehr von den Correspondenten als von B., werden ausgiebig vergolten: der „Schlachtelefant“, der „hysterische Anakreon“, das „Opferlammsgesicht“, die „cokette Schlachtbankphysiognomie“ u. s. w. Das konnte Beda ruhig vorbeifliegen lassen; empfindlicher war ein Hinweis auf die „Gloriole von der österr. Polizei verfolgt zu werden“, womit der Censurverweis wegen der Giovanna in boshafter Weise von dem Fortschrittsmann, dem sonst die Censur ein Gegenstand des Verdrusses war, polemisch ausgenützt wurde; ferner die verdächtelnden, wenn auch ganz dunklen Anspielungen auf Mathildis, die wohl das Fräulein v. Gartenberg sein sollte: Der Streiterklatsch war doch, so sehr sich Steub dagegen gewehrt hatte, nicht spurlos vorübergegangen. Semper aliquid haeret!

Das Ganze blieb wieder nur Eingeweihten verständlich, die sich denn auch wie Streiter und Lentner höchlich daran erlustigten, hätte aber eine rasche und hiebsichere Entgegnung sehr leicht gemacht. Trotzdem blieb sie aus. Die Regierungsgewalt, welche vom Anfang an den Streit unterdrücken wollte, der sich nun verschärft und sie selbst hineingezogen hatte, fiel der Verteidigung hindernd in den Arm. Das bestätigt ein Brief Streiters an Steub vom 19. VI. 47: „Sie könnten sich vielleicht wundern, dass man (über Steubs Artikel) so lautlos verharrte: es war ein ganz unfreiwilliges Silentium. Ein ausgezeichnetes Lob über die unbefleckte Sittlichkeit des Pater Professors lag schon in Form eines Attestes des Decans und Bürgermeisters von Meran dem hohen Präsidium unserer Landesstelle vor, erhielt aber nicht das Imprimatur, weil man des Zankes ein Ende haben wollte“. Beda arbeitete demnach eine Antwort grösseren Stils aus; allein die Regierung legte die Hand darauf. Er war jetzt in einer schlimmeren Lage als früher, wo er das behördliche Verbot durch eine eigene oder durch eine Redactionserklärung umgehen konnte, die kurz und klar bezeugte, dass er an der ganzen Polemik gar nicht be-

teiligt sei. Jetzt war er eben beteiligt; es half daher nur eine Widerlegung der unzutreffenden Anschuldigungen, die jedoch um so weniger gegen das Regierungsverbot gewagt werden durfte, als er gerade damals in Untersuchung wegen der Giovanna gezogen ward (S. 185). Auch die Redactionen befanden sich im Gedränge. Am 4. III. meldete die A. Z.: „Den Münchner hist. pol. Blättern ist in den österr. Staaten der Zutritt verboten. Diese Zeitschrift ist gewiss das geistreichste, kräftigste, selbständigste Organ der Interessen der ‚streitenden Kirche‘. Die Sache Österreichs aber hat es namentlich in der letzten polnischen Katastrophe auf eine Weise verteidigt, dass es zu einem förmlichen Bruch mit dem polenbeschützenden Ultramontanismus kam“; auch einige Urteile über die österr. Censur sollen beigetragen haben, das Verbot herbeizuführen. XIX, 377 f. berühren die h. p. Blätter diese Nachricht der A. Z. und spötteln über die „freundlichen Feinde und die feindlichen Freunde“, stellen aber das Verbot nicht in Abrede. Äusserste Zurückhaltung war um so mehr geboten, als die Lola Montez in Baiern das Regiment zum Umschlag gebracht hatte und man mehrere der katholischen Parteihäupter verfolgte. Bezeichnend hiefür ist der Brief Lentners an Steub vom 3. IV.: Er ärgert sich, dass die Tiroler die Lola eine † nennen, während doch jetzt die Baiern Aussicht hätten, vernünftig regiert zu werden; „die Bedrängnisse seiner teuren Chefs Moy (bei der P. Z.) Höfler, Phillips gehen Beda nahe, und er spricht von einer Fäulnis im bairischen Christentum“. Streiter freut sich (31. III) besonders über „Höflers Quiescierung“ und jubelt gleichfalls über „den Frühling, der in München sich nun zeigen müsse“. — Wie weit die Regierung auch nach der anderen Seite hin einen Druck ausübte, wird nicht ersichtlich. Tatsache ist, dass Lentner damals aus Tirol ausgewiesen wurde und dass er noch am 17. XI. Kolb bittet, „keinen Artikel mehr aufzunehmen, in dem er mit tirolischen Dingen zusammengebracht werde“. Nicht weniger auffallend ist ein mausiger Brief Streiters an Steub vom 27. VI.: „Ich bin jetzt sehr kleinlaut geworden“; er möchte nach Innsbruck reisen, wenn Steub auch dahin käme: „da könnten wir einander trösten“. Streiter überwirft sich

jetzt mit Lentner[1]), donnert gegen die Bozner Bürger wegen ihrer charakterlosen Haltung den Welschen gegenüber, ist neuerdings (S. 263) erbost auf Gilm, weil er die Lobeshymne auf den Brixner Bischof „an den Jesuitenrector als Beweis seiner Rechtgläubigkeit einsandte“ (30. IV.). Am 7. VII. meint er frischweg, man sollte sich hinter Rothschild stecken, um von den Pfaffen nicht erdrückt zu werden.

So wurde die Kriegsflamme, gerade als sie am höchsten aufloderte, gewaltsam erstickt. Nur gelegentlich, wo es dem Auge des Gesetzes nicht blossgestellt war, entgegnete man zurückweisend; so die Redaction der h. p. Bl. XIX, 255 f. unter der Spitzmarke „Zeitglossen“: die A. Z. hätte den „tirol. Klatsch“ abgelehnt, um so mehr müsse man sich wundern, dass sie dieser Einsicht selbst „auf die schamloseste Weise am 13. II. untreu“ geworden sei, wo der „Tourist eine Staubwolke des kolossalsten Klatsches und rohester Medisance ihren Lesern in die Augen jagt. Hat sich der Tourist in seinem Buche auf eine ergötzliche Weise zum öfteren über tirolische Kleinstädterei und Fraubaserei lustig gemacht, so hat er hier, von eitler Selbstüberschätzung düpiert, sein Vorbild bei weitem übertroffen und sich auf ein Gebiet verirrt, von dem sich die (h. p.) Blätter von jeher fern gehalten und das zu betreten sie sich unter keiner Bedingung herabwürdigen werden“. Auf den sachlichen Einwand, den Steub bezüglich der Zillertaler Inclinanten vorgebracht hatte, dass sie nämlich durch die deutschen Bundesacte geschützt gewesen wären, wird XX, 26 ff. erwidert: die Inclinanten hätten sich zu keiner der im Reiche vormals anerkannten Confessionen bekannt, daher hätte sich auch niemand bei ihrer Verteidigung auf diesen Rechtsgrund berufen; zudem sei in Tirol das im westphälischen Frieden anerkannte Recht, Sectierer auszuweisen, in Übung geblieben; ferner hätte man sie nicht ihres Glaubens, sondern ihrer Umtriebe wegen zum Abzug veranlasst. Der Landtagsführer Giovanelli habe den Grundgedanken nach Folgendes ausgeführt:

---

[1]) Erst am 17. III. 48 (an Steub) ist er mit ihm wieder auf „leidlichem Fusse“.

„Ich kann nicht verlangen, dass mein Nachbar in meinem Glauben mit mir übereinstimme; wohl aber, dass er mich nicht störe und beunruhige, wo ich im verfassungsmässigen Besitze dieses Rechtes bin, wenn ich meinen Glauben als Katholik durch Werke an den Tag lege. Dieses Verlangen ist gerecht und unterliegt durchaus nicht dem Vorwurf der Intoleranz. Wohl aber ist im eigentlichen Sinne intolerant und ein Verletzer meiner und der Rechte der Gesellschaft derjenige, der sich anmasst, mich in der Ausübung meiner Pflichten . . durch Wort und Tat zu stören, die meinigen zu verführen und durch Verhöhnung der Religion und Beschimpfung ihrer Diener zum Abfall zu verleiten". — Die P. Z. lehnte gelegentlich eines anderen Streites gegen die A. Z. eine weitere Polemik mit der Erklärung (am 23. III. 47) ab: „Eine Antwort wird niemand erwarten, der nicht gesonnen ist, die Zeitungspolemik zu einer ekeln Klatscherei herabwürdigen zu lassen."

Das war der „Sängerkrieg" in Tirol, der also einen ganz anderen Verlauf genommen, als Steub dargestellt hat. Vom Anfang bis zum Ende wurde er durch die Regierung beeinflusst, deren Litteraturweisheit schwerlich jemand zur Bewunderung hinreissen wird. Er trieb die Scheidung der Geister weiter (S. 212): Beda und Jäger wurden mehr rechts gedrängt, die Beziehungen zwischen beiden gestalteten sich wärmer: die Innsbrucker Freunde schlossen sich mehr und mehr ihnen an, so dass sie 1848 mitsammen giengen; Gilm suchte den Frieden nach beiden Seiten zu gewinnen. Für Bs. Entwicklung hatten diese Jahre noch eine andere Folge: sie brachten ihm eine neue Richtung und erweiterten sein Tätigkeitsgebiet: zu Dichtung, Wissenschaft und Schulwesen kam die Politik. Seinem energischen Wesen entsprechend erfasste er sie alsbald in ihrem ganzen Umfange. 1847 noch veröffentlichte er (zuerst P. Z. vom 31. VII., dann h. p. Bl. XX, 524 ff., vgl. Charb. 237 ff.) zwei Artikel über die damaligen politischen Verhältnisse Italiens. Mit weitem und scharfem Blicke misst er die Tiefgänge und Kraftgrösse der gegen Österreich gerichteten nationalen Einheitsbestrebungen auf der Halbinsel, denen nur eine schwache

Regierungsgewalt entgegenwirke. Die politische und poetische Litteratur Italiens kennt er gleich vorzüglich und weist nach, wie sie den Nationalismus weckte, stärkte und bereits den König von Sardinien als Vormacht der kommenden Einheit ankündige; richtet sich dann gegen die deutschen Zeitungen, welche die Bewegung nicht erkannten, warnt die leitenden Staatsmänner, welche nur zu häufig die Wechselwirkung zwischen Litteratur und Politik übersehen. Im zweiten Artikel („Malpaga") wendet er sich von der Litteratur und den gebildeten Ständen zu den unteren Volksschichten und entrollt Trauergemälde grenzenlosen Jammers. Der weissen „Herrschaftsrace" stehen die Fittabili und Coloni als die „braune" gegenüber in „verschrumpfter, frühzeitig abgelebter und durch bitteres Mühsal gedrückter Form, die jedes Herz um so tiefer ergreift, je schwellender die umgebende Natur ihre Keime ausstattet". Sie bilden keinen tüchtigen Volkskern, auf den eine Regierung sich stützen könnte. Er weist auf Mittel, wie diesem Elende abzuhelfen, und auf Männer, die bereits Versuche dazu machten. Leider haben seine Ausführungen nicht die Beachtung gefunden, die sie verdient hätten. Erst beim Ausbruch der Revolution und des Krieges wurde es nur allzueindringlich, dass sie mehr gewesen als „Übertreibungen einer Poetenphantasie". Sogar der alte Steub hat ihnen Beifall gezollt, und das will gewiss viel besagen! — Aufmerksam begleitet B. den folgenden Verlauf der Dinge im Süden, schildert in zwei späteren Aufsätzen die weiteren Bemühungen zur Gründung eines wirklichen Bauernstandes, zur Errichtung von Wohlfahrtsanstalten für die unteren Classen, vergisst nicht, auf das Wachstum der heimlichen Umtriebe gegen Österreich hinzuweisen, und beleuchtet die Stellung der italienischen Bischöfe zum Volke in Stadt und Land (Charb. 292 ff.). Doch hiemit haben wir schon die Zeitgrenze dieser Periode überschritten und sind in das ereignisreiche Jahr 1848 eingetreten, wo er nicht nur über Politik schrieb, sondern berufen wurde, selber solche zu machen. Bevor wir darauf eingehen, müssen wir noch Umschau halten, was B. in den verflossenen Jahren ausserhalb des Sängerkrieges gewirkt hat. Dessen war nicht wenig.

IX. Tätigkeit ausser dem Sängerkrieg 1843—48.

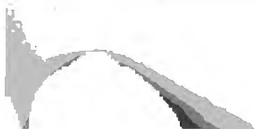
Es ist eine Freude zu beobachten, wie kräftig Johann Schumacher, der Besitzer der Wagnerschen Verlagshandlung, in den Vierzigerjahren ausgriff. Dem Tiroler Boten vermehrte er Umfang und Mitarbeiterzahl, so dass er trotz der Wettunternehmungen, die später gegründet wurden, noch jahrzehntelang das Hauptblatt Tirols blieb. Hier setzte Beda seine kleineren Artikel über tirolische Geschichte, Litteratur und Altertumskunde in der früheren Weise fort und schrieb eine Reihe von Recensionen über die verschiedensten Tirolensien. Auch den „Nationalkalender", der sich viele Jahre auf das „Wirtschaftliche" beschränkt hatte, vergrösserte Schumacher 1846 und gab ihm eine eigene litterarische Abteilung unter dem Titel: „vaterländischer Sammler", zu dem tirolische und aussertirolische Schriftsteller beisteuerten. B. lieferte besonders Volkssagen: Das nächtliche Kegelspiel, Die Nörglhöhle, Der Gemsenbraten, Katzentanz u. dgl. (einzelnes davon wurde auch in der Prager Zeitschrift „Ost und West", an der B. mitarbeitete, abgedruckt); ausserdem einen Lebensabriss über Joseph Ennemoser aus Passeier, der Schreiber bei A. Hofer, dann Leutnant der Passeirer Landstürmer war und auf dem Iselberge verwundet wurde, nach Berlin gieng, 1813 unter die Lützowsche Freischar trat, an der Seite Körners kämpfte, Offizierstelle und das Ritterkreuz errang; im folgenden Frieden nahm er den Doctorhut, bereiste England und Holland, erhielt eine medic. Professur an der Universität Bonn, wo er bis 1837 lehrte, um dann als Arzt in Innsbruck und München zu wirken; er schrieb verschiedene medicinisch-psychologische Werke. 1843 gründete Schumacher die Wochenschrift „Katholische Blätter aus Tirol", zuerst von Prof. Ingenuin Weber, seit 1847 vom Stadtcooperator Barth. Kometer, zuletzt von Ludw. Rapp bis 1871 geleitet. Sie brachten neben den „religiösen Wissenschaften" Abhandlungen über Armen- und Schulwesen, über Kunst, Politik, Litteratur und Geschichte (diese hauptsächlich aus der Feder Albert Jägers), gewährten auch Gedichten mehr und mehr Raum.

Beda's hatte man sich von vornherein versichert und ihm die Ehre zugeteilt, die Zeitschr. zu eröffnen. Er spendete „Bemerkungen über M. Feichter“ (überarbeitet in den Charb. 121 ff., vgl. oben S. 74). Die äussere Erscheinung und das innere Wesen, den Menschen und Priester, den Regens und Beichtvater, die Güte und Strenge dieses Mannes hat er mit tieffassendem psychologischen Verständnis gewürdigt. Im Jahrgang 1846 schilderte er übersichtlich den Lebenslauf des Passeirers Joh. Jakob Pöll (gest. 1838), der Geistlicher, dann Lehrer und Director der Stadtschule zu Bozen wurde, sich mit Taubstummenunterricht beschäftigte, eine Arbeitsschule für Mädchen gründete und Schriften über Obstzucht veröffentlichte. — 1846 gründete Schumacher ein neues Wochenblatt: „Tiroler Schützenzeitung“, anfänglich von Gottlieb Zöttl, dann von David Schönherr besorgt (seit 1853—72 als „Volks- und Schützenzeitung“, dreimal wöchentlich); sie lenkte wieder in die Richtung der Alpenblumen ein, indem sie die tirolischen Schriftsteller aller Schattierungen auf dem neutralen Boden des Schützenwesens, das damals neuen Aufschwung gewann, zu vereinigen suchte, was ihr auch vielfach gelang: wir finden Gedichte von Gilm, G. Putz, Pfeiffer, Gschwari, Messmer; A. Flir veröffentlichte hier als Casimir Angedairer seine Schützennovellen („Schützenweiber“ und „Glücksschuss“), A. Pichler das „Nest des Tiroler Adlers“, die ersten Bruchstücke seines „Welschtirolischen Krieges“ und seiner „Octobertage“; Streiter und Schuler kamen nicht zum Schuss; von Beda wurde eine Abhandlung: „Volk und Volkswesen im Passeirertal“ abgedruckt mit dem lobenden Zusatz der Leitung: Aus des Verfassers „vortrefflichem, jedoch noch nicht ediertem Werke über Passeier“. Damit sind wir zu Bs. grösseren Arbeiten in dieser Periode hinübergeleitet.

Zunächst plante er eine „Geschichte Tirols für Schule und Volk“; noch am 22. VI. 46 (an Schumacher) freute er sich dieses Stoffes. Zugleich stellte er einen Band kleinerer Aufsätze über „tirolische Gegenstände“ zusammen (an Schumacher 25. II. 45), der bei Rauch in Innsbruck gedruckt werden sollte. Am 13. XII. sandte das Bücherrevisionsamt in Innsbruck denselben an die

Polizeihofstelle nach Wien, und seitdem ist Plan und Sammlung spurlos verschwunden; wahrscheinlich gieng auch die Geschichte Tirols denselben Weg des Verderbens. Mehr Glück hatten die Werke, in denen er die mit dem „Lande Tirol" begonnene Tätigkeit fortsetzte, zwar räumlich begrenzt, aber inhaltlich vertieft. Zuvörderst behandelte er das Burggrafenamt. Am 20. X. 44 dankt er der Baronin Fanny Dipauli in Kaltern für eine freundliche Einladung; er werde diese Woche noch zu „so lieben Freunden" kommen, denn „alle folgenden sind teils mit Predigten, teils mit officiösen Gängen wegen meines Handbuches für die Meraner Gegend im Gedränge". Bereits 1845 erschien das Buch: „**Meran** und seine Umgebung oder das Burggrafenamt von Tirol für Einheimische und Fremde". Von Beda Weber. Wagner (340 S. Kleindruck), welches die Strecke von der Schnalserbrücke bis Terlan mit dem Ultner- und Passeirertal behandelt. Man sieht überall, wie der Verfasser das ganze Gebiet selbst vielfach durchwandert hat und mit Land und Leuten innig vertraut ist. Dazu beutet er die geschichtliche Litteratur seiner Vorgänger aus, ergänzt und erweitert sie durch eifrige Archivstudien über die Geschichte dieses tirolischen Landesteiles im allgemeinen und über die einzelnen Adelsgeschlechter im besonderen, wozu in erster Linie die Familienarchive reiche Aufschlüsse lieferten. Nicht nur die Geschichte aller Burgen, die sich hier zahlreicher finden als sonstwo in Tirol, sondern auch solche verschiedener bäuerlicher Gehöfte wird mitgeteilt, desgleichen werden die alten Rechtsverhältnisse in Stadt und Land besprochen. Die historische Methode freilich hat nichts gewonnen. Beda steht auch jetzt noch auf dem Standpunkt Hormayrs und anderer „romantischer Historiker"; die kritische Forschungsweise, welche Albert Jäger seitdem in zwei grösseren Werken und in mehreren kleineren Abhandlungen bewährt hatte, ist auf ihn ohne Einfluss geblieben; besonders unangenehm fällt das gläubige Ausschreiben panegyrischer Familienchroniken auf. Mit der Etymologie von Orts- und Geschlechtsnamen hat er seine liebe Not; die sprachlichen Ausführungen gehen merkwürdig in die Irre: die Burggräfler z. B. sieht er für „allemannisch-fränkisch" an! Für Kunst und

Altertümer dagegen hat er nicht nur stets ein offenes Auge, sondern meist auch ein richtiges Urteil. Grossen Fortschritt zeigt die Darstellung: sie ist ruhig, abgeklärt, straffer und hat gleichwohl nichts von der früheren Lebendigkeit und Bilderfülle verloren. Um Wechsel in die Beschreibung zu bringen, erzählt er Sagen, geschichtliche Begebenheiten, Legenden von Ortsheiligen, streut Lebensbilder merkwürdiger Persönlichkeiten ein, die früher oder später hier gelebt und gewirkt haben; setzt gelegentlich einem Freunde ein kleines Denkmal (so Pius Zingerle und Joseph Thaler) oder findet Anerkennungsworte für mitstrebende Gelehrte wie Joseph Ladurner und Albert Jäger, sogar auf das baldige Erscheinen von Steubs „Drei Sommern“ wird S. 338 freundlich hingewiesen. Am bezeichnendsten aber für B. ist wieder das Bestreben, von den einzelnen Gegenden künstlerische Bilder zu entwerfen, deren Farben zu malen und Stimmungsgehalt zu erfassen, dabei aber die practischen Bedürfnisse nicht aus dem Auge zu verlieren. Belege bietet beinahe jedes Blatt. Ich setze den ersten Absatz von S. 195 her. Er hatte vorher vom Dorfe Rabland gesprochen, das „schwül im Anhauche der Etschmoose“ daliegt; „von Rabland aufwärts gewinnt das Tal ein merklich verändertes Gepräge. Der Sonnenberg wird einförmig und steil, und wo das Wasser fehlt, kahl und unfruchtbar. Die bebauten Stellen schimmern wie grüne Inseln aus dem öden Matt der Felsengründe und sprechen mit ihrem saftigen Leben um so freundlicher an, je näher sie den verdorrten Abhängen stehen. Dass keine Versuche gemacht worden sind, diese Talseite auf die eine oder die andere Art zu besamen und wenigstens mit Buschwerk zu bedecken, fällt sonderbar auf. Auf den meisten dieser Anhöhen gehen Schafe und Ziegen auf die karge Weide und veröden vollends, was noch keimen und grünen möchte aus den Felsenritzen. Dagegen ist die Schattenseite des Tales in das innigste Grün von Feld und Wald gekleidet und bis auf die höchsten Alpenhänge angebaut. Ihre dunkleren Tinten, die ganz eigene Trunkenheit der Färbung im Strahl der Früh- und Spätsonne wirken besänftigend auf die grelle Beleuchtung der gegenüberliegenden Gebirge. Die Sohle des Tales dazwischen



sumpft grösstenteils, ein mattes Graugrün hebt sich von den Erlenauen ab, und die Etsch schlüpft lose und zerflossen durch die Ebene". Selbst Bergspitzen sucht er jetzt mit künstlerischem Sinn durch ein schönes Bild oder einen kühnen Vergleich zu veranschaulichen. So lenkt er z. B. S. 138 unseren Blick von Schönna, das sich „auf einer Hügelecke, wo die frischen Passeirerlüfte den lauen Südwinden begegnen", ausbreitet, langsam hinauf zum Ifinger: „Der Sockel des Bergstockes einwärts ist mit Buschwerk aller Art, besonders mit Weissbirken besäet, gegen Meran mit Reben auf steilanstrebenden Hügeln. Die sanfteren Anstiege der Mittelregion, von unzähligen Talungen durchschnitten, liefern Getreide und Futterkräuter. Darüber an abschüssigen Halden dunkeln Nadelholzwaldungen. Und aus den zusammenfliessenden Linien der Alpenlandschaft schiesst der Ifinger in starren, kahlen Formen empor wie der versteinerte Sprudel vulkanischer Gewässer". — Der geologische Bau der Gegend, die Gesteinsarten der Berge und die Zusammensetzung der Bodenerde werden erörtert. Auch der Hochtouristik widmet er jetzt, wo Schriften wie die von J. Kürsinger und Dr. Spitaler über die erste Ersteigung des Grossvenedigers (Wagner 1843) sich mehren, grössere Beachtung: auf lohnende Bergspitzen wird mit Nachdruck hingewiesen, Entfernungen, Wegverhältnisse und Rundsichten, die sie gewähren, genauer angegeben, sowie er unten im Tale, besonders in Meran, nie die Aufmerksamkeit für die Fremden vergisst, ihnen die klimatischen Verhältnisse schildert, die besten Gasthäuser, Privatwohnungen und Spaziergänge nachweist. Sogar auf das medicinische Gebiet streift er hinüber, indem er das Wichtigste über Wasser-, Obst-, Trauben-, Milch- und Molkencur mitteilt. Mit besonderer Vorliebe spricht er allerwegen von den Sitten, Gebräuchen und Eigenheiten des Volkes, wie sie altes Herkommen oder die Bodenverhältnisse erzeugten, freut sich der Vorzüge und tadelt die Fehler desselben unbefangen und ohne Neigung, sich einen Volksgötzen zu bilden. Wo er bei den Grenzgebieten auf welsches und deutsches Wesen zu sprechen kommt, klingt die Liebe zu seiner Nation durch. Das ganze Werk ist so fesselnd geschrieben, dass man es gern in einem

Zuge vom Anfang bis zum Ende durchfliegt; es bildet hierin einen glänzenden Gegensatz zur unsäglichen Trockenheit heutiger Erzeugnisse solcher Art.

Gegenüber älteren Reisehandbüchern hat sich B. sehr unabhängig gehalten. Als Schumacher ihm die „Copierung“ solcher empfahl, lehnte er es am 25. II. 45 entschieden ab. So wurde das meiste sein Eigentum, denn auch Staffler hatte von seiner Statistik den betreffenden Teil noch nicht ausgegeben und konnte sich dabei Beda zu Nutze machen. Der Druck des Werkes war äusserst beschleunigt worden. Am 26. III. 45 verlangte B. vom Verleger den „schnellen Druck um unserer Stadt willen, die mich zu dem Buche so sehr getrieben hat“. Dieser eilte um so mehr, als er die Schrift bis zur Ankunft des Erzherzogs Johann zu Meran in die Öffentlichkeit bringen wollte. Die Stadt Meran wünschte überdies die Widmung an des allverehrten Erzherzogs Sohn, den Grafen von Meran. Hiebei leistete B. zunächst Widerstand: „Ich bin allen derlei Widmungen abhold; um mir die Forderung vom Halse zu schaffen, wies ich sie an den Erzherzog, von dem ich erwarte, er gibt dazu keine Erlaubnis“ (an Schum. 10. V.). Allein Anfang Juli meldet er „die Dedicationsannahme des Erzherzogs, welche mir der Bürgermeister (Haller) mit unbeschreiblicher Emphase zugesendet“. So erhielt das Buch, das schon in 1200 Exemplaren gedruckt war, die Widmung: „Dem hochgebornen Herrn Herrn Franz Grafen von Meran, Freiherrn von Brandhofen, weihet diese Schrift im Namen der Stadt Meran der Verfasser Beda Weber, Professor“. Dem Erzherzog wurde ein Ehrenexemplar überreicht, der dem Verfasser dafür die Ordnung des Archivs auf seinem Schlosse Schönna anvertraute.

„Meran“ war kaum in den Händen der Leser, als B. sich an die Vollendung eines ähnlichen Werkes machte, zu dem sich das Material seit seinem Passeirer Aufenthalte allmählich aufgehäuft hatte. Am 2. X. 45 schreibt er an Schumacher: „Mit Passeier komme ich im Laufe dieses Monats zu Ende, was mich sehr freut, da ich den mir lieb gewordenen Stoff schon so lange in Händen gehabt. Ich bin so ganz gesund, dass ich viel arbeiten kann und finde darin meine einzige Er-

holung“. Anfangs April 1847 kam das Manuscript von der Censurbehörde aus Wien zurück: „Die Änderungen sind unbedeutend, und man war damit in Wien sehr zufrieden nach einem Briefe, den ich dieser Tage erhielt. Nun übernehmen Sie den Verlag und bieten mir in Bausch und Bogen pro semel et semper eines der stattlichsten Honorare, die je in grossmütigen Stunden aus einem Herzen gekommen“ (an Schum. 17. IV.). Am 5. V. übernimmt Schum. den Verlag, wünscht aber, „das Topographische möge um die Hälfte gekürzt werden, da eigentlich nur der geschichtliche Teil das Publicum lockt, das als Hauptsache das Leben Hofers, von einem Tiroler verfasst, sucht und kauft, den anderen Teil als kostenerhöhende Beigabe betrachtet“; wegen Überfüllung könne er den Druck nicht beginnen. Er verzögerte sich bis 1850, so dass das Buch erst 1851 erschien mit dem Titel: „**Das Tal Passeier** und seine Bewohner mit besonderer Rücksicht auf Andreas Hofer und das Jahr 1809“. Von Beda Weber 1852 (531 S.).

Im wesentlichen gearbeitet wie Meran, zeigt es den kleineren Stoff stark in die Breite gezogen, die meteorologischen Verhältnisse, die Erwerbsarten, das Jagdwesen und vieles andere ins kleine und einzelne geschildert, wodurch der Eindruck der Stofffülle und knappen Darstellung merkliche Einbusse erleidet. Bei den historischen und etymologischen Ausführungen kommen die alten Schwächen zum Vorschein; gleichwohl darf man es als einen Fortschritt wenigstens in der Gesammtauffassung bezeichnen, wenn B. die alten Ortsnamen aus dem Romanischen und Germanischen zu erklären sucht, während Steub damals noch das Etruskische als etymologisches Allheilmittel verwendete. Ein anderer Vorzug ist, dass B. auch das Psychische des Passeirervolkes eingehend studiert hat. Ein grosser Teil des Buches war früher während des Passeirer Aufenthaltes entstanden; daher treten hier wieder gesuchte Vergleiche, überstiegene Ausdrücke und sachliche Übertreibungen wie in seinen ersten Schriften zu Tage. Aus den grossen Zeitabständen der Entstehung erklären sich auch Wiederholungen und selbst vereinzelte Widersprüche. Jugendlich auch ist die Neigung, bei Lebensabrissen berühmter Passeirer alles Mögliche

aus dem Passeirercharakter abzuleiten. Dagegen fällt beim Biographen der Giovanna auf, wie er jetzt nüchtern über mystische Ausflüge der Passeirerinnen urteilt (S. 215). Ganz neu ist das Capitel mit Sagen und Märchen aus Passeier. Früher hatte B. nur gelegentlich einzelne Sagen eingestreut; das tut er auch jetzt noch, darüber hinaus aber legt er eine zusammenhängende Sammlung ein; wahrscheinlich wurde er durch Vonbuns Ausgabe der Sagen Vorarlbergs, welche Ende 1846 in Umlauf kam und Beifall fand, neuerdings auf den Wert dieser Erzeugnisse der Volksphantasie hingewiesen. Ein weiterer Schritt in derselben Richtung führte ihn zur Sammlung von Volksliedern: unter der Überschrift „Stichreime“ teilt er mehr als ein halbes Hundert Schnaderhüpfeln, zum Teil sehr schöne mit, reiht daran grössere humoristische, satirische und Landsturmlieder von 1797 und 1809. Die vielen Druckfehler bitten hier wie in Bs. Schriften überhaupt um milde Beurteilung, da er seine Correcturen stets in grösster Eile, oft auf Fussreisen oder im Postwagen besorgte.

Das letzte Drittel des Buches bringt die Geschichte Andreas Hofers und des Krieges von 1809, der dem Tale die europäische Berühmtheit verliehen hat und sich daher gut in das Werk einfügte. Mag auch vieles, schon durch den verhältnismässig kleinen Raum beengt, nur skizzenhaft hingeworfen sein und mancher Irrtum durch die Raschheit der Arbeit und das mangelhafte Material[1]), das er besonders aus mündlichen Quellen schöpfte, die ihm noch reichlicher flossen als Späteren, sich eingeschlichen haben, so muss man seine Arbeit doch als die beste aller bezeichnen, die bis dahin erschienen waren; man vergleiche damit etwa Anton Peternaders „Tiroler Landesverteidigung“ (Innsbr. 1850), ein trostloses Conglomerat aus Tagebüchern, Lebensskizzen, Geschichten und Gedichten, oder Joh. Georg Mayrs „Mann von Rinn und die Kriegsereignisse von

[1]) Rapps später veröffentlichtes Werk kannte und benützte er wie Staffler u. a. im Mscpt., ohne es zu erwähnen, da er nach seiner Art auch die übrigen Quellen und Vorarbeiten nicht anführte, was ihm Rapp übel genommen hat.

1809“ (Innsbr. 1851), eine Glorification dieses bäuerlichen Helden aus historischen und leider auch aus poetischen Quellen, denen er falsche Beleuchtung entnimmt. Beda's „grandiose Darstellung“ haben auch die Nachfolger, wie sehr sie sonst eingehender und sorgfältiger geforscht, nicht erreicht. Mit grosser Unbefangenheit urteilt er ebenso über die Fehler wie über die Vorzüge jener derben Volkskräfte in Tirol, tadelt ohne Rückhalt das Übermass Haspingers und das Treiben vieler Geistlichen, welche unter Hofer sich jeder verständigen Reform abhold erwiesen. Auch den Baiern und Franzosen widerfährt mehr Gerechtigkeit als sonst gewöhnlich geschah, nur gegen die wenig verlässlichen Welschtiroler kann er eine Abneigung nicht völlig unterdrücken. Der angebliche Verräter Hofers, Donay, wird entlastet, Speckbacher kommt etwas zu kurz, dafür wird Straub bedeutungsvoll in den Vordergrund gestellt. B. besitzt offenen Sinn für das Naive und Unmittelbarvolkstümliche der ganzen Bewegung. Hofers Charakter ist richtig gezeichnet und erscheint nicht mehr als der bornierte und eigensinnige Held, wie ihn Immermann in seinem Trauerspiel aufgefasst, oder als der schwachsinnige Halbstädter, wie ihn Auerbach im Andre Hofer dargestellt hat. Den Schwindeleien in den Schriften des einst bewunderten Hormayrs, der nun „eine den Tirolern ganz widerwärtige Lügenfabrik begründet hatte“, tritt er kräftig entgegen, und hierin liegt für jene Zeit gleichfalls ein grosses Verdienst dieses Werkes, das bei der Kritik günstige Aufnahme fand; sogar seine Feindin, die Allg. Zeitg., rühmte das viele Neue, welches mit Umsicht und Tact geordnet sei und die Hauptgedanken klar hervortreten lasse, ferner das psychologische Verständnis, mit dem Hofers Haltung von der Schilderhebung bis zum Tode aus seiner inneren Wesenheit hergeleitet werde, und verhiess dem Verfasser, dass jeder kommende Hoferforscher sein Werk benützen müsse. Es fand viele Leser und gehörte bald zu den vergriffenen Büchern, trotzdem von Andreas Hofer noch 1852 eine neue verbesserte Ausgabe veranstaltet wurde: „**Andreas Hofer** und das Jahr 1809. Mit besonderer Rücksicht auf Passeiers Teilnahme am Kampfe“. Von Beda Weber.

So hatte B. das ganze Land Tirol im allgemeinen, zwei der wichtigsten Städte, Innsbruck und Meran, dazu das geschichtlich berühmte Passeier im besonderen monographiert; es fehlte ihm noch die zweitgrösste Stadt Deutschtirols, das alte handelsreiche Bozen, das er gleichfalls aus „eigener Schau“ gar wohl kannte. Das griff er noch 1845 auf, und im Sommer 1846 wanderte das fertige Manuscript bereits in die Censur, wo es wie gewöhnlich längeren Aufenthalt nahm. Am 8. Februar 1847 schrieb B. das Vorwort, während des folgenden Jahres wurde es gedruckt und ausgegeben unter dem Titel: „**Die Stadt Bozen** und ihre Umgebungen. Von Beda Weber. Mit einer Ansicht und Karte von der Umgebung von Bozen“. Bozen 1849. Druck und Verlag der Jos. Eberle'schen Buchhandlung (G. Ferrari). VIII und 484 S. „Seiner kaiserlichen Hoheit, dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Rainer“ gewidmet, der damals in Bozen Wohnsitz genommen hatte und „Zeuge der treuen Volksgesinnung an der Etsch“ war, wie es in der Widmungsrede heisst.

Bisher war B. immer vorangeschritten, diesmal konnte er eine reiche Vorarbeit benützen: der Bozner Teil von Stafflers Topographie hatte endlich die Presse verlassen. Allein was B. herübernahm, ist nicht viel; denn er wollte lieber noch „unangebaute Seiten dem reichen Stoffe abgewinnen, als sich einer Reproduction schuldig machen: so können die mannigfaltigsten Kräfte im verhältnismässig kleinen Raum tätig sein, ohne sich zu beirren, und die zerstreuten Studien werden sich mit Glück im Mittelpunkte gründlicher Landeskunde zusammenfinden“ (Vorwort). Diesmal erfreute sich B. auch zweier Mithelfer, des Herrn Beamten Neeb und des Freih. Ferd. v. Giovanelli; daher finden sich jetzt weniger, wenn auch noch immer zu viel Druckfehler und neben dem Inhaltsverzeichnis ein gutes Ortsregister. Die Grenzen von Bozen und Umgebung hat sich B. sehr weit gesteckt: hinauf einerseits bis Terlan, andererseits bis Kastelruth, hinein bis zum Ende des Sarntales, hinüber über den Nonsberg bis Cles, hinunter bis Margreid und ins Fleimstal. Im übrigen besitzt das Buch dieselben Vorzüge und Mängel wie seine früheren dieser Art. Da er neben Staffler möglichst

Neues bringen wollte, gab er dem Geschichtlichen noch grösseren Umfang als in „Meran", behandelte Gerichts-, Markt- und Handwerkerwesen der alten Zeit ausführlicher, spann die Darstellung der Bauernkriege weit, wohl allzuweit aus und vermehrte die Volkskunde mit einem neuen Capitel über „südtirolische Landstreicherei". Auch diesmal fasste er die Volkspoesie ins Auge, jedoch nicht das Volkslied, von dem er auf diesem Gebiete wahrscheinlich wenig oder nichts vernommen, sondern das Volksdrama, dessen Herkunft er zu hoch hinaufdatierte (ein gewöhnlicher Fehler der älteren Historiker), das er aber sonst verständig beurteilte: offenbar hatten die beiden Bücher Mone's über das altd. Drama, deren eines er ausdrücklich erwähnt, seine Aufmerksamkeit dafür geweckt. Von B. wird hier auch zuerst das Verlangen nach einer Sammlung der alten Dramentexte in Tirol ausgesprochen. Bald nachher fand Albert Jäger im Sterzinger Stadtarchiv den Grundstock eines grossen Dramenlagers und bestimmte den Bedeutendsten der damaligen litterarischen Jungmannschaft Tirols, den ersten Schritt zur Erfüllung der Beda'schen Forderung zu tun. Am 11. VIII. 49 schreibt er an den Staatsarchivar Chmel in Wien: Ein junger Freund, Rudolf Kink, bearbeite den Codex Wangianus; „ebenso habe ich einen zweiten talentvollen jungen Mann, Adolf Pichler, der im abgelaufenen Schuljahre im ersten Lycealcurse die Kanzel der Naturgeschichte supplierte, als Hauptmann im Jahre 1848 die Tiroler Studentencompagnie aus Wien an die welsche Grenze führte, seinen Feldzug selbst beschrieb, insbesondere aber seit Jahren sich mit mittelalterlicher deutscher Litteratur abgab, ermuntert, die von mir im Sterzinger Archiv aufgefundenen ma. deutschen kirchlichen Schauspiele wissenschaftlich zu verarbeiten. Pichler hat sich nach München begeben, um dort seine Studien darüber zu machen. Er wäre Willens, seine Arbeit der Akademie der Wissenschaften seiner Zeit vorzulegen. Sie würden mich unendlich verbinden, wenn Sie mir einen Wink geben wollten, ob Pichler den Schritt wagen darf". Unter Jägers Fittichen also betrat Pichler das Gebiet der Wissenschaft, und es ist begreiflich, dass er in seinem wissenschaftlichen Erstling „Das Drama des Mittelalters"

mit dem „hochverehrten Professor Albert Jäger“ beginnt; der erste Anreger aber war wieder B. gewesen.

„Bozen“ schloss Bs. landschaftliche Monographien Tirols ab, die er unverdrossen durch ein Jahrzehnt fortgesetzt hatte. Für die Bekanntmachung Tirols und seiner Bevölkerung leistete er damit mehr als irgend ein anderer vor ihm. Alle Nachfolgenden stehen mehr oder weniger auf seinen Schultern. Es erklärt sich aus seinem Wohnsitz, dass er vom Etschtal, zumal von Meran und Umgebung, am kundigsten und am wärmsten spricht. Wandelt man heute durch die Winterpromenade der Meraner Kuranlagen, erblickt man eine marmorne Gedenktafel, welche mit goldenen Buchstaben die Namen jener Männer der Nachwelt überliefert, die sich besonders auf schriftstellerischem Wege für dieses Eldorado des Etschtales verdient gemacht haben. Mit Staunen vermisst man Beda Weber, der ganz oben an erster Stelle neben seinem Freunde Haller stehen müsste. Doch heisst hier das Laster vermutlich nicht Undank, sondern nur Unwissenheit aus Vergesslichkeit. Fiat justitia!

Zwischen diesen Monographien hatte Beda auch seine ältesten, 1835 zurückgelegten (S. 154) Arbeiten: die Ausgabe der Gedichte Oswalds v. Wolkenstein sowie die Geschichte Oswalds und und Friedrichs, hervorgesucht und vollendet. Die Nachricht von einer neuen Oswaldhandschrift im Besitze eines Grafen v. Wolkenstein, der damals in München weilte, brachte ihm den alten Stoff wieder näher. Sein Bemühen, die Hs. zu erlangen, blieb lange vergeblich; erst Steubs Vermittlung hatte Erfolg (mehrere Briefe Bs. und Steubs von 1844 beziehen sich darauf; vgl. auch S. 224). B. gieng an die Vergleichung derselben, während der Sängerstreit entbrannte und das Zerwürfnis mit Steub, dann auch mit Lentner herbeiführte. Da verfiel dieser auf einen merkwürdigen „Trick“ gegen B. Er suchte den litterarischen Verein in Stuttgart zur Herausgabe der Oswaldgedichte zu bewegen, trotzdem er von Bs. Arbeit genaue Kenntnis hatte: Franz Pfeiffer sollte den Text herstellen, während er sich um den geschichtlich-biographischen Teil bewarb. Steub, dem er sein Vorhaben mitteilte, gab am 9. III. 45 den Segen dazu: „Was Du über Deine Wolkensteiner Absichten sagst, behagt

mir höchlich"; äussert jedoch einiges Misstrauen über das Quellenstudium seines Freundes: „Gib nur Acht, dass Du die Quellen recht fleissig handhabst, damit Deine Revision Beda'scher Ansichten in keinem Stücke einer Superrevision bedürftig sei". Lentner verspricht alles Gute und will überdies noch „Konrad Vintlers didaktisches Buch" in Angriff nehmen (15. III. und 10. IX. 45). Vor B. wurde der Anschlag geheim gehalten. Der war jedoch unterdessen mit der ganzen Ausgabe fertig geworden und schloss mit Schumacher den Vertrag, der 1000 Exemplare abziehen liess und dafür dem Herausgeber 200 fl. zahlte. Am 5. VII. 45 sandte B. das Wörterbuch. Während des Druckes erfuhr Schumacher vom Stuttgarterunternehmen und zugleich, dass B. nur eine „kastigierte Ausgabe" gemacht habe. B. beruhigte ihn: auch er habe vernommen, wie Lentner und Streiter den litt. Verein zu einer Ausgabe zu bewegen suchten; aber es sei nichts zu fürchten. Seine Ausgabe sei vollständig und das gegenteilige Gerede nur von den Concurrenten in Umlauf gesetzt worden; er habe den ganzen Handel an Wolfg. Menzel geschrieben mit der Bitte, ihn dem litt. Ver. mitzuteilen, ausserdem einen Münchener Professor (wohl Phillips oder Döllinger) ersucht, den Stand seines Werkes in einem öffentlichen Blatte bekannt zu geben. In der Tat erschien am 21. I. 46 in der A. Postz. die Ankündigung, dass Oswalds Gedichte bereits zur Ostermesse ds. Js. erscheinen werden; die österr. Regierung habe die Druckerlaubnis ohne Abstriche erteilt: „Dies zur Würdigung irriger Gerüchte, welche zu behaupten wagten, in Österreich sei nur eine castigierte Ausgabe dieser Minnelieder möglich. Die gelehrte Welt wird nächstens selbst im Stande sein, sich vom gänzlichen Ungrund dieser uneigennützigen Ausstreuung zu überzeugen". Der heimliche Anschlag war damit vernichtet und hinterliess nur einen ärgervollen Brief Lentners an Steub vom 26. I. 46: „Schumacher hat ihm (Beda) das Vorhaben des Vereins gestochen; sicherlich hat der Gouverneur (Brandis), dem ich mein Beglaubigungsschreiben einschickte, den Buchkrämer davon benachrichtigt. Selbiger Pascha von einem Eselsschweif hat sich übrigens noch nicht herbeigelassen, mir Antwort zu geben, wie dies unter

Menschen von einiger Lebensart der Brauch ist. Der Verein ließ dem B. seine Freude und dachte daran, andere Tirolensien zu bringen. So ist er denn wieder einmal mittelst des Schwungbrettes seiner Einsicht über die zugemutheten Bedenken in Betreff der oswaldischen Zoten hinweggeschnellt". So schrieb derselbe Lentner, der sich in wenig wählerischer Weise um die Herausgabe bemühte, somit selber ohne „zugemuthete Bedenken" zum „Schwungbrett" griff. Der Brief ist auch deswegen bezeichnend, weil er recht augenfällig macht, wie man aus allem Vorwürfe für B. schmiedete: erst verfolgte man ihn mit Tadel, weil er die Ausgabe „kastrierte", dann wieder, weil er sie unbeschnitten liefere.

Der Druck zog sich durch das ganze Jahr 1846 hin. Einmal brachte der Verleger den Vorschlag, alle Lesarten, die am Schlusse zu setzen waren, wegzulassen, um dadurch das Buch zu kürzen und zu verbilligen; derselben Rücksicht sollten auch die Citate im Wörterbuch geopfert werden; das Leben Oswalds in der Einleitung wünschte er mehr „feuilletonistisch". Durch solche Änderungen wäre der wissenschaftliche Gebrauch der Ausgabe gewiss eingeschränkt worden, was auch Schumacher auf die Vorstellung B.s nachgiebig einsah, wie denn die beiden überhaupt nicht nur geschäftliche, sondern freundschaftliche Beziehungen pflegten. Die Osterferien während des Sommers benützte B. wieder zu seiner Ferienreise, die ihn diesmal durch Steiermark nach Triest und Venedig führte, wo seine Schwester verheiratet war. Anfang 1847 erschienen „**Die Gedichte Oswalds von Wolkenstein.** Mit Einleitung, Wörterbuch und Varianten herausgegeben von Beda Weber". Innsbruck, **Wagner.** 544 S. Mit einer Musikbeilage. An Menzel in Stuttgart, Jakob Grimm in Berlin, Schmeller in München und Chmel in Wien liess B. sofort Freiexemplare senden.

Bei diesem Werke standen B. die Ausgaben v. d. Hagens und Primissers Abdruck der Gedichte Suchenwirts vor Augen[1]:

[1] Auch bei der Preisbestimmung wollte [illegible]

Lachmanns Nibelungen und Parzival hatte er wohl gelesen, zog sie gelegentlich auch an, ohne jedoch von dessen Ausgabentechnik etwas zu gewinnen, woran Lachmanns verhüllende Art vielleicht mehr Schuld trug als Bs. Lernbegierde. Mit Hagen und besonders Primisser verglichen, steigt seine Arbeit. In der Einleitung hat er Oswalds Leben mit vertrauensvoller Ausbeute der Gedichtangaben und mit einigen, bei ihm unvermeidlichen Phantasiezutaten den allgemeinen Grundzügen nach richtig entworfen; für die Leser jener Zeit war beinahe alles neu. Lücken und Irrungen wurden erst ein Menschenalter später auf Grundlage neuer Urkunden, besonders von A. Noggler, beseitigt. Nicht weniger hat er den inneren Zusammenhang der drei Handschriften richtig erkannt, obgleich er sie der Hand Oswalds zuschrieb; sogar Anläufe, ihr genealogisches Verhältnis zu bestimmen, machte er, allerdings mit wechselnder Sicherheit (vgl. S. 17, 481, auch das folgende Werk S. 475), und ahnte die bessere gegenüber den beiden schlechteren. Wenn er trotzdem bei der Textgestaltung nicht die bessere zu Grunde legte, erklärt sich das daraus, dass er diese erst kennen lernte, als er seinen Text schon aus den beiden anderen, besonders der Innsbrucker[1]), zusammengemischt hatte. Nachträglich flickte er noch die eine und andere Lesart aus ihr ein. Ebenso auffallend ist, dass er „die Reste ältester Aufschreibung", wovon er „noch im Archiv zu Trostburg Spuren angetroffen" (S. 483), nirgends verwertete.

Was er über „Oswalds Grammatik" beibringt, ist sehr wenig und dies wenige musste schon deswegen misslingen, weil er vom Nhd., statt vom Mhd. und Ahd. ausgegangen ist: Grimms Grammatik, die er nach eigener Aussage zweimal durchgenommen, hatte gerade die Sprache des 14. und 15. Jahrhunderts am wenigsten in Untersuchung gezogen; Kobersteins Abhandlung über die Sprache Suchenwirts wäre ihm hier ganz anders förderlich gewesen; allein diese hat er leider nicht

[1]) Wie mir Herr College Dr. J. Schatz, der soeben Oswalds Gedichte neu herausgegeben (Wien 1902) mitteilt, ergab der genauere Vergleich, dass B. ausser der Wiener Urhandschr. auch Goldhanns Abschrift benützt hat (vgl. oben S. 154).

gekannt. Das umfängliche Wörterbuch geriet gleichwohl besser, als diese „Grammatik“ erwarten lässt, weil er die Wörterbücher (besonders das Schmellers) mehr zu Rate zog; zudem waren ihm die romanischen Sprachen bekannt; die Grammatik von Diez blieb ihm freilich unerreichbar, er musste sich mit Conradi's romanischer Sprachlehre und der alten Grammatica spagnuola, Milano 1812, begnügen. Auch die slavischen Sprachen waren ihm nicht fremd. Immerhin hat B. mit dieser Ausgabe, die längst schon vergriffen ist, den Grammatikern, Wörterbuchmännern und Litteraturgeschichtsschreibern eine wichtige Quelle erschlossen, aus der sie durch ein halbes Jahrhundert geschöpft haben.

Der andere Teil des Werkes, die Geschichte Oswalds und Friedrichs, war mit der Ausgabe fertig gestellt worden. Am 2. X. 45 meldet B. an Schum.: „Oswald v. W. und Friedrich m. d. l. Tasche ist mir von Wien zurückgekommen, ganz unbeschnitten mit dem Imprimatur. Ich war davon ebenso überrascht als höchlich erfreut. Es ist eigentlich eine Darstellung der tirolischen Landesfreiheiten bis zur Zeit, wo diese in die ständische Verfassung aufgehen... Auch der Kaiser Siegmund von Aschbach erhält daraus manche Aufklärung“. Am 24. X. führt er weiter aus: „Das Buch wird einige Sensation erregen gegen eine Seite, die empfindlich ist. Ich muss nach den bisher gemachten Erfahrungen annehmen, dass meine Ansicht über die weltliche Macht von Trient und Brixen dem Clerus nicht angenehm sei. Selbst Oswald muss viel Anstoss erregen in religiöser und politischer Beziehung... Ich, weil ich meiner Sache gewiss bin, mache mir aus den Folgen nichts. Ob Sie als Verleger ein Gleiches tun können, werden Sie ohne Zweifel gut überlegen. Dass das Buch die Censur passiert hat, verdanke ich dem Hofrat Miniussi, Czörnig und anderen Männern von Einfluss. Wie viel sollte gestrichen werden, hat der Censor zum Teil angemerkt. Wenn Sie nicht Verleger sein wollen aus Gründen, die ich achte, so wird dadurch unser Verhältnis auch nicht getrübt, da Manz in Regensburg bereit ist, es zu tun“. Schum. antwortet am 10. XI.: Er sehe, wie Bs. Darstellung von den anderen Ansichten abweiche, und glaube daher,

dass die Schrift nach dem Erscheinen scharfe Angriffe erfahren werde; doch „dies schadet nicht, ebenso wenig als der stille Ärger, der im Trientner Episcopat erwachsen dürfte“. Im Sommer 46 teilt er ihm mit, der Druck könne nicht beginnen, bevor jener der Ausgabe fertig sei. Auch dann trat noch eine Druckpause ein; erst Ende 49 erschien: „**Oswald v. Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche.** In eilf Büchern“. Von Beda Weber. Innsbruck, Wagner 1850. IV und 499 S.

Die Geschichte Oswalds erscheint hier eingehender und breiter als in der Ausgabe, verbunden mit jener Friedrichs, und die beider auf Grundlage der allgemeinen Zeitgeschichte mit grossen Gesichtspunkten und in wohlüberlegter Composition, welche sich schon in der reichen Gliederung der einzelnen zehn Bücher ausspricht; das elfte handelt über die Oswaldhandschriften und teilt zur Probe zehn Gedichte daraus mit. Die merkwürdigen Lebensschicksale Oswalds, seine Liebes- und Familienverhältnisse bringen Wechsel und Lebendigkeit in die Zeitbilder, während seine Reisen im Abend- und Morgenland ihren Gesichtskreis ausweiten. Die Leser fanden allenthalben viel Neues. Von den wenigen Vorgängern hatte sich B. unabhängig gehalten; gegen die „Schriftsteller der geistlichen Partei“, welche die weltliche Herrschaft geistlicher Fürsten, besonders der Trientner Bischöfe, vertraten, war er mit merkbarer Geflissentlichkeit zu Felde gezogen und hatte sich auf die Seite der Grafen von Tirol gestellt, welche besorgten Auges die Machtentfaltung dieser Nebenregenten verfolgten. „Die italienische Sprache mit allen Folgen eines fremden Idioms, das immer mehr sich ausbreitende römische Recht, die kirchenrechtlichen Satzungen von weit grösserer Geltung als im deutschen Tirol, die geistlichen Gerichte, die sich vieler Civilangelegenheiten bemächtigten, die unausrottbare Hinneigung der Bischöfe und ihrer Stellvertreter nach Italien waren für jede Regierung an der Etsch, die im deutschen Rechte wurzelte und deutsche Nationalität aufrecht erhalten wollte, sehr ernste Gefahren. Die Bischöfe, fast immer Ausländer, oft vom Papste gesetzt oder empfohlen, ohne Sinn für deutschtirolische Zu-

stände, stützten sich auf die deutschen Kaiser mit Worten, in der Tat aber auf Rom und Italien und erhielten durch ihre Haltung ein Gewicht, das jedem Grafen von Tirol schlaflose Nächte bereiten konnte“ (S. 220). Die wichtigsten Kernpunkte jener ganzen geschichtlichen Entwicklung hat er richtig getroffen, die Sagen über Friedrichs Flucht und Abenteuer, über das Reimspiel in Landeck u. a., die noch Spätere verteidigten, mit Entschiedenheit als ungeschichtlich abgewiesen. Ebenso ist richtig dargelegt, wie Friedrich, gestützt auf den niederen Adel, auf die Städte und den Bauernstand, den Feudaladel niederwarf und den trotzigen Adelsbündlern gegenüber die landesherrliche Obergewalt zur Anerkennung brachte. Und das war das Hauptergebnis, das überhaupt gewonnen werden konnte. Erst allmählich war B. dazugelangt. Er selber erzählt im Vorwort: „Vorliebe für Friedrich mit der leeren Tasche wird eingestanden. Sie entstand durch jahrelanges Studium an der Stelle alter Abneigung, die mir jugendlicher Dilettantismus in der Geschichte angebildet. Schärfere Kenner bemerken vielleicht die Spuren des Kampfes meiner Ansichten zwischen Einst und Jetzt“. Auch im Friedel erblickte er eine Art von Volkshelden, soweit ein Fürst des 15. Jhdts. ein solcher überhaupt sein konnte, und hierin liegt der innere Zusammenhang mit Andreas Hofer, dem Volkshelden des 19. Jhdts., wie mit den Mönchen des 17. Jhdts., welche das religiöse Innenleben des Volkes erneuerten. Von diesem Standpunkt aus schliessen sich alle drei geschichtlichen Werke Bs. zu einer grossen Einheit zusammen: es ist bei allen dreien dieselbe Liebe zum Volkstümlichen, die sein Interesse an diese Persönlichkeiten fesselte.

Das Buch wurde sehr gut aufgenommen. Der Tir. Bote (1850, S. 802) nannte es ein treffliches Werk mit tiefem, kritischem Blick. Die Blätter für litt. Unterhaltung (1851, 646), damals eine der angesehensten Zeitschriften, schrieben geradezu: „Seit Hormayrs Tode hat B. W. wohl keinen Rivalen, der sich mit ihm an specieller Kenntnis der Geschichte Tirols und seiner urkundlichen Schätze zu messen im Stande wäre“. Erst die kritische Geschichtsforschung der späteren Zeit hat von diesem Lobe beträchtliche Abstriche gemacht und die Gebrechen scharf

betont[1]). Verschiedene Teile waren schon sehr früh, wie B. selber angibt, ausgearbeitet worden, zeigen daher alle Fehler seiner Jugendschriften, namentlich die Phantasterei und Überstiegenheit. In der Quellenkritik ist er nicht gewachsen. Er benützte z. B. eine Chronik von Tirol des Marx Sittich v. Wolkenstein (gest. 1620), nennt ihn einen mit Friedel und Oswald „gleichzeitigen Schriftsteller“ — offenbar nur, weil Marx auch alte Urkunden aus dieser Zeit für seine Aufzeichnungen benützt hatte — und verwertet diese „Notate“ Marx', als wären sie die Urkunden selber. Dieses Buch trug B. am längsten mit sich herum, klügelte daher in dasselbe am meisten hinein, um es möglichst neu, überraschend und geistvoll zu machen. Die schlimmsten Folgen aber hatte die Darstellung aus dem Gedächtnis. Da er nur die Ferienwochen zu seinen Archivstudien verwenden konnte, nahm er sich nicht Zeit, sorgfältige Regesten anzulegen, sondern las Urkunden, Chroniken u. s. w. aus verschiedener Zeit durcheinander, zeichnete nur wenig davon auf und schrieb, oft erst nach langen Zwischenräumen, die Geschichte aus dem Stegreif nieder — wobei dann chronologische und sachliche Irrtümer unvermeidlich waren — und ergänzte die fehlenden Zusammenhänge mit Combinationen. Dabei konnte ein zufälliger Gedächtnis- oder Schreibfehler grosse Verwüstung anrichten. So hat er z. B. die Entstehung des „Adelsbundes“ auf 1323 angesetzt, während er erst 1423 zu Stande kam, was natürlich verschiedene falsche Phantasieschlüsse nach sich zog. Bei solcher Arbeitsweise wird man sich wundern, dass er doch so viel vom Wesentlichen getroffen hat, zumal das Material damals, als noch keine geregelten Archive in Tirol bestanden, unter jeder Bedingung sehr lückenhaft bleiben musste.

So hatte B., von Druckverzögerungen abgesehen, in den fünf Jahren von 1843—47 fünf gelehrte Bände fertig gestellt;

[1]) Am schärfsten Alphons Huber in der Vorrede zur Gesch. der Vereinigung Tirols mit Österr. — Es äusserte sich sogar Verdacht, ob B. die „uralten Aufschreibungen im Archive zu Trostburg“, „Reisenotate Oswalds“, „Aufzeichnungen von Eng. Dietr. v. Wolkenseins Hand“,

daneben aber die schöne Litteratur nicht vergessen. Seine Besprechungen und Schildereien in der Postz. habe ich schon beim Sängerkrieg behandelt. Seine Sommerferienreisen trugen ihm verschiedene Reisebilder ein, unter denen „die Karthause von Pavia" 1846 (Charb. 209) das gelungenste ist. Von der lärmenden Residenz führt er den Leser durch trostlose Reisfelder zur kunstüberladenen Klosterkirche und den weltentrückten Einsiedeleien dieser Mönche, deren Geschichte stilgewandt eingeflochten wird. An seinen französischen, italienischen, russischen und englischen Reisebegleitern stellt er den Eindruck dar, den dies merkwürdige Klosterleben auf die verschiedenen Nationen und Lebensanschauungen macht, wobei die freie Weltbildung des Franzosen den Gegensatz bietet zum geldgierigen Jobbertum des Engländers. Die Darstellung der persönlichen Eigenheiten des Franzosen und Engländers bringen einen heiteren Ton in das ernste Bild; ein Hieb auf die Censur ist sicher zur Herzenserleichterung des Verfassers eingefügt.

Ein neues Gebiet betrat B. mit dem „Tod eines Dorfcaplans in den Tiroler Alpen" (Charb. S. 69). In seinem „Meran" tadelte er Auerbachs Dorfnovellen, weil ihnen das Religiöse, ein unumgänglicher Charakterzug des Alpenvolkes, fehle. Er fühlte sich zu einem Wettversuch angelockt und schrieb diese Erzählung für das „Hausbuch", welches Guido Görres 1846 herausgab, um damit die ehemaligen Hauspostillen, Weltchroniken und Märleinbücher in zeitgemässer Umbildung zu ersetzen. Das Religiöse hat B. natürlich besser getroffen als Auerbach, desgleichen die Denk- und Gefühlsweise der Älpler, denen er nur zu hochgegriffene Ausdrucksweise in den Mund legt, auch in der Kenntnis der Bergwelt ist er ihm weit überlegen; aber als Novellist steht er zurück. Seiner Erzählung fehlt die durchgehende fesselnde Handlung: er gibt nicht eine Geschichte, sondern eine Reihe von Geschichtchen und Erleb-

---

auf welche er sich summarisch beruft, wirklich vorliegen hatte. Dagegen hat schon Noggler im Tir. Bot. 1893, Beil. 269, Stellung genommen; jetzt liegen einige dieser Aufzeichnungen im Museum hier mit verschiedenen Lesespuren Bs.

nissen, vielfach innig, sinnig, mit stimmungssatten Naturschilderungen verbrämt, jedoch ohne innere Einheit und nur durch dieselbe Persönlichkeit, auf die sich alle beziehen, zusammengehalten. Dabei verstösst er gegen die Wahrscheinlichkeit, indem er den grössten Teil der Erzählung dem todtkranken Caplan in den Mund legt. Ein vordringlicher didaktischer Zug verrät allerwegen den Verfasser, der ein möglichst vollständiges Typenbild vom Leben und Wirken eines edlen Bergcaplans entwerfen und nachweisen will, wie die „abgelegenen Dörfer des Gebirges weit gründlichere Priesterbildung aufzuweisen haben als das Flachland mit seinen berühmten Universitäten, wo der Student alles lernt, nur das nicht, was ihn zum wahren Priester und Manne des Volkes macht".

Fruchtbarer als auf epischem Gebiete war Bs. Muse in der Lyrik. Es entstanden in diesen Jahren Lieder in grosser Zahl, von denen er mehrere in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte. Vielleicht bildete sich deshalb das Gerede, B. wolle einen neuen Almanach herausgeben. So unbegründet es war, übte es doch eine fruchtbare Wirkung aus, indem A. Pichler dadurch zu einem Wettlauf angereizt wurde. Unter den jungen Tiroler Dichtern war er bereits der allseitigste und tatkräftigste, hatte sich in Tirol und Wien umgesehen, verschiedene Verbindungen angeknüpft und mancherlei in Zeitschriften veröffentlicht, zuletzt die „Wanderungen eines Studenten" [1]) und verschiedene Litteraturberichte; eine Legendensammlung, noch mehr seine Dramen: „Der Student", Hutten", „Albrecht", die „Tarquinier" (z. m. Z. 168), wurden von seinen Freunden gerühmt, obgleich sie nur handschriftlich vorlagen. Schon damals schrieb er den gedrungenen markigen Stil, der ihn aus-

---

[1]) Fehlt „Zu meiner Zeit" wie vieles andere, was Pichler später vergessen. Am 28. I. 45 schreibt er an Streiter: „Meine Wanderungen eines Studenten, wie sie der Papierschere censurischer Borniertheit verschnitzelt entgiengen, haben Sie vielleicht gelesen; betrübend wars mir, dass ich dort, wo ich von Gilms Zeitgedichten und von Senn anerkennend gesprochen, nicht auch ihren Namen bringen durfte; da Sie sichs aber, neue Händel zu meiden, verbeten hatten, so wollte ich Ihren Willen nicht umgehen".

zeichnet und den er später nur weiter ausbildete. Als Förderer junger heimatlicher Sangesgenossen correspondierte er mit Streiter, dessen gute Pressverbindungen er kannte. Am 9. IV. 1844 fragte er um Verlagsmöglichkeiten für einen Landsmann, der „ein Product in der Art des Grafen v. Gleichen“ geschrieben, das den Druck verdiene. Es war die „Suleika“ von Franz Hochegger (später Prof. an der Univ. Pavia, dann Gymnasialdirector in Wien), die ein Jahr nachher gedruckt und von Pichler an Streiter gesandt wurde, damit er sie anzeige (P. an Str. 28. I. 1845). Streiter aber lehnte ab, dies Jambenschauspiel zu „präconisieren“ (3. V. 45). Das ist begreiflich, denn der jugendliche Anfänger war dem gewaltigen Problem nicht gewachsen: um eine Lösung zu finden, musste er den bigamistischen Gemahl, der Suleika's wegen Weib und Kinder in die Schanzen geschlagen hatte, von Brutalität zu ehelicher Zärtlichkeit umstulpen, die edeltätige Sultanstochter wieder ins Morgenland zum Harem, dem sie entflohen, zurückführen, wo sie den türkischen Polygamisten die Erhabenheit der Monogamie predigen will. Einzelne Reden sind schön, aber die naive dramatische Technik schlottert in der classicistischen Form. Zur selben Zeit verwendete sich Pichler bei Streiter für einen anderen jungen Tiroler, der die „Zeitgeschichte des Landes bearbeite“; ich habe „verschwiegenen Mund, fertige Feder, auch bin ich nicht ohne Einfluss auf meine Freunde“, beteuert er 22. V. 45. Er galt bei diesen als der berufenste Fahnenträger, um die tirolische Jungmannschaft zu einem Almanach zu sammeln und sie den Alten, namentlich ihrem Führer[1], entgegenzustellen. Diese Absicht verlautet er in einem Brief an Streiter (9. IV. 1844): Die „Frühlieder aus Tirol“ sollen eine „Bombe sein, in

[1] Im Sommer 1843 hatte ihn Pichler auf der Trostburg besucht: „Er zeigte mir manche Reliquien Oswalds v. W.“ (an Cornelie 20. IX). Ein unbedingter Anhänger des pol. Liberalismus war P. schon damals nicht: er machte sich gelegentlich über beide Parteien lustig: „Ultramontane und Liberale (in Tirol) zappeln und zwatzeln durcheinander wie Ameisen, die man von zwei Haufen zusammengeworfen hat“ (an Corn. 12. V. 45). Am 19. X. 45 (an Streiter) hat er sogar für „die Alttiroler trotz ihrer Zocherei ein bischen Sympathie“.

das feindliche Lager zu schleudern... Die Hauptsache ist diese: alle jungen Talente zu vereinigen, damit sie nicht in die Wolfskrallen der Gegner im Schafskleide fallen. Beda Webers Almanach für 1845 fällt allem Anschein nach in die Gosse, weil er keine Beiträge erhält als erbärmlichen Plunder von Logikern und (Meta)physikern. Prosit! alle anderen habe ich schon abgefangen". Pichler wusste offenbar auch schon, wie man am besten Streiters Herz erfreute! Gilm, an dessen Mitarbeiterschaft am meisten lag, war anfänglich Feuer und Flamme: „Tragen Sie die Fahne, rühren Sie die Trommel, ich folge Ihnen. Auf mich können Sie rechnen, so lange mein Herz klopft... Werfen Sie allen Liebesjammer aus der Sammlung... Mondschein haben wir längst gehabt, wir wollen Sonnenlicht" (an Pichler 17. VIII. 44). Aber schon am 5. X. 44 zeigt er sich Steub gegenüber sehr abgekühlt: „Ich war jüngst auch auf einem Dichtercongress zu Brixen. A. Pichler hat von sehr jungen Leuten sehr junge Gedichte gesammelt und will sie unter dem Titel „Auch Lieder aus Tirol" herausgeben. Die Gesellschaft ist sehr knabenartig, aber ich habe mich dem Unternehmen doch beigesellt und so unschuldig gesungen als möglich. Das Buch soll gegen Beda Weber geschleudert sein; allein ich glaube nicht, dass man ihm eine Mütze aufzusetzen zu raten not hätte. Er kann die Bombe blossen Hauptes erwarten. Es wird verteufelt viel Mondschein und Liebesseufzer verschwendet. Wir brauchen andere Dinge". Am 12. X. (an Schuler) ist er noch vorsichtiger: „Ich kenne die Gesellschaft noch viel zu wenig, um damit zu fraternisieren. Maskiert können sie mich haben auf jeden Fall". So kam es auch: Gilm erscheint nur unter dem Endbuchstaben seines Namens, auch Alois Messmer, Hans Perthaler, Alois Mages, sogar der Herausgeber selbst (Anton *r) verhüllen sich; von den älteren Dichtern erscheinen weder Schuler noch Streiter noch Ruf, der damals Aphorismen [1]), noch Flir, der damals seine Bilder aus den Kriegs-

[1]) Pichler an Cornelie 10. VII. 45: „Seb. Ruf hat leider in einem Wiener Blatt, dem Humoristen Saphirs, Aphorismen abdrucken lassen. Wozu die Körner, die ihm der Kampf des Lebens reifte und die er nun ruhig sammelt, in diesen Kot?".

zeiten Tirols drucken liess, nicht einmal Senn: ein gewisses Misstrauen und vorsichtiges Zurückhalten ist als Folge des Sängerkrieges auf die älteren und jungen Dichter übergegangen und unterscheidet diese „Frühlieder aus Tirol“ von den Alpenblumen mit ihrer einmütigen und zuversichtlichen Sangesfreudigkeit.

Die Sammlung musste natürlich durch die Drachenhöhle der Censur, die diesmal besonders übel gelaunt war, auch in Folge des Sängerkrieges, dem sie keine neue Nahrung gestatten wollte (vgl. Pichler, z. m. Zeit 240). Schon das kurze Vorwort Pichlers (jetzt abgedruckt zu m. Zeit 244), der sich nur als Sammler und Herausgeber nannte, fand keine Gnade; die Gedichte erregten gleichfalls Bedenken. Am 6. XII. 44 berichtet Pichler an Cornelie: „Ich werde von Pontius zu Pilatus geschickt. Der Censor rief: Was, solche Richtungen tauchen in Tirol auf? So viel junge Poeten und kein einziger loyaler Vers!“ Am 28. I. 45 an Streiter: Die Frühlieder seien noch immer nicht erledigt. In Wien lag das „Mscpt. zwei Censoren und der Hofstelle vor. Um es neuerdings zu sieben, wurde es ans Gubernium zu Innsbruck gesendet, wo es auch schon in den Händen eines zweiten Censors liegt! Was sagen Sie zu diesem Geschäftsgang? Es ist äusserst einladend, den österr. Mandarinen in aller Zukunft ein Schnippchen zu schlagen, und man wird es tun. Wie glücklich sind Sie, dass Sie einen Ausweg bereits gefunden“ (beim Druck Heinrich IV) Am 22. III. 45 meldet Gilm an Steub: „Mit Pichlers Unternehmen steht es schlecht. Fünf Censoren sitzen darauf. Ein Lied lässt sich eben gar nicht censieren, so wenig als ein Lächeln oder eine Träne. Ich bin auch bei der Sache beteiligt, mache mir aber gar nichts daraus, wenn die fünf kalten Hennen das Ei zerdrücken. Kein Censor der Welt kann eine Dichterglückseligkeit vernichten; ein Lied machen, ist eine himmlische Wonne, es gedruckt sehen, eine irdische Freude“. — Endlich wurden die „unschuldigen Liedlein“, wie sie Pichler selber richtig nannte, frei gelassen. Da sie Schumacher in Innsbruck nicht drucken wollte, gab man sie bei „A. Pichlers sel. Witwe“ in Wien mit der Jahrzahl 1846 heraus, ein dünnes Heftchen mit 58 Bl. kl. 8°. Am 25. VI. 45

sendet der Herausgeber das erste Stück an Streiter: „Endlich ein Exemplar der Frühlieder; es ist noch feucht von der Presse“.

Alle die 18 jungen Dichter, die hier auftreten, überragt Gilm, die Liedernachtigall Tirols, mit der Georgine, der Zeitlose und noch 10 anderen Liedern: diese zarte, poesievolle, tiefe und doch sonnenklare Blumensymbolik und Naturausdeutung war bisher noch nie gehört worden, ebenso wenig die Bilderschönheit, der Farbenglanz, die Musik mit ihren weichen Mollaccorden, „genial jeder Zug“, wie Pichler schon 24. IX. 44 an Cornelie geschrieben; selbst wenn er einmal eine Strophe versingt, glänzen die Perlen reinster Poesie aus jedem Vers[1]). Ihm folgt in gemessenem Abstande Alois Messmer, der junge Brixener Theologe, der seit 1838 Lieder nach Matthisson und Salis, dann Balladen nach Schiller gedichtet hatte und hier die sechs Einleitungsgedichte spendet: er singt leicht, klangvoll, empfindungswarm den Weihgesang auf Tirol, den Weckruf an die junge Sängerschar und ihr Bundeslied, bejubelt ihren Liedersegen, die neue poesiefrohe Zeit. Der Wertnächste ist Adolph Purtscher, wie Pichler studiosus medicinae in Wien, mit schönen Naturliedern, worunter das „Heimatlied“, voll lebendiger Localfarben und ergreifender Töne des Heimwehs aus der Fremde, am höchsten steht:

Süsser Schellenklang der Alben
Bimmelt leise an mein Ohr,
Reisst mich von dem Tal dem falben
Wild zum grünen Berg empor.

Doch ringt er zu sehr mit der Form, was allerlei sachliche und stilistische Entgleisungen verursacht. Hierin ist ihm der kränkelnde und früh verstorbene Sigm. Schlumpf mit seiner schwärmerischen Weltschmerz- und Mondscheinpoesie überlegen. Sein Gegensatz ist Bernh. Moser mit einem frischfröhlichen Burschen- und Jägerlied. Hans Perthaler, der später das Schlagwort vom „österr. Bewusstsein“ geprägt und als Verfasser von

[1]) Wie mühelos er schuf, deutet er 12. X. 45 in einem Brief an Streiter, der die Georgine gepriesen hatte, an: Das Lob gehöre einem „schwarzäugigen Kinde, dem ich es bereits in ebenso kurzer Zeit niederschrieb, als das Mädchen brauchte, die Blumen abzuschneiden“.

Staatsschriften unter Schmerling berühmt wurde, sowie Vinc. v. Ehrhardt vertreten gut die Ideendichtung; Ernst Freiherr v. Benz singt ein liebliches Marienlied. Die anderen Beiträge von Kasp. Hagen, Fr. Hochegger, Jos. Huber, Jos. und Ludw. Schnell, K. Freih. v. Seyffertitz, Kaspar Speckbacher, Al. Schlern (= Mages) sind mehr oder weniger gelungene Mittelmässigkeitspoesie; der Vorarlberger Tschofen bringt ein schnaderhüpfliges Dialektgedicht aus Montafon. Pichler endlich besorgt den satirischen Teil: Der Sentimentale (Lindenburg, vgl. S. 208), Der Mystische (Beda) und Der Romantische (P. Zingerle)[1]) erfahren gutmütigen Spott; die Klaue des Löwen kommt nirgends zum Vorschein, auch ist es nur litterarische Polemik gegen die Alten, keine politische.

Wer diese Frühlieder ohne Vorurteil liest, muss unbegreiflich finden, wie man sie jetzt noch als politische Befreiungstat ausschreien kann; sie entbehren aller politischen Accente, selbst J. v. Schnells Lobgedicht auf Alb. Jäger ist harmlos wie Kindsbrei. Zu einer angreifenden Parteistellung würde sich mancher Mitarbeiter nicht herbeigelassen haben, vor allen nicht Messmer, der Verehrer des alten Görres, den er besang; auch Gilm schrieb schon 27. VII. 44 an Streiter: „Ich stehe allen Parteien viel zu fern und gehe meinen eigenen Weg"; nur im Verborgenen spielte bei Pichler und einigen seiner engern Freunde der politische Gegensatz herein. Die ältere Dichtergeneration hatte in ihrer Jugend ganz anders die Tyrannen verdonnert, die Freiheit bejubelt und nationale Töne angeschlagen (vgl. oben S. 70 f.), dabei aber die heimatlichen Dichter der vorausgegangenen Zeit geehrt, während jetzt das Streben hervortritt, sie zurückzudrängen und den Platz für die neue Jugend frei zu machen. Das bezeugt neuerdings Pichler, der den Glauben an Beda's Almanach nicht fahren lassen wollte, in einem Brief an Streiter vom 28. I. 45: „Wie ich Ihnen zuverlässig melden kann, hat B. W. seinen Almanachplan, wozu er alles zusammengetrommelt, nicht aufgegeben: anno 46 wird er das neue Jahr

---

[1]) In das Frühliederexemplar der hiesigen Universbibl. hat Pichler die Namen eingetragen, die sich auch aus dem Inhalt deutlich ergeben.

begrüssen, Leistungen enthaltend, die unter Null oder vielmehr gar keine Leistungen sind. Dieses poetico-prosaische Schiff wollen wir zu einem Wrack zusammenschiessen, wie sichs blicken lässt".

Beda hatte von diesen Dingen keine Ahnung; er wirkte, ohne es zu wissen und zu wollen, bloss durch sein Dasein als hervorragendster Vertreter der älteren Schriftsteller Tirols; auch als die Frühlieder erschienen, fiel es ihm nicht ein, dagegen Stellung zu nehmen, vielmehr sandte er der neuen Dichterjugend einen kräftigen Sangesgruss:

Seid mir, Freunde, allzumal
Sangeshell willkommen!
Auf den Bergen, tief im Tal
Hab ichs Lied vernommen.

Wollt ihr mich in edler Glut
Kühn hinuntersingen,
Mög es eurem jungen Blut
Freudenreich gelingen!

Er ist kein Feind eines freieren Wortes, vielmehr ruft er ihnen zu:

Euer Jubel kränkle nicht
An dem Staub der Acten,
Wo die Söldner matt in Pflicht
Die Gedanken hackten.

Lieder sind ein Freigeschlecht.
Lieben frische Lüfte
Fern vom löschpapiernen Recht
Und Pandektengifte.

Statt des Höflings Dudelsack
Blast die Hirtenpfeife,
Dichter sind kein Hundepack
Mit dem Wedelschweife!

Mit „Kraftgedichten" sollen sie die Helden von 1809, die alten Landesfreiheiten und alten Volksgerichte ersingen.

Keiner Menschenlaune Knecht!
Ist des Liedes Losung,
Nur dem freien Männerrecht
Schmeichelnde Liebkosung!
(Vormärzl. L. Nr. 38).

So frei hatte von ihnen gar keiner gesungen! Statt den Frühliedern einen neuen Almanach entgegenzustellen, begann er die Sammlung seiner neuen und einiger alten[1]) Gedichte,

[1]) Einen Beleg dafür gibt die Otserlerche, welche bereits in der Giesenhs. steht.

Und der Wind vergisst zu rauschen,
Und zu rieseln Quell und Bach,
Fink' und Meis' und Amsel lauschen
Zahm vom grünen Epheudach.

Selbst der Nestling auf den Zweigen
Reckt sich aus dem Flaum empor.
In das heil'ge Waldesschweigen
Allvertieft mit Aug' und Ohr.

In dieser regungslosen Stille glüht Gott in reinster Liebesfülle und durchwärmt alles mit zärtestem Geisterhauche, so dass sich, trunken von seinen Liebesfunken, alle „Fasersprossen strecken an des Gottes warmer Brust“.

Und die Baumessäulen dunkeln
In des Laubes üpp'ger Pracht,
Und die Blütenkronen funkeln
Selig aus der Liebesnacht.

O die allgewalt'ge Liebe,
Nicht von Worten tönt ihr Pfad,
Ihre Kraft zum Lebenstriebe
Ist die stillallmächt'ge Tat!

Verwandt damit ist Nr. 19 „Sonntag“. Aus den dumpfen Tempeln treibt es ihn hinaus in die freie Natur; ganz Tirol ist ein Haus Gottes, den er in den Wundern seiner Natur feiert, in den grossen wie in den kleinen;

Denn es will der zärt'ste Spross
Liedeswirbel tanzen,
Fühlet sich im Schöpfer gross
Und verklärt im Ganzen.

Zu dieser Gruppe kann man auch Nr. 18 „An Maria, Kommunistenlied“ rechnen, ein merkwürdiges Gedicht, in dem B. seinem Mitleid mit dem Elend der Proletarier Ausdruck gibt. Wie das Gretchen des Goethe'schen Faust in seinen Qualen zur mater dolorosa die Zuflucht nimmt, so führt B. die Kommunisten zu ihr, damit sie hier ihr Leid klagen, die empörten Triebe beruhigen und Trost gewinnen.

O such uns auf in krummen Gassen,
Wo wir, von jedem Herz verlassen,
Als zornerfüllte Geister schweifen
Und keine Scham und keinen Gott begreifen.
Wer starr wie Du am Kreuz des Sohns gesessen,
Kann uns're tiefste Not ermessen!

Zwischen diesen geistlichen ziehen sich Naturlieder mit religiösen und ethischen Anklängen hin. Nr. 3 „Die Nacht“ schildert, wie bei heranrückender Nacht alle Stürme entschlafen, bis „versöhnt ruht Land und Meer“:

Geist'ge Mondesschimmer schwanken
Zitternd über Wald und Feld:
Ach! die tausend Nachtgedanken,
Die aus düstern Seelen ranken
Nach dem Trost der bessern Welt.

So vergleicht er den Zug der Wolken durch den Himmelsraum mit unseren Wünschen dahin. Gottes Wille zieht alles Lebens Drang an sein treues Herz.

In Nr. 9 „Waldrast“ führt er uns durch den Wald zu seinem Lieblingssitz, wo die Vögel, denen er Futter streut, ihren Gastfreund begrüssen. Hier vergisst er die Widrigkeiten der Welt, vor der er sich ohne Hass verschliesst, so dass er die Freunde, die er verloren, selbst seine Feinde segnet.

Verwandt ist Nr. 12 „Die Schlucht“. In der grossen Natur gewinnt er wieder „frischen Atem, freies Wort“, nachdem er sich als verlorenes Dichterkind vor der Welt in die Bergesschlucht geflüchtet hatte:

Meines Liedes irre Töne
Sangen um den Waldesstrauss
Wie Gebet verlorner Söhne
An der Schwell' ins Vaterhaus.

Auch das folgende, Nr. 13 „Im Walde“, stellt dar, wie er hier, wo das Laub die Blüte küsst und alles Liebe und Friede atmet, von einer Anwandlung zu Menschenhass sich befreit.

Aus der Tierwelt hat er in Nr. 7 „Schwalbenherbst“ den Stoff zu einem schönen Gedicht geschöpft, das im Gegensatz zu den früheren heiter einleitet und weltschmerzlich ausklingt:

Die Sonne strahlt in reinster Güte
Wie aus dem Mutterang' das Glück,
Als wollt sie locken Keim' und Blüte
Noch einmal auf die Flur zurück.

Nun wird einer jener wunderbaren Herbsttage geschildert, wie man sie nur in der Alpenwelt erleben kann. Die Vögel freuen sich und träumen einen neuen Frühling. In diesen Frieden bricht der Sturm des Winters heulend ein:

Die buntgewirkte Frühlingslüge
Wirft ihre Maske höhnisch ab
Und schleudert kalt die Schwalbenflüge
Vom festen Land ins Wellengrab.

Und all die tausend jungen Herzen,
Die liebend in die Welt geschaut,
Durchzuckt mit hoffnungslosen Schmerzen
Der eis'ge Kuss der Windesbraut.

Das ist die Welt, die rosig flimmert
Mit frischen Kränzen täglich neu,
Und wenn der Traum am hellsten schimmert,
Das Herz zerdrückt in falscher Treu'.

Die Baumwelt ist vertreten in Nr. 10 „Das Lärchengrün“ und Nr. 11 „Die Birke“. Im ersten schildert er mit sinniger Naturbeobachtung, wie die Maiensonne in das „Waldesherz“ hineinbrennt, bis aus den Lärchenbäumen die frischen Zweige sprossen wie

Schimmernde Gedankensaat
Aus der Seele Gründen,
Um als lichte Edeltat
In die Welt zu münden.

Das andere hat er pädagogisch gewendet: als kinderfreundlicher Jugenderzieher verbannt er harte Strafen und lehrt dafür an einem bestimmten Fall, wie man das Gute in der Kindesseele wecken soll. Darum lässt er die Birke sagen:

Schneid mich nicht zur strengen Rute,
Die der böse Mann bestellt.
Nur das wahrhaft kindlich Gute
Siegt gewiss auf dieser Welt!

Naturausdeutung enthalten auch Nr. 8 „Die Reb' am Stubenfenster“ und Nr. 14 „Die Schlingpflanze“. Zur Zeit der Traubenblüte rankt sich die Rebe in das Stubenfenster

hinein, um da die Feuerkraft liebefroher Seelen zu trinken"; denn

> Schönres zeugt der Frühling nicht
> Als Gedankentriebe
> Auf dem Menschenangesicht,
> Aus dem Herz voll Liebe.

So erhält ihr Saft die Gluten, mit denen dieser im Herbst die betrübten Herzen tröstet. Nr. 14 setzt mit einem Siegwartmotiv ein: Schmerzerfüllt eilt der Dichter in den Erlenhain; seine Tränen benetzen den Boden, um als Blumen aus dem Rasen in das Licht zu blühen. Die Düfte dieser Blumen breiten sich aus und erfreuen die Menschen: so wandeln sich des Dichters Leiden zu Freuden anderer.

Acht Gedichte der Sammlung beziehen sich auf bestimmte Jahrestage. So Nr. 20 auf „Allerheiligen".

> Ihr ruht so sanft, o schöne Seelen,
> Am Ziel nach langen Wanderschmerzen.
> Nur eine Sehnsucht zu verhehlen
> Misslingt euch selbst an Gottes Herzen,

nämlich die Sehnsucht nach ihrem Leibe, der einst so treu dem Geist (der Himmelsflamme, die Gott gesandt ins Tal der Erde) gedient hat bis zum Sterben. Sie fordern ihn vom Tod zurück, damit er ewig grünend bleibe.

> Drum mag der Schwung der Himmelslieder
> In alle Welten jubelnd klingen.
> Es tönt so laut und stürmisch wieder,
> Den Leib im Grabe wachzusingen.

Anders gewendet, aber gleichfalls originell ist das nächste Lied mit demselben Thema und der Überschrift: „An meine Todten. Allerseelentag 1845".

> Grüsse send ich meinen Todten,
> Stille Freude, gute Tat:
> O gewiss die liebsten Boten,
> Süssen Trostes beste Saat!

Die stille Freude und gute Tat, wie er sie im Auge hat,

werden weiter ausgeführt und an einem bestimmten Beispiel dargestellt:

Wenn erquickt in meinen Armen,
An den Flammen meiner Brust,
Waisenkinder neu erwarmen
Zu des Lebens Müh' und Lust,

Und im tränenfeuchten Blicke
Funkelnd steht der Hoffnung Stern:
O von diesem reinsten Glücke
Kosten alle Todten gern!

Das ist die rechte Libation (der Wein der Alten), welche den Weg ins stille Haus der Todten findet. Darum

Lasst uns leben, lasst uns lieben,
Engvereint in Wort und Tat,
Dass wir grünen hier und drüben
Unsers Gottes Frucht und Saat!

Derselbe Grundgedanke kehrt auch in Nr. 23 „Der Sylvesterabend“ wieder. Durch bleibende Edeltaten kann die Vergänglichkeit der Zeit überwunden werden.

Hochgefühl bestellter Saaten,
Die wir liebevoll gestreut,
Edler Stolz auf gute Taten
Gründet unsre Ewigkeit.

Selbst die Trübsal hangt als Krone
Um das abgeschiedne Jahr,
Dass sie unsern Mut belohne,
Der zur Tugend Helfer war.

Mut ist Seele, Tat ist Leben,
Jeder stirbt nach eigner Wahl,
Denn das ew'ge Vorwärtsstreben
Tödtet jede Todesqual.

Das lehrt ihn auch ein Rückblick auf sein bisheriges Leben; woraus sich dann als letzter Schluss ergibt: „Selbst die flüchtigste Secunde fliege mit dem Siegel meiner Tat“. — Nr. 24 „Weihnacht“ hat zum leitenden Grundgedanken: Die Unendlichkeit Gottes als des unsichtbaren Geistes vermochte er nie zu begreifen, aber das Weihnachtskind kann er menschlich fassen und fühlen; darum zieht es ihn, das alte Kind, hin zum jungen Kinde in der Krippe, wo er nach langer Wandernot wieder wahres Weihnachtsglück geniesst. Der einfache ruhige Ton stimmt zum Inhalte: in Nr. 25 „Hirt und Hirtin an der Krippe“ dagegen, wo er ebenso angemessen gewesen wäre, hat er ihn nicht getroffen. Das Gedicht beginnt erzählend in der Weise alter Weihnachtslieder, verliert sich aber in dunkle sym-

bolisierende Mystik. — Mit Nr. 26 begrüsst er seinen „Geburtstag“, der ihn einst ins „Grün der Erde hinausgestellt“; aber

Nicht Reichtum hast du mir gegeben,
In dessen Glanz Beglückt're leben,
Doch Blüten himmlischer Gedanken,
Um mich ins Licht emporzuranken.

Diese seine Dichterphantasie befähigt ihn, die Schönheit der Welt zu geniessen, trägt ihn über die Leiden und Ängsten des Daseins hinweg und tröstet ihn, dass ihm kein anderes Herz treugeblieben ist als das seiner Mutter. Auch im folgenden Gedichte „Die Osterlerche“ verherrlicht er die Liebe der Mutter, die noch durch die Blumen auf ihrem Grabe, durch die Lerche, die sich darüber erhebt, zu ihrem Kinde spricht. — Eines dieser Jahrestagsgedichte ist nach fremdem Vorbild gestaltet: Nr. 17 „Kirchweihe nach Leopardi“, und dementsprechend leidenschaftlich, freiheitsdurstig, weltbürgerlich, philanthropisch, übermenschenartig gedacht:

Müht euch ab im Staubgewimmel
Um ein enges Vaterland,
Geister bau'n schon hier den Himmel
In sich selbst mit kühner Hand.

Alle grossen, edlen Geister bilden einen Orden.

Unser Tempel ist die Liebe,
Unsre Andacht ist die Tat,
Heilig sind uns alle Triebe
Auf gesetzlichfestem Pfad.

Sei es heiter, sei es trübe,
Jeder streut die volle Saat
Mit der wärmsten Manneslieb e,
Mit der ganzen Mannestat. . .

Leiden ist das tiefste Leben,
Aus den Tränen stammt die Kraft,
Unser kühnes Weltdurchstreben
Ist die Frucht der Leidenschaft. .

Keine blasse Büchertugend
Hängt uns ihre Lügen um,
Unerschöpft an Geist und Tugend
Adeln wir das Heiligtum.

Fort mit eitelm Wortgezänke!
Dass, von allem Zwang befreit,
Jeder forsche, glaub' und denke,
Darum ist die Welt so weit.

Rauschts vom Norden, schallts vom Süden,
Alle Sprachen, jeder Laut
Singen hell vom ew'gen Frieden,
Der für uns die Welt gebaut. .

Jedes Urteil sei geduldet,
Das aus tiefem Herzen stammt,
Was das freie Wort verschuldet,
Sei von Gott allein verdammt.

Und im Siegen und im Fallen
Spinnt sich unser Leben aus,
Ob wir straucheln, ob wir wallen,
Sicher gehts ins Vaterhaus.

Enge Gräber sind gegraben,
Harte Schollen steh'n bereit,
Doch sie sollen uns nicht haben,
Uns gehört die Ewigkeit.

Es wäre überflüssig, nach einem bestimmten Gedichte Leopardi's zu suchen, das B. zu Grunde gelegt, es reizte ihn vielmehr, ein selbständiges Product aus Leopardischer Weltanschauung heraus zu schaffen, wobei eigene Ideen mit einflossen. — Dieser Gruppe kann man auch Nr. 16 „Glockentöne" angliederen, wo die verschiedenen Eindrücke geschildert werden, welche die Töne zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Verhältnissen hervorrufen. Zuerst hört er die Trauertöne der Todtenglocke; dann erscheinen ihm die Glockentöne als Wanderseelen in die Ferne unbestimmter Sehnsucht, dann als Tröster der Armen, die nach der goldenen Freiheit jammern. Ihm selbst haben sie dermalen Frieden ins Herz gesungen.

Verhältnismässig reich sind in dieser Sammlung die erzählenden Gedichte vertreten. Nr. 29 „Die Ehe im Himmel geschlossen" bringt die lustige Schnurre, wie die Lise ihrem Klaus zwar nicht ganz vom Himmel, aber doch vom Baum in die Arme fällt. Nr. 31 „Das Heubad" ist eine Ballade: Ein kranker Jüngling sucht im frischgemähten Alpenheu, einem bekannten Heilmittel, Erlösung von seinen Leiden, findet aber in Folge der Überhitze den Tod. Der einfache Stoff ist inhaltlich in der Art von Freiligraths Blumenrache ausgeführt:

Die Blumengeister schwingen
Sich tanzend um die Pein
Des kranken Gasts und singen
Ins Fieberglüh'n hinein:

„Willkommen, bleicher Knabe,
Du Geist von unserm Geist,
Den wurzellos zum Grabe
Die scharfe Sense reisst."

Der mählich eintretende Schlagfluss wird mit kräftiger Realistik dargestellt:

Da fuhr ein glühend Zücken
Ihm scharf durch Mark und Bein,
Als wollt es ihn zerstücken
Und Leib und Seel entzwei'n.

Ihm quoll aus allen Poren
Erstickend böser Schweiss,
Gebrause füllt die Ohren,
Ihm ward ums Herz so heiss.

Die Sinne all versiegen,
Es dunkelt Licht und Luft.
Die Hütte beginnt zu fliegen
Wie leichter Blütenduft

Am Schlusse, besonders in der letzten Strophe, wirkte Goethe's Erlkönig herein:

Da brannt' am Himmelsbogen
Das frühe Morgenrot.
Der Heuduft war verflogen,
Der Knab im Bade todt. . .

Bei fünf anderen dieser erzählenden Gedichte hat B. Legendenmotive zu Grunde gelegt. So bei Nr. 22 „St. Nikolaus“, der in stiller Nacht den einsamen Dichter besucht, um ihn zu beschenken. Der erzählende Legendenton ist durch breite Ausdeutung der Nikolausäpfel durchbrochen. — Bei Nr. 28 „Nachtigalllied“: In einem Walde stand ein Bild Mariens mit ihrem Kinde. Eine Nachtigall baute das Nest in ihren Schoss, und bald konnte der Christusknabe mit jungen Nachtigallen scherzen:

Er haucht sie holde lächelnd an
Und lehrt sie schöne Lieder
Und sendet sie auf blüh'nder Bahn
Zu armen Menschen nieder.

Drum tönt so hell durch Tal und Feld,
Vom Baum und Bergesrücken
Das Mailied in die weite Welt,
Die Herzen zu entzücken.

Darum ist der Nachtigallensang „Hauch vom Munde des Christuskindleins“ und „Glut vom Mutterherzen“. Die Schönheit der Nachtigalllieder wird also sinnig hergeleitet; das Mangelhafte des Gedichtes jedoch liegt darin, dass eine blosse Statue zur Grundlage der legendarischen Handlung gewählt wird. — Nr. 39 behandelt in heiterem Erzählerton „Sanct Oswald“,

der als König die Meraner von den Hofschranzen und Hoflasten befreite und am Ifinger seinen Sitz aufschlug. Nr. 40 „Die Reliquie zu Absam“ verspottet launig den Volksaberglauben und die schlechten Beamten von 1809, wahrscheinlich liegt eine damals umlaufende Dorfanekdote zu Grunde:

Ein Förster kam aus Mähren
Mit breitgedrücktem Kopf,
Im sichtlichsten Begehren
Nach Kraut und Huhn im Topf. . .

Auch bei Nr. 41, bei der Geschichte des „San Romedio“, flicht B. Satire in die Legende ein, indem er den Heiligen als Volksmann feiert und ihn den Priestern, die weniger selbstlos sind, gegenüberstellt:

O dein Aug' strahlt sonnenklar
Aus dem tiefsten Herzen,
Drinnen steht ein Hochaltar
Mit des Volkes Schmerzen.

Und du hebst die Priesterhand,
Nicht um einzusammeln,
Segnend übers Vaterland
Und der Kinder Stammeln. . .

Auch den Zehent verschmäht er:

Euern Weizen brauch ich nicht,
Mahlt ihn euren Knaben,
Dass sie rot das Angesicht,
Kraft im Herzen haben.

Ebenso sollen sie ihren Wein den Kranken geben, mit dem Messengeld Kleider beschaffen:

Meine Speis' ist Gotteswort
Auf der schönen Erde,
Und im Siege trag ichs fort,
Bis ich Asche werde!

Für die Gedichte 42—49 hat er den Stoff aus der Tiroler Geschichte gewählt. In Nr. 42 freut sich „Margareta, die Maultasche“, in kräftigen unverblümten Worten, dass der kränkliche und untaugsame Hans v. Mähren aus Tirol abzieht, dafür der schönste Sohn Ludwig des Baiern um ihre Hand wirbt; dieser Bund der Herzen soll auch die beiden Völker verbinden, damit sie vereint „urdeutsche Grenzenhut“ halten gegen die Welschen. — Stofflich verwandt, eine Art Fort-

setzung ist Nr. 43 „Ludwig der Brandenburger", der lachend in derber Holzschnittmanier der Maultasch die guten und schlechten Eigenschaften Tirols, der Tiroler und ihrer Gerechtsame darlegt, woraus sich die Schwierigkeiten ergeben, dies Volk zu regieren. Dabei spricht Ludwig mitunter sehr modern:

Die reichste Traubenfülle, der Feige süsser Saft
Erfrischt die Brusterkrankten mit neuer Lebenskraft,
Das arme Herz gesundet im Strich durch Berg und Tal
Bei Wald- und Stromesrauschen, in reiner Lüfte Stahl,
Die Seel' ergrünt von neuem zur Sonnenheiterkeit
Und schwingt die leichten Flügel hoch über Welt und Zeit.

In Nr. 44 „Epilog Oswalds v. Wolkenstein" ruft dieser Ritter in der kecken volkstümlichen Weise seiner Gedichte den Landesregenten trutziglich zu, wie sie beschaffen sein und sich gehaben müssen, wenn sie in Tirol mit Erfolg regieren wollen; in Nr. 45 „Friedrich mit der leeren Tasche" wird der Stil umgekehrt, indem der Landesregent die Tiroler Grafen schmäht:

Herr Marschall, füll mir den Humpen voll!
Mir wirds im Lande gar zu toll:
Die Grafen schrumpfen zu Gräflein ein,
Ihr Leib wird schmal, ihr Scharfsinn klein,
Ein andrer regier ohne Spott und Schand
Mit solchen Gesellen das Vaterland!

Lieber als es mit diesen „geleckten, sündenkahlen" Adeligen zu halten, will er unter freien Bauern der erste Bauer sein. Ein merkwürdiges Product ist Nr. 47 „Der Sarg des Kaisers", das an die Bergesfichte erinnert: Kaiser Max lässt sich aus dem Baume, unter dem er einst den Traum erster Jugendliebe geträumt, den Leichenschrein herstellen, der ihm die Erinnerung an das Jugendglück auch im Grabe wachhalten soll:

Bald lieg ich dann geborgen
In seinem engen Raum:
Lebt wohl, ihr Kaisersorgen!
Willkommen, Jugendtraum!

Nr. 46 „Erzherzog Siegmund“ bietet in Romanzenform eine ergreifende Liebesgeschichte dieses Fürsten, der manchen seiner Landeskinder mehr als Landesvater gewesen ist. In Nr. 48 „Philippine, nach einer Handschrift der Karthause Schnals“, erzählt diese sinnlich genug ihre bekannte Liebesgeschichte, mischt breite lyrische Ergüsse über die Schönheit Tirols und die Vorzüge seiner Bewohner ein, dazu breite Reflexionen über ihr Verhältnis zu Erzherzog Ferdinand, bald jubelnd, bald klagend und immer überstiegen, woran die angezogene Schnalser Handschrift schwerlich eine Schuld trägt. In Nr. 49 endlich wird „Erzherzog Ferdinand Karl“ als Volksfürst gepriesen, der versteht, wie man Tirol regieren muss: nicht durch das „Kanzleirecht der welschen Meister“, auch nicht mit „Schulperücken“, sondern indem man auf des Volkes Art und Sitte eingeht, mit ihm lebt und geniesst.

Schon in diese erzählenden Gedichte schlich sich gelegentlich Satire ein. Ausserdem hat er sie auch selbständig gestaltet. Noch schwach und allgemein als Satire auf alle Stände in Nr. 6: „Im Tale der Begierden“, wo jeder seinen sehr irdischen Leidenschaften nachgeht, sich um den Mitmenschen nicht kümmert, bis der Tod dem „falschen Spiel der Welt“ ein Ende macht. Scharf ausgeprägt und zwar als politische Satire erscheint sie in fünf Zeitgedichten. Nr. 34 „In statu quo 1846“ wettert gegen Censurzwang und schonungslose Unterdrückung jeder freieren Regung, namentlich in der Presse:

Denken macht uns keine Not,
Censorernst verhütet.
Dass sich kein Tiroler todt
Über Büchern brütet.

Die geknebelten Zeitungen dürfen nur von fernstehenden oder gleichgiltigen Dingen reden, auch die geschichtliche Vergangenheit darf nicht frei besprochen werden. Selbst von Hofers „Heldenglanz ist uns nichts geblieben als sein alter Rosenkranz“, der, „zeugt er auch als Heiligtum von dem Schlachtenglücke“, doch nichts von Freiheit gebracht hat.

Und wir nehmens gar nicht krumm,
Stille Opferkälber,
Und vergessen feig und stumm
Unsre Siege selber!

Derselbe schlecht verhaltne Ingrimm spricht aus Nr. 35 „Herbstlied 1847“. Wie durch die Herbststürme die Lebenskeime, die der Mai gebracht, vernichtet und die Schwalben vertrieben werden, so sind durch den Druck in der politischen Welt die freie Rede und das Lied, die Treue, die Kraft, der Mut, die Tat, der Geist gebannt:

Tanzt zum Fest, o Horen!
Ew'ger Friede kreist,
Alles kahl geschoren,
Füll' und Saft erfroren,
Farb' und Duft verloren,
Todt der letzte Geist!

Diese Gedichte beweisen klärlich, wie der masslose Polizeidruck den bedeutenderen Köpfen auch in geistlichen Kreisen unerträglich geworden war. Deshalb begrüsste B. anfänglich den Zusammenbruch dieses alten Regiments im Frühjahr 1848 mit Nr. 36 „Auferstehung“:

Dumpfe Gräber aufgetan,
Und gesprengt die Särge,
Stimmet Freiheitslieder an,
Grüsst die alten Berge!

Wie er die frühere Zeit dem tödtenden Herbst verglichen, so die neue dem lebenweckenden Frühling; nebenbei geisselt er auch hier noch das verflossene Regiment:

Gute Aufsicht fehlt uns zwar
Und die alte Landschaft,
Doch die Luft ist frisch und klar
Ohne Zopf und Standschaft.

Radicale Strömungen aber und die Lockerung alter Tugenden weist er von vornherein ab:

Alte Lieb' und feste Treu'
Soll uns niemand mindern,
Auferstanden sind wir frei,
Bleib' es unsern Kindern!

Hierin war er vorsichtiger und weiterblickend als sein jüngerer Standes- und Sangesgenosse Messmer, der die Freiheit mit unbegrenztem Jubel begrüsste:

Rasch die Fesseln fort!
Ein Sturm mit mächt'gem Wehen
Rauscht durch den Völkerwald:
Die Welt will neu erstehen,
Die alte — war zu alt!

Erst als der Kaiser sich von Wien flüchten musste und nach Innsbruck kam, rief er enttäuscht:

Ist das der Freiheit Baum auf deutschem Boden?
Ist das der neuen Zeiten Morgenrot?
Das ist die Nacht, das ist der Todesodem
Vom Riesenschierling aus der Seine Kot!...
Schmach der Pöbeldirne!...

In Nr. 37 „Der goldnen Chronik vom Schloss Tirol" gibt B. Anweisungen, wie das Volk das neue Regiment wünscht:

Vielregieren mehrt die Not
In den Alpentalen.
Teuer wird das Weizenbrot,
Niemand kanns bezahlen.

Auch soll man den Bauern nicht dareinreden, wie sie Haus und Feld zu bestellen haben:

Was dem Bauer heilsam ist,
Schafft er sich wohl selber,
Niemals legt ein guter Christ
In das Bett die Kälber.

Dagegen soll man Richter senden, die Baumannsart kennen, soll Männer aus dem Volke als Eidgeschworne wählen, das Recht zu sprechen:

Wer aus unserm Blute spricht,
Dringt uns auch zu Herzen,
Nur das eigne Blutgericht
Heilt des Volkes Schmerzen.

Schützen und tapfere Landwehr sollen für die Grenzwacht sorgen, aber nicht ausser Land commandiert werden:

Also spricht Tirolerrecht,
Das ihr einst beschworen,
Ist eu'r Staatsgedächtnis schlecht,
Uns ists nicht verloren.

Alsdann brauchen die deutschen Tiroler einen starken Rückhalt an den andern deutschen Brüdern; daher fordert er Aufhebung der Zollschranken, auch der geistigen, und Zusammenschluss aller deutschen Stämme, so sehr diese gegenwärtig noch bloss ihre Sonderinteressen verfolgen (= „eigne Ross' zur Schwemme treiben"):

Strom und Wind rauscht deutschen Klang,
Sprache deutsches Leben,
Unsrer Hirten Waldgesang
Will zu Brüdern schweben.

Warenzoll sei abgetan
Und die Mautenschranke,
Frei der deutsche Pilgersmann,
Frei der Gottgedanke!

Heilig sei der grosse Bund
Aller deutschen Stämme,
Treibt ein jeder auch zur Stund'
Eigne Ross' zur Schwemme.

Und der deutsche Dichtertraum
Soll um alle schweben
Und zum schönsten Kranz am Baum
Zweig und Blätter weben!

Unter dem „Dichtertraum" meint er E. M. Arndts bekanntes Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

Eine persönliche Wendung gibt B. der Satire im fabelartigen Gedicht Nr. 33 „Die Zigeuner". Die frechen Zigeuner sind die Spatzen, welche die Schwalbe aus dem Neste werfen und die eignen Jungen darin ausbrüten, überdies die abziehende Schwalbe verspotten und des Diebstahls zeihen. Ähnlich ergeht es dem Dichter mit seinen Büchern, die geplündert und dabei getadelt werden: „Ein andrer geht in meinem Tuch und zahlt mit Spott und Lüge". Das letzte dieser Producte, Nr. 38 „Der Stechschuss", richtet er an die jüngeren Sangesge-

nossen, welche sich angewöhnt hatten, ihn als unbedingten Gegner und dichterischen Wettkämpfer zu betrachten (vgl. oben S. 303), wobei es auch Hiebe auf das alte Regiment absetzt. Es ist ganz angemessen, dass in solch satirischen Gedichten der groteske Stil überwiegt.

Vereinzelt in dieser Sammlung stehen Nr. 30, 32 und 50. Während B. sonst gern vom Irdischen zum Himmlischen führt, versucht er ausnahmsweise in der „Nonne“ (Nr. 30) den umgekehrten Weg. Ein Marienbild mit dem Christusknaben, in altitalienischer Manier gedacht, erweckt in der Nonne das Gefühl innigen Mutterglückes: „Das Weib kann einmal nur auf Erden, wenn sie das Kindlein herzt im Schosse, im reichsten Masse glücklich werden“. Durch Uhlands „Nonne“ waren derartige Gedichte neuerdings angeregt worden. In der „Heimsuchung“ (Nr. 32) macht B., wofern ich ihn hier überhaupt verstehe, den wenig gelungenen Versuch eines Liebesliedes voll unbestimmter süsslicher Wendungen ohne Saft und Kraft. In Nr. 50 versetzt er sich in die Empfindungsweise eines „Ruhelosen“, dem das Jugendglück rasch zerrann. Seitdem sucht er vergebens die „Seelenrast“; eine unbestimmte Sehnsucht jagt ihn:

So ras ich wild durchs Leben
In weltvergessner Hast
Und find im Vorwärtsstreben
Auf keiner Stelle Rast.

Die Gedichte Nr. 51—53: Krankheit, Tod, Begräbnis, sind als Scholarenlieder gedacht und inhaltlich zu einem Cyclus verbunden. Mit unverwüstlichem Frohsinn liegt der fahrende Scholar in Nr. 51 auf dem Krankenbett, fühlt seine Kraft gebrochen und wünscht Linderung:

Süssen Honig flösst mir ein
Von den Alpenkräutern,
Himmlisch muss das Labsal sein
Und die Seel' erweitern.

Lust'ge Vöglein schafft herbei
Aus dem Lenzgebüsche,
Dass ihr Locken, rein und frei,
Meinen Mut erfrische.

Lasst sie dann von eurer Hand
Fliegen in die Weite,
Dass es mir ins schönre Land
Gute Fahrt bedeute.

Dagegen lasse man ja kein „dummes Angesicht“ zu seinem Bette, sondern nur „schöne Seelen mit dem hellen Augenstern“;

Singt mir dann ein zartes Lied
Von der ew'gen Liebe,
Dass sein Trost auf mein Gemüt
Sanften Einfluss übe.

Hilft mir euer Singen nicht,
Dass ich neu gesunde,
Neig ich gern mein Angesicht
In die letzte Stunde.

Froher Mut erleichtert auch das Sterben. Dieses Sterben besingt Nr. 52 „Tod!“

Sterben will ich ganz allein
In der engen Zelle,
Lasst mir nur den Sonnenschein
Und des Lufthauchs Welle!

Und die Hölle fürcht ich nicht
In den fernen Landen,
Denn ich hab ihr Strafgericht
Auf der Welt bestanden.

Bleibt mit eurer Weisheit aus
Und mit spätem Segen,
Gott umströmt das kleinste Haus
Mit des Frühlings Regen.

Lasst mir eine Nachtigall
In der Myrte singen,
Selbst beim letzten tiefsten Fall
Muss es lieblich klingen.

Diese Wünsche sind dem gewissensleichten, lebensfreudigen Scholarengemüt angemessen; aber die rein anakreontischen Motive der folgenden Strophen verfehlen ihre Wirkung: er wünscht ein Kränzlein um die Haare und „Geist vom Rebenzweige im krystallnen Festpokal“, damit die „goldnen Tropfen“ als „süsser Traum durch die kranken Glieder glühen“. Das anakreontische Weinmotiv tritt auch in der Mitte des folgenden Liedes „Begräbnis“ störend hervor. Er wünscht eine liebliche Ruhestätte:

Nur in keine düstre Gruft!
Senkt mich ein im Garten,
Wo mir hell in Licht und Luft
Tausend Blumen warten.

Auf seinem Grabe sollen die Freunde ihren Liebesbund erneuern und in antiker Weise mit Leitenwein die Libation feiern:

Habt ihr edlen Leitenwein,
Feuerkräft'gen, roten,
Schlürft das heil'ge Labsal ein,
Das erquickt die Todten!

Wenn sie dann das Bundeslied singen, ist er geistig unter ihnen:

Tönt euch dann das Bundeslied
Aus der reinen Kehle,
Bin auch ich heraufgeblüht
Mit der ganzen Seele.

Auch keine trübselige Leichenrede sollen sie halten und alles meiden, was den Eindruck heitern Friedens stört:

Denkt nicht mehr an meine Not
Im zerrissnen Kleide:
Allen Gram verschlingt der Tod,
Ewig lebt die Freude!

Sprenget keine Wasserflut
Auf mein Blütenträumen:
Wer in Gottes Armen ruht,
Muss von selber keimen.

Weint mir keine Träne nach,
Dass sie mich nicht quäle:
In das Weltmeer eilt der Bach
Und zu Gott die Seele.

Setzt mir keinen schweren Stein
Und kein Bild der Schmerzen:
Leicht will ich im Tode sein,
Mit gebrochnem Herzen!

Das Gedicht bezeugt am besten, wie fictiv diese Scholarenlieder sind und wie wenig sie Persönliches zum Ausdruck bringen; denn vom „zerrissnen Kleid“ konnte bei ihm, dessen Sorgfalt für seine äussere Erscheinung gerühmt wird, keine Rede sein; desgleichen verlangte er für die Todten ganz anderes „Labsal“ als Wein (vgl. oben S. 310). Viel mehr enthält das Schlussgedicht Nr. 54 „Der letzte Schmerz“ eigenes Gefühl. Selbstlos verzichtet der Dichter auf die Dankbarkeit der Nachwelt; nur von einem Freunde, der sich durch seinen „lichten Blick“ auszeichnet, verlangt er treues Angedenken; bewahrt es auch dieser nicht, ist es um treue Lieb' auf Erden geschehen, und das wird sein letzter Schmerz sein:

Wenn ich einmal begraben bin,
So werden tausend vorüberzieh'n,
Und keiner denket mit Liebe mein:
Mit Recht wohl muss ich vergessen sein;
Denn jeder trägt in beengter Brust
Den eignen Schmerz und die eigne Lust.
Das Denken vom Leben zum Tod ist weit,
Der Lebende hat nur fürs Leben Zeit
Und Liebe kaum für sein eignes Haus,
Wie reicht er damit für die Todten aus!

Kommt aber einer mit lichtem Blick,
Im Herzen vielleicht ein zweites Glück,
Und pflückt ohne Trän' von meinem Grab
Das erste Blümchen des Frühlings ab,
So wirds nicht umsonst am Kirchenweg
Von tiefaufatmenden Seufzern reg,
Nachtwandler hören es klagend weh'n:
Um treue Lieb' ists auf Erden gescheh'n!
Und liegt am kommenden Morgenrot
Die Lerch' im Nest am Grabe todt,
So brach ihr ein Hauch von meinem Schmerz
Das liederreiche, das treue Herz!

Diese wehmütige Klage ist Bs. Schwanengesang. Seine lyrische Dichtung ist mit dieser Sammlung im wesentlichen abgeschlossen. Was in derselben gegen die frühere zunächst auffällt, ist der Mangel mystischer Gedichte; nur das süssliche, dunkle Weihnachtslied Nr. 25 ist in der früheren Art; ausserdem begegnen bloss einzelne Anflüge aus der alten Zeit. Alsdann sind die Gedichte gegenständlicher geworden. Ist auch jetzt der überwiegende Teil der Stoffe nicht erlebt, sondern erträumt, so hat sich B. doch zu grösserer Realität und Anschaulichkeit durchgeläutert. Dem entspricht das Anwachsen der einfachen Empfindungslyrik gegenüber der Lyrik der Beschreibung, der Gedanken und Sentenz; dem entspricht ferner die Abnahme der Übertreibungen und Überstiegenheiten, sowie die grössere Einfachheit in Strophenbau und Strophenzahl: die meisten Strophen sind vierversig, 2 haben sechs, eine acht, eine zwölf Verse; dazu kommen 8 Gedichte in Reimpaaren; der Durchschnitt der Strophenzahl beträgt 10; den grössten Umfang besitzen natürlich die Satirica. Die meist kurzen, leichtbeschwingten, nach dem Inhalt schön abgegliederten Verse tragen den Charakter der Sangbarkeit an sich. Die Reinheit der Reime hält sich auf der früheren Höhe. Die Dichtungsgattungen haben sich trotz der geringeren Productzahl vermehrt, desgleichen der Wechsel zwischen ernsten und heiteren, weltlichen und geistlichen Gedichten, wodurch die frühere Eintönigkeit stark gemindert wird. Kehren auch jetzt noch verschiedene Wendungen und Ausdrücke in fester Prägung oftmals wieder,

so erfreut doch eine Fülle neuer origineller Gedanken, Bilder und Vergleiche; die Stellen von „unbeschreiblicher Schönheit“ finden sich häufiger, wenngleich die Zahl durchweg schöner Gedichte auch jetzt klein ist und durch eine sorgfältig nachbessernde Hand leicht hätte vervielfältigt werden können; allein dazu kam der temperamentvolle Dichter, der bei der Production stets seines Gottes voll war und die Verse im Fluge hinsprudelte, jetzt ebenso wenig wie früher; trotzdem begegnen nur vereinzelte Reste missgriffener oder farbloser Ausdrücke. Schiller, die Romantiker, alle Vorbilder überhaupt sind zurückgetreten, Beda's Eigenart hat sich befestigt und ist herrschend geworden.

Die ausserordentliche litterarische Arbeitsleistung Beda's, seine schulmännische Tüchtigkeit, die Eigenart seiner kraftvollen Persönlichkeit breiteten seinen Ruf immer weiter aus; die misslungenen Angriffe seiner Gegner im Sängerkrieg lenkten die Aufmerksamkeit noch mehr auf den Meraner Professor und lockten Anerkennungs- ja Huldigungsäusserungen hervor, wovon ich S. 267 ein paar Beispiele angeführt habe. Am wertvollsten für ihn war, dass er jetzt auch aus den höchsten Gelehrtenkreisen bedeutsame Ehrungen erfuhr. 1846 wurde endlich in Wien die Akademie der Wissenschaften gegründet, die Leibnitz schon vor mehr als hundert Jahren beantragt hatte. Am 16. V. 47 ernannte der Kaiser über Vorschlag der „Vorcommission“, die zumeist aus Gelehrten bestand, die ersten wirklichen Mitglieder, darunter neben Grillparzer, Chmel, Hammer, Lad. Pyrker auch zwei Tiroler: Beda und Albert Jäger. Wie sehr man die Auszeichnung in der Heimat fühlte, lässt der Briefärger Streiters (an seinen Münchner Freund 1. VI.) erkennen: „Was hat er denn Tüchtiges geleistet, das ihn solcher Ehre wert macht?“ Steub muss ihn wieder einmal ausgelacht haben, weil der leidenschaftliche Mann seinen Brief vom 6. IX. mit der selbstbeschönigenden Abwehr beginnt: „Erlauben Sie mir zu erläutern, dass meinerseits keine persönliche Gereiztheit gegen Domingo vorwaltet“.

Am 19. VI. reiste B. nach Wien und zwar über Kärnten, um sich daselbst beim Vorstand des historischen Vereins, der

ihn vor Jahresfrist zum Ehrenmitglied ernannt hatte, zu bedanken (an Schumacher 12. VII. 47). Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in der Reichshauptstadt fuhr er über Venedig, wo er seine Schwester besuchte, heimwärts. Am 29. VII. 48 wurde ihm eine neue Auszeichnung zu Teil, indem die Akademie der Wissenschaften zu München ihn zum correspondierenden Mitglied wählte. Darüber schwieg der Herr v. Paiersberg ganz, und L. Steub hatte den Schlag noch 1882 nicht überwunden (Skr. 478). Die grösste Enttäuschung aber brachten den beiden die Wahlen ins Frankfurter Parlament, worüber nunmehr zu handeln ist. So schloss diese Periode rühmlich für Beda, betrüblich für seine Gegner ab. Arbeitstüchtigkeit siegte über Kabale.

X. Abgeordneter der Nationalversammlung 1848—49.

In unglaublicher Schnelligkeit warfen die Märzstürme von 1848 den tönernen Koloss des alten Regiments, der so fest zu stehen schien, in den Staub: er entbehrte eben, wie wir gesehen, jeder volkstümlichen Grundlage, war Weltlichen und Geistlichen zur Last geworden und hatte nur an einigen „höheren“ Bureaukraten und alten „Zionswächtern“ morsche Stützen. Die conservativen Massen, welche die Brustwehr gegen den Umsturz hätten bilden können, sahen untätig zu; denn ihnen fehlte jede Organisation, da die alte Regierung alle Ansätze dazu mit Argusaugen erspäht und mit schonungsloser Faust erdrückt hatte. Selbst die Greuel und Übergriffe unlauterer Volksaufwiegler nahm man anfänglich leichten Sinnes in den Kauf und lachte über die Liberalen, die alsbald am Narrenseil ausschweifender Demokraten tanzten. Mit grossem Eifer rüstete auch Österreich im April zu den Wahlen für die Frankfurter „Nationalversammlung“, welche von vielen Übeln der alten Welt erlösen, den zersplitterten deutschen Landen eine bessere Reichsverfassung und eine feste Reichseinheit bringen sollte;

nur in Böhmen behinderten die Tschechen die Wahlen, so dass 46 Bezirke ohne Vertreter blieben: es war der erste, noch ungefährliche Vorstoss gegen das Deutschtum. In Tirol fiel die Wahl auf den 8. Mai. Am 21. IV. schrieb Streiter in Bozen an seinen Münchner Gesinnungsgenossen: er halte es für sicher, dass Steub in Baiern gewählt werde; „seit gestern haben sich hier wider all mein Vermuten die Chancen sehr günstig für mich gestellt". Einen Tag später sandte er seinen Wahlaufruf mit der steigenden Hoffnung, am 8. siegreich aus der Urne hervorzugehen; er wusste noch nicht, dass die nachbarlichen Meraner den nun von ihm ebenso gehassten wie einst geliebten Beda zum Abgeordneten begehrten. Dieser hatte die Osterferien benützt, um einen Ausflug nach Südtirol zu machen; in Riva erreichte den Ahnungslosen die Botschaft des Meraner Bürgermeisters mit dem Wunsche der Burggräfler. Sein Bischof (in Trient), bei dem er auf dem Rückweg zusprach, drängte, der neue grosse Wirkungskreis lockte, und so griff er mit beiden Händen zu. „Meine Grundsätze sind bekannt", schreibt er am 23. IV. an Haller, „stets für Österreich, Tirol und alle wünschenswerten Verbesserungen in unserem Staats- und Kirchenhaushalte". Am 27. IV. liess er sein Programm ausgehen. „Aus Eurer Mitte hervorgegangen, mit Euren Leiden und Freuden von Jugend auf vertraut, habe ich mich durch zwanzigjährigen Volksdienst Euch allen hinlänglich kenntlich gemacht. Mein Glaubensbekenntnis liegt zum Teil gedruckt in meinen Schriften; und bin ich für meine Grundsätze, für meine Wahrheitstreue selbst von der alten österreichischen Polizei verfolgt worden, so liefert Euch das den besten Beweis, dass ich den Grossen nie geschmeichelt habe, dass ich um keinen Preis jemands Knecht werden wollte". So stellt er sich als Volksmann mit erprobter Nackensteife nach oben vor; dann entwirft er die Grundzüge seiner österreichischen, nationalen und Reichspolitik: „Tirol und Österreich im innigen Anschluss an Deutschland soll meine, soll Eure Losung sein.. Mit inniger Liebe schliessen wir uns an Deutschland an, von dem wir zu unserem Schaden schon so lange durch schwere Zölle getrennt waren. Ein grosses, einiges, starkes Deutschland, das kühne Wort unseres vielge-

liebten Erzherzogs Johann, soll der leitende Gedanke unserer deutschen Herzen an der Grenzmark von Italien sein! Aber unsere inneren Angelegenheiten wollen wir unter Österreichs Regierung selbst verwalten.. Wir wollen keine deutsche Republik, keinen deutschen Föderativstaat, in welchem der Kaiser von Österreich bloss erblicher Gouverneur seiner Länder wäre, sondern einen mächtigen deutschen Bundesstaat.. Und sollen wir einen Kaiser wählen zu Frankfurt am Main, so ist es Österreich, dem unsere Stimmen gelten; wir wollen mit Preussen, aber nicht für Preussen stimmen, weil es uns unmöglich ist, ein anderes deutsches Oberhaupt zu denken als ein österreichisches. Das sind meine Grundsätze, ihr Bauern und Bürger von Südtirol! Ich habe sie von Euch gelernt und will sie für Euch im Parlamente zu Frankfurt furchtlos bekennen". Das vormärzliche Regiment wird weiterhin einer scharfen Kritik unterzogen, auf Massregeln zur Besserung des Volkswohlstandes hingewiesen: er fordert Zollschutz für die Tiroler Weine gegenüber den italienischen, Verhinderung der Holzausfuhr nach Italien, welche den Weinbau verteuere; Entfernung der Zollschranken gegen Baiern, um die Weinausfuhr zu ermöglichen; Minderung der Verzehrungssteuer und der Stempelgelder, dafür stärkere Belastung der reichen Kapitalien; mehr Landtagsmandate für den Bauern- und Bürgerstand, Entfernung aller Bevormundung des Gemeindevermögens, alles Dareinredens des Staates in Religions- und Kirchenangelegenheiten.

Bald warfen sich feindliche Kräfte hindernd in den Weg. Seine scharfe Kritik reizte einen ungenannten „Regierungs- und Volksfreund" zu einem schwächlichen Versuch, mit allerlei schlottrigen Redensarten die Regierung zu verteidigen und des Candidaten Programm zu tadeln (Tir. Bote Nr. 50). Schon am 25. IV. hatte Streiter an Steub eine Liste der Wahlwerber mitgeteilt mit dem für ihn wieder so recht bezeichnenden Zusatz: „Ich bitte, schreiben Sie gegen diese; da ich selbst Candidat bin, kann ich die andern nicht tadeln". In Bs. Bezirk streute man aus, dass er als Ordensmann gar nicht wählbar sei, und brachte diesen Vorwand auch vor das Kreisamt Bozen; allein dies fühlte sich nicht berufen, darüber zu

entscheiden, denn die Frage gehe den Wahlausschuss und die Nationalversammlung in Frankfurt an (Act vom 6. V. Statth. Arch.). Beda stellte sich (5. V) mit einer öffentlichen Erklärung zur Wehr: das Gerücht sei in trügerischer Absicht ausgestreut worden; er habe persönlich bei Erzherzog Johann angefragt und zur Antwort erhalten, „dass ich nicht nur wählbar sei, sondern dass er wünsche, dass ich mich wählen lasse".

Der Wahltag brachte Sieg und Niederlage. Am 9. V. (Statth. Arch.) erstattete der Kreishauptmann an das Gubernium Bericht. In Meran wurden als Abgeordneter und dessen Stellvertreter gewählt: Beda Weber mit 72 von 90 und Valentin Haller mit 69 von 90 Stimmen; in die übrigen 18 Stimmen teilten sich drei Doctoren: Tappeiner (Meran), Vögele (Schlanders) und Streiter. Dass der nach Streiters Berichten isolierte, gemiedene, ja förmlich missachtete Beda noch mehr Stimmen erhielt als der allgemein beliebte Meraner Bürgermeister, war ein Volksgericht über alle Verunglimpfungen, mit denen man ihn seit Jahren in weitesten Kreisen zu discreditieren gesucht hatte. Nicht viel weniger trostlos giengen die Dinge in Bozen. Der Mann, der sich so oft die Wortführung für ganz Tirol angemasst, musste am 8. V. an den Schicksalsgenossen Steub nach München melden: „Baron Unterrichter wurde mit 85 Stimmen unter 108—110 gewählt"[1]). Auf den armseligen Trümmern seiner Volksherrlichkeit stimmt er nun die alte Klage über die Pfaffen und eine ganz neue über den Constitutionalismus an, den er noch vor kurzem nicht genug bejubeln konnte: „Die Pfaffen erhoben dieser Tage gewaltig ihr Haupt, und es ist nun unter dem constitutionellen Regime eine weit grössere Tyrannei zu befürchten, als unter dem alten patriarchalischen. Für Brixen soll Prof. Gasser, für Oberinntal Flir, Unterinntal Alb. Jäger, der Zelot für Brandis, in Aussicht stehen: also ist das ultramontane Princip bestens vertreten. Für mich bleibt, wie ich Ihnen schon vor einigen Tagen schrieb und nun immer fühlbarer wird, nichts anderes übrig als auszuwandern: dies die

[1]) Seinen schlimmsten heimlichen Gegenspieler will Str. (am 9. V. an Steub) in Dr. v. Hepperger entdeckt haben.

Blüte der constitutionellen Freiheit in unserem fanatisierten Lande. Sagen Sie mir, ob Sie kein Plätzchen wissen, wo ich mich ruhig niederlassen kann. Hier walten Frömmlinge, nicht Deutsche". Man sieht, wie der unerwartete Schlag ihn gebeugt![1]). Die Namen der Gewählten waren richtig, nur ist Jäger mit Schuler zu vertauschen und Dr. Hasslwanter, Decan Schmidt und Prof. Kerer zu ergänzen. Alle haben sich gerade in Frankfurt als gute Deutsche bewährt.

Am 14. V. behob Beda die fälligen Reise- und Taggelder und eilte nach Frankfurt. Als er über die Wasserscheide der luftigen Brennerhöhe fuhr, hatte er schwerlich eine Ahnung, dass er damit auch über eine wichtige Grenzscheide seines Lebens setze: dass seine Wirksamkeit in Tirol hinter ihm lag und die neue Welt mit ganz anderen Aufgaben ihn dauernd fesseln werde. Auf der Reise stritt noch die Freude, dass nun „die Kleinheit der bisherigen Verhältnisse mit ihrem Mangel an Weltbildungsmitteln und grossen Lebenserfahrungen weggenommen" sei, mit schmerzlichem Heimweh; oft schaute sein Auge rückwärts nach den geliebten Heimatsbergen und wollte kein Gefallen finden an den neuen Gegenden. „Es geht doch nichts über unser schönes Land Tirol! Ich bin ganz verwöhnt durch die üppige Pracht der etschländischen Berge und Ströme", klagt der erste Brief aus Frankfurt"[2]); nur der „Spessart, bekannt aus dem Waldfräulein von Zedlitz, ein vielstundenlanger Laubwald von der üppigsten, zartesten, wildesten Art, ein wahres Zauberstück der Phantasie", fesselte seine Aufmerksamkeit; in Hessen bedauerte er das „armselige Volk, gegen das

[1]) Das Hetzen konnte er trotzdem nicht lassen. Am 2. VII. sucht er Steub zu einem Angriff gegen die neuen Landtagsabgeordneten Pfeifer, Gummer, K. v. Zallinger zu bewegen und sendet Material dazu; dann zieht er gegen Pichler, damals Studentenhauptmann an der welschtirolischen Grenze, los, nachdem er schon am 19. VI. mitgeteilt, wie man dessen Wahl zum Hauptmann bedauere.

[2]) B. richtete in der ersten Frankfurter Zeit an verschiedene Adressaten des Hauses Gartenberg eine Reihe Briefe, von denen Frl. Julie v. G. Abschriften für Ferd. v. Giovanelli fertigte, die noch vorhanden sind und mir durch die Güte des Freih. Jos. v. Giovanelli zur Verfügung gestellt wurden (als G. citiert).

unsere Bauern wahre Fürsten sind". Erst in der Nähe von Offenbach und Frankfurt findet er das „Land schön wie eine prachtvolle Gartenlandschaft in Italien".

Am 18. V. Abends fuhr er in Frankfurt ein, der „schönsten Stadt, die ich gesehen habe". Er hatte sich etwas verspätet; denn schon Nachmittag waren die „deutschen Nationalvertreter" „entblössten Hauptes", nur beschattet von den schwarzrotgoldnen Fahnen, die aus allen Häusern wehten, unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute aller Glocken und den brausenden Hochrufen des Volkes aus nah und fern vom Kaisersaal des Römers in die festlichgeschmückte Paulskirche zur ersten vorberatenden Sitzung eingezogen. Am nächsten Tage, nachdem Prof. Phillips aus München ihn „über alles unterrichtet hatte", erscheint er bei der Einreihung der Abgeordneten in 15 Abteilungen und erhält die Aufgabe, die Constituierung der 15. zu leiten. „Ich bin durch Zufall bestimmt worden, Rheinländer und Westphalen mit den Tirolern, Salzburgern und einigen Nordpreussen zu verbinden" (an Haller 19. VI). Mit allen Organen seines erfahrungsdurstigen Geistes bohrt er sich in die neuen Verhältnisse ein. „Das Leben ist wahrhaft grossartig, die merkwürdigsten Leute sind beisammen, und man kann prachtvolle Bekanntschaften machen.. Hier lernt man viel, an einem Tage mehr als aus jahrelangen Studien" (an G. 20. V). „Gestern lernte ich Anast. Grün kennen, einen grossen, schönen Mann, der jedoch im Gesicht etwas hat, was nicht angenehm auf mich wirkt. Er war sehr freundlich" (24. V). So tritt er mit Fallmerayer, Gfrörer u. v. a. in nähere Beziehungen. Angelegentlich verfolgt er die Parteigruppierungen, studiert die politischen wie persönlichen Charaktere seiner Collegen. Manch charakteristischen Zunamen greift er auf oder prägt er neu: Waitz aus Göttingen z. B. erscheint als „Reichsblindschleiche", Beseler aus Greifswald als „Reichslangweiler", Venedey aus Köln, der Gegensatz beider, als „Reichscanarienvogel"; Jak. Grimm tut und spricht wie eine „Taucherente", Arndt, „der alte Demagoge, schwätzt wie eine Elster", Welcker „grimassiert wie ein Zahnarzt zu Florenz, der für alles helfen kann". In einer Reihe von Artikeln, die von kraftstrotzendem Witz und Sarkasmus

triefen, setzt er zuerst durch die hist. pol. Blätter, dann durch die Charakterbilder S. 323 ff.[1]) seine Ansichten in Umlauf, zugleich sendet er an das Tir. Volksblatt in Bozen und seit Anfang 1849 auch (fast jeden zweiten Tag) an den Tir. Boten eingehende Berichte über die Verhandlungen in der Paulskirche. Diese selbst entspricht nicht seiner Erwartung: „Ihrem Baumeister hat offenbar ein neckischer Geist in den Plan gearbeitet. Kein leiser Ausdruck von ahnungsreicher, warmer Andacht und Gottesnähe, von Gebet und Kirchenlied spricht aus den kalten, antik-modernen Formen der Rotunde, deren Kuppel auf jonischen Säulen ruht und unter ihrer kühnen Wölbung, wo nicht ein fröhliches Volk von Tänzern, doch jedenfalls sehr weltlichen Verkehr zu erwarten scheint“. Bewundernd blickt er dagegen zur erhabenen Domkirche empor: zu „diesem schönen trauernden Rest aus der deutschen Vorzeit, wo innige Anhänglichkeit an Christus und seine Kirche die beste Centralgewalt zur Einheit des hl. deutschen Reiches gewesen“.

Anfänglich fühlte auch B. sich getragen vom Gefühl der weltgeschichtlichen Bedeutung dieses „ersten deutschen Parlaments“, zu dem das deutsche Volk voll Stolz und Hoffnung die Auslese seiner Intelligenz gesandt hatte. Die Förderung „deutscher Einheit und deutscher Freiheit, deutscher Glaubenstreue und deutscher Gesittung“ erwartete er als schönen Erfolg der vereinten Bemühungen von 550 auserwählten Männern. Aber schon nach den ersten Tagen sank sein Vertrauen: „Gestern, ich sass in der Kammer zwischen Uhland und Ruge, was heiteres Lächeln bei meinen Bekannten hervorrief, gab es einen heissen Kampf. Es ward nämlich vorgeschlagen, alle Provinziallandtage zu verbieten während des hiesigen souvränen Reichstages, was natürlich in den notwendigen Folgen furchtbare Wirkung gemacht haben würde, denn wir wären als Oberbehörde statt der Fürsten aufgetreten. Es war eine furchtbare

[1]) Einzelne dieser Artikel wurden auch in Sonderabdrucken als Flugschriften verbreitet, z. B. Prof. Karl Vogt, histor. physiolog. geschildert (III. Aufl. 1868): gegen den bekannten Physiologen, der „Gott und Geist verleugnet, weil er beide nicht in der Gehirnsubstanz findet“.

Wut der Preussen und Republikaner, die Tribüne war eigentlich bestürmt von Leuten, die furchtbar schrien, tobten, rasten, drohten, die Majorität beschimpften. Wäre nicht Gagern so unerhört kühn, mächtig und entsetzlich als Präsident, sie hätten uns alle gefressen.. Robert Blum, Wesendonk, Raveaux und Gesellen (von der äussersten Linken) sehen aus wie Räuber.. Mir graut beim Gedanken, dass diese liederlichen Kerle das deutsche Volk regieren sollen.. Wir gaben uns das Wort, nicht viel zu reden, weil es ganz vergeblich ist. Es spricht nur der eine und andere der Conservativen, und dann stimmen wir ab. Wir sind in Gefahr, den Arbeitern und Proletariern überantwortet zu werden, und fast alle Tage wird (in der Stadt) die Republik ausgerufen, dem Hecker ein Vivat gebracht; vor drei Tagen wollte man ihm gar die deutsche Kaiserkrone übertragen.. O Ihr Glücklichen an der Etsch, denket mein in der politischen Wüste und seid froh im schönen Lande" (an G. 23. V). Und am nächsten Tage: „Es ist für mich überaus schmerzlich, ein so brüllendes, unanständiges, rasendes Parlament stundenlang ertragen zu müssen". Am 19. VI. klagt er (an Haller): „Es geschieht nichts als ein höchst unerquickliches tagtägliches Reiben zwischen der Republik und dem constitutionellen Königtum". Die Männer der Linken ergriffen jede Gelegenheit, durch „Phrasengepolter" die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich zu ziehen, den Gang fruchtbarer Tätigkeit aufzuhalten, Volksaufläufe anzuzetteln und „jede Zukunft trostlos zu machen". Ihr Treiben erfüllte ihn mit Abscheu. Kein Tropfen demagogischen Öles, das damals in Strömen floss, hat sein Haupt berührt, und das neueste Schlagwort von der „Majestät des Volkes", welches die „Pöbeltribunen" in „ihrer Gedankenarmut und Würdelosigkeit bewieherten", war ihm ein Gegenstand des Gespöttes. Mit aufrichtigem Schmerz erblickte er unter ihnen einen Teil der Abgeordneten Österreichs, welche die „Aulawirtschaft, nicht minder die Lectüre von Schmutzblättern und Lotterbroschüren in- und ausländischer Revolutionsjugend corrumpiert" hat. An sie lehnen sich die „Welschtiroler, als Vertreter des lombardischen Ver-

rates am deutschen Recht, welche die Hälfte des seit unfürdenklicher Zeit deutschen Tirolerlandes zu Italien schlagen wollen".

Dieser Zerstörungspartei gegenüber gewahrt er mit Freude, dass der grössere Teil der Versammlung monarchisch gesinnt ist und dass nun mancher, der unter dem „alten Regimente entsetzlich radical" getan, durch den schnellen Lauf der Dinge unsanft an das conservative Ufer gespült wurde". Auch Litteraturgrössen wie Dahlmann, Jakob Grimm, Raumer, Gervinus u. a. sieht er jetzt „notgedrungen" an der Grenze der rechten Seite stehen. „Armer Gervinus, Du hast das Äusserste für die republikanische Jugend getan, unbarmherzig das religiöse Moment deutscher Dichtung gegeisselt und der politischen Poesie das Wort geredet mit dem Scharfsinn eines bezahlten Advocaten, und nun empört sich der Ton gegen den Töpfer mit formloser Frechheit und findet die deutsche Zeitung von Heidelberg, deine jüngste, vielgeliebte Tochter, fade und langweilig". Etwas von diesem Ausspruch hätte B. füglich auch auf sich selber anwenden können, da er jetzt wieder ein Stück tiefer im conservativen Lager erscheint, als man früher hätte erwarten mögen. In der Majorität gab es freilich manche Schattierungen, daher bei vielen Fragen Uneinigkeit und Unfolgerichtigkeit. Trotz seiner Abneigung vor dem „gewaltsamen Preussentum" heisst er im Kampfe für die christliche Weltanschauung auch die Protestanten willkommen. „Ich finde unter ihnen viel Unparteilichkeit, Wahrheitsliebe und besonders Vorliebe für Tirol und suche diese Stimmung nach Kräften zu nützen". Er selbst bekennt sich unumwunden zur katholischen Rechten, weil „sie die gewissenhafteste ist", nur drohe hier Versteinerung, allzuängstliches Abschliessen von neuen, wirklich fruchtbaren Zeitideen und am meisten die Gefahr der Untätigkeit gegenüber der allzeit rührigen Linken; die höhere Geistlichkeit gebe nicht das beste Beispiel; „besonders faul sind die Bischöfe, ich kann mich über sie nicht genug ärgern" (an G. 31. V.).

Die Tiroler fanden sich in ihren Ansichten meist zusammen mit Ausnahme Unterrichters, des „steril gewordenen Geistes, der sich selbst überlebt hat" und sich in diesem bekläglichen Zustand zum rechten Flügel der linken Doctrinäre schlug.

die „eine starre Kaste in festgerannten Grundsätzen bildet“ [1]). Schuler war anfänglich schwankend und zurückhaltend, zumal er B. mehr gesucht fand als sich; dieser aber begegnete ihm unbefangen und verhalf ihm zu einer Secretärstelle: „Wir hoffen, Schuler, den ich als sehr geschickten Federführer des tirolischen Landtages kenne und vorschlug, durch die Rheinländer unter die Secretäre zu bringen“ (an G. 30. V), was auch gelang. Bald lebte wieder die alte Herzlichkeit aus der Jugendzeit auf. Mit den „Steirern und anderen Bergländern bildeten sie den Club ‚Alpina‘, in dem viel Gutes und Schlechtes geredet ward“ (a. G. 22. V); ausserdem besuchten sie die „Sokratesloge (von Österreich für Zeitungsleser gemietet), wo auch Vorfragen besprochen wurden“. Hier stiessen die verschiedenen Meinungen der österr. Abgeordneten nicht selten heftig auf einander. Als die Nachricht von der Flucht des Kaisers nach Tirol bei ihnen einlangte, „kam es in der Sokratesloge, der Andrian präsidierte, zu den heftigsten Reden, die ich je gehört habe. Wiesner und Schilling (rad. Linke) wüteten. Aber wir Tiroler drangen durch. Es wurden zwei Adressen an den Kaiser und das Wiener Volk beschlossen, und wir wählten Schuler, der diesmal sehr conservativ sprach, zum Abfasser. Ich erklärte überdies, dass ich sie nur unterschreiben könnte, wenn sie in der strengsten Form des Anstandes verfasst wären“ (30. V). Über Schulers Haltung zu Frankfurt ärgerte sich niemand mehr als Streiter. Am 31. VII. sandte er einen Hohnbrief an Steub, zudem setzte er, wie früher über B., üble Gerüchte über Schuler in Umlauf, der jedoch davon erfuhr und ihn scharf zur Rede stellte (Str. a. St. 7. XI). Damit war der Bruch auch zwischen diesen beiden geschehen, den Str. unheilbar machte, als er ihn an die grosse Glocke hängte (zuerst in der österr. Volkszeitung) [2]). Steub

[1]) Hier fand er auch einen anderen Tiroler, den Rechtsgelehrten Sylv. Jordan (gb. zu Omes bei Innsbr. 30. XII. 1792), der schon 1811 nach München auswanderte. Er scheint keinerlei Beziehungen mit ihm gehabt zu haben.

[2]) Noch 1862 in seinen „Studien eines Tirolers“, als Schuler schon gestorben, hat er ihn wie andere Tiroler Abgeordnete unter Mitteilung verschiedener unrichtiger Tatsachen hart behandelt, was Mitveranlas-

sollte wieder ins Feuer gehetzt werden: „Man verargt es Schuler sehr, dass er sich den Pfaffen verkauft, und alle sog. Liberale höre ich nur mit Verachtung von ihm sprechen" (Anfang Febr. 49). Dieser kannte seinen Bozner „Berichterstatter" zu gut und betrachtete dessen neue Geistesergrimmung abermals von der heiteren Seite, wozu jedenfalls Lentner in Meran beitrug, der ihm schon am 28. XI. 48 gemeldet hatte: „Von Streiter höre ich, dass er sehr sirrig ist, alles henken möchte, auch die allgemeine Zeitung einen F... winkel nennt". — Unter allen Tiroler Abgeordneten trat B. am öftesten und bedeutendsten in die Öffentlichkeit; nach vier Seiten hin richtete sich seine Parlamentstätigkeit: er wirkte im Interesse Österreichs, in der grossen Kirchen- und Schulfrage, als Volksmann und als Deutscher.

Die österr. Interessen kamen zunächst im Juni bei den Verhandlungen über die provisorische Centralgewalt des deutschen Reiches in Frage. B. trat mit den anderen tirol. Abgeordneten für H. v. Gagerns Antrag ein, einen Reichsverweser zu bestellen, der selber unverantwortlich mit dem Parlament durch verantwortliche Minister verkehren soll, und stimmte bei der folgenden Wahl für den geliebten Erzherzog Johann, indem er hoffte, dass dadurch Österreich ein naturgemässes Übergewicht erhalten und das Provisorium zur definitiven historischen Kaisergewalt im Hause Habsburg führen werde, wodurch dann auch die offenen und versteckten republikanischen Umtriebe der gemässigten und radicalen Linken unschädlich würden. Aber so einfach, wie B. glaubte, entwickelten sich in diesem kopf- und meinungsreichen Parlament die Dinge nicht. Österreichs Sache forderte noch viele Kämpfe. Lange vor der „Kaiserwahl" wurde ein gefährlicher Vorstoss gegen Österreich und seinen Staatsverband unternommen. Bei Beratung der neuen Reichsverfassung gab die Mehrheit des Ausschusses dem § 2 folgende Gestalt: „Kein Teil des deutschen Reiches darf mit

---

sung wurde, dass Pichler dieser Schrift und anderen Werken Strs. (Tir. Bot. 1862, S. 517 und 567) die grimmigste Abfertigung angedeihen liess, die ich je über Str. gelesen.

nichtdeutschen Ländern zu einem Staate vereinigt sein", und fügte als § 3 hinzu: „Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so ist das Verhältnis zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen" [1]). Beide Paragraphen richteten ihre Spitzen gegen Österreich, von dem die deutschen Provinzen für den neuen Bundesstaat abgelöst werden und mit den übrigen Provinzen nur in Unionsform verbunden bleiben sollten: sie waren Vernichtungsstreiche gegen die Einheit der Monarchie, geführt vom Standpunkt eines straffgespannten Nationalismus, Eingriffe in die Verfassung Österreichs ohne Rechtsgrundlage. Das sah auch die Minderheit des Ausschusses ein und stellte den Gegenantrag: Mit Rücksicht auf die „eigentümlichen Verhältnisse Österreichs" soll „der innigste Anschluss desselben an Deutschland im Wege des völkerrechtlichen Bündnisses zwischen der Reichsgewalt und der österr. Regierung erzielt werden". Das war formell jedenfalls richtiger, weil wenigstens die Verfassung Österreichs und seine innere Einheit unangetastet blieb; sachlich aber schärfer, weil dadurch Österreich, das bisher dem deutschen „Staatenbunde" angehört hatte, nunmehr aus dem deutschen „Bundesstaate" hinausgedrängt und jedes directen Einflusses auf die Leitung desselben beraubt ward; denn in ein „völkerrechtliches Bündnis" konnte auch Russland oder England oder ein anderer Staat mit Neudeutschland treten, und der „innigste Anschluss" blieb wenig mehr als Redeblume; zudem schädigte dieser Antrag das österr. Deutschtum, indem er es vom grossen deutschen Körper ablöste und sich selber überliess, während der Mehrheitsantrag dieses allein auf Kosten Gesammtösterreichs berücksichtigte. Die österr. Abgeordneten mussten dazu Stellung nehmen. Allein ihre Ansichten liefen weit auseinander, sogar die Tiroler stimmten nicht überein: Flir z. B. war für den Mehrheitsantrag, Schuler für den der Minderheit, B. aber trat kräftig für die Einheit Österreichs sowie für dessen ungeschmälerte Eingliederung in den neuen

---

[1]) Ich citiere durchweg nach dem stenogr. Bericht, herausgegeben von Prof. Franz Wigard, Frankf. 1848 und 49, in 9 Bänden.

Bundesstaat ein und fand Beifall, doch nicht so grossen, um einen entsprechenden Antrag mit Aussicht auf Erfolg stellen zu können (Flirs Briefe S. 179). Man suchte nun wenigstens die Entscheidung hinauszuschieben. Daher stellten Gust. Schreiner (Prof. in Graz), Beda und Ant. v. Schmerling am 20. X. 48 den Antrag: „Bei der höchst eigentümlichen und überaus schwierigen Lage Österreichs im Augenblick der Gegenwart wird die gänzliche Durchführung dieses und der damit zusammenhängenden Paragraphen dem Zeitpunkt der wiederhergestellten öffentlichen Ordnung im Innern der österr. Monarchie vorbehalten". Dadurch hätte die österr. Regierung jedenfalls Zeit zu Unterhandlungen gewonnen. Bei der Begründung konnte man sich auch auf § 1 der Verfassung berufen, wo bestimmt wurde: „Die Verhältnisse des Herzogtums Schleswig und die Grenzbestimmung im Grossherzogtum Posen bleiben der definitiven Anordnung vorbehalten". Was für diese beiden Herzogtümer recht, musste für Österreich billig erscheinen. Gleichwohl war die Fassung dieses Antrages nicht glücklich, weil zu unbestimmt, indem sie nur die „gänzliche Durchführung" abzuwehren suchte; wie viel sollte von „gänzlich" wegbleiben? Als daher der Reg. Rat Fritsch aus Ried (Oberösterreich) in ausführlicher Rede die Nachteile eines Hinausdrängens Österreichs oder auch nur der nichtdeutschen Länder desselben und die Gefahren, die sich aus einem etwaigen Slavenreiche, das sich aus den abgestossenen nichtdeutschen Provinzen bilden könnte, besprochen hatte, brachten die Tiroler durch Schuler, welcher seine Haltung geändert, einen neuen Antrag ein, der den Ausschussparagraphen nur für gemischtsprachige Reiche, die sich in Zukunft etwa bilden werden, gelten lassen, dagegen das Verhältnis der bereits rechtlich bestehenden durch besondere Staatsverträge, welche „die Integrität und Macht Deutschlands" wahren, also jede Reichsverkleinerung ausschliessen, regeln wollte.

Nun wogte der Kampf in stundenlangen Reden für und gegen, es hagelte ein buntes Durcheinander von Vertagungs-, Zusatz-, Verbesserungsanträgen. Nachdem der Redestrom sechs Tage lang sich ergossen, ergriff Uhland und nach ihm Beda

das Wort. Uhlands Leitmotiv war: Die deutsche Nationalversammlung habe die Aufgabe, die deutsche Einheit zu gründen und nicht grosse Gebiete und zahlreiche Bevölkerungen von Deutschland abzulösen; Österreich sandte seine anderthalbhundert Abgeordnete nicht, um durch sie lediglich ein völkerrechtliches Bündnis zu schliessen; dazu würde ein Unterhändler genügen. Der neue Bundesstaat bestehe bereits gesetzlich, und ein Mitglied des österr. Kaiserhauses sei Reichsverweser desselben. Ein bloss völkerrechtliches Bündnis mit Österreich statt der „wahren Einigung" wäre „die Bruderhand zum Abschied". Deutschösterreich muss in der Paulskirche bleiben, „muss eine Pulsader sein im Herzen Deutschlands"; davon ausgeschlossen, fiele es in die Hände einer slavischen Mehrzahl. Mag sich daraus für die einzelnen Provinzen des Ostreiches die blosse Personalunion ergeben, so stehe dieselbe nicht in einem unversöhnlichen Gegensatz zu dem bisherigen Verhältnis. Er sprach also für den Antrag der Mehrheit und gegen den der Minderheit des Ausschusses, erklärte sich dann auch gegen jede Verschiebung, wünschte vielmehr, dass der Verfassungsentwurf sofort und ohne zweite Lesung angenommen werde. Die Rede enthielt mehr Poesie als Politik. Dementsprechend begann Beda seine Antwort mit dem Lob des Dichters: „Der berühmte Dichter, der mit seinen deutschen Liedern meine Jugend erheitert hat, ist ganz auf meiner Seite, ungeachtet ich nicht für den Ausschuss sprechen kann; er wünscht, dass Österreich zu Deutschland gehöre und bei Deutschland bleibe, ich wünsche es mit ihm und mit der ganzen Kraft meiner Seele, nur in den Mitteln, diese Einigung zu bewerkstelligen, kann eine Verschiedenheit in unserer Denkweise stattfinden". Der Anschluss Österreichs müsse ohne Zerreissung Österreichs geschehen: denn eine solche gefährde die Einheit Deutschlands und fördere den Wunsch der Linken nach einer Republik, welche die Mehrheit des Hauses nicht will, oder führe zu einer Militärdiktatur, die „wir alle verabscheuen". Er polemisiert dann gegen andere Vorredner, die mehr Poesie als Politik gemacht, besonders gegen Waitz und Giskra, die den „angeblichen Leichnam der österr. Monarchie vierteilen oder gar fünfteilen wollen", Giskra mit

dem jugendlichen Ungestüm „wie ein Aspirant auf ein Ministerium der Zukunft" (Pfui auf der Linken, Beifall auf der Rechten). Aber „noch ist Österreich nicht verloren!" Seine Kraft und Entwicklungsfähigkeit würden rasch zur Geltung gelangen, wenn ein volkstümliches Ministerium ans Ruder käme. Über die italienischen Teile Österreichs hätte Giskra ganz falsche Mitteilungen gemacht, denn die dortigen Bauern wissen gut, dass sie von den Deutschen viel eher ein freies Bauerntum erhoffen dürfen als von den Italienischnationalen; der Po und der Golf von Venedig müssen festgehalten werden, denn sie gehören durch Österreich zu Deutschland. Auch in Ungarn habe die österr. Regierung viel mehr getan zur Befreiung des Bauernstandes als Kossuth, dort soll man die Nationalitäten gegenüber den Magyaren in Schutz nehmen; die Liebe der Linken zu diesen sei ihm unbegreiflich, da sie sonst Adel und Privilegien hasse. Es sei zu fürchten, dass die stürzenden Trone, die Giskra der deutschen Einheit opfern wolle, die Freunde und Feinde des § 2 und 3, ja das ganze Parlament erschlagen und dass die fallenden Kronjuwelen die Schlacht gegen die deutsche Freiheit bezahlen werden. So wie Giskra dürfe überhaupt kein kluger Politiker sprechen über Völker, die mit einer Million Krieger antworten können. In der Paulskirche bewerte man die Liebe des österr. Volkes für die Monarchie und Dynastie viel zu gering; die Wiener Aufstände haben dieselbe mehr gekräftigt als geschwächt, und gerade die Deutschen, die man abtrennen wolle, protestieren am meisten gegen den ewigen Aufruhr in Wien; ein Decret des Frankfurter Parlaments mit der Zerreissung Österreichs würde die Erhebung des ganzen Reiches bewirken, vor welcher die Herren der Aula auseinanderstieben oder nicht zu mucksen wagen werden. Die Linke donnere so gern gegen die „Camerilla"; allein die jungen Leute mit der roten Mütze bilden eine viel schlimmere, welche die „lästige Überzeugung anderer am Laternenpfahl reguliert" [1]).

[1]) Pichler schreibt, März- und Octobertage S. 24: „Jede offene Rede war gehemmt: so hatte sich die Wiener Freiheit eine Polizei geschaffen, welche nur um so verwerflicher war, als sie im heiligen Namen

Ein Teilungsversuch Österreichs sei ein Wahngebilde, eine Rechnung ohne den Wirt; er hoffe vielmehr, dass Österreich mit seiner Gesammtmacht an Deutschland komme; dann werden die slavischen Elemente des Donaureiches durch die Deutschen beherrscht werden; sobald man jedoch diese von jenen ablöse, erhebe sich die Gefahr eines Slavenstaates, der seinen Anschluss an Russland suchen wird; wer daher „die beiden Entwurfsparagraphen annimmt, kämpft unbewusst für Russland". Österreich müsse auf gleicher Basis wie die anderen deutschen Länder dem neuen Bundesstaate eingegliedert werden; weil dies im Augenblick wegen der verworrenen Lage Österreichs nicht möglich, sei er für die Verschiebung der Angelegenheit.

Giskra's Zukunft hat B. richtig vorausgesehen und auf ihn seinen Hauptangriff concentriert. Eine andere, von niemand noch geahnte Zukunftsgrösse, Dr. Stremayr, besorgte zunächst die Antwort auf Beda. Er begann mit einer tiefen Verbeugung vor ihm: „Wenn ich nach einem ebenso gründlichen als witzigen Redner jetzt noch das Wort ergreife, so dürfte es als Unbescheidenheit, vielleicht als Anmassung erscheinen". Im weiteren sprach er für die Ausschussparagraphen; denn die neue Freiheit in Österreich habe ein Auseinanderstreben der verschiedenen Nationalitäten bewirkt, welches ohnehin eine Umgestaltung der alten Verhältnisse notwendig mache; die bisherige Staatseinheit sei nur während des Absolutismus möglich gewesen. Werde nun Deutschösterreich innig mit Deutschland verbunden, können die österr. Länder trotzdem durch die Person des Kaisers und durch Verträge zu einem Staatenbunde verknüpft und dann auch die nichtdeutschen Länder durch eine Union mit Deutschland verbunden werden. Man soll sich gleich entscheiden. — Noch folgten lange Verhandlungen, bis § 2 und 3 nach dem Entwurfe zur Annahme gelangten. Beda einigte sich mit 19 österr. Abgeordneten zu einem Protest: „In Erwägung, dass durch Anwendung der §§ 2 und 3 auf Österreich der gemeinsame Staatsverband zwischen den deutschen und nichtdeutschen österr.

der Freiheit geübt ward". P. war als Augenzeuge und von einem anderen Standpunkt aus zur selben Ansicht gelangt wie Beda.

Provinzen aufgehoben würde; in fernerer Erwägung, dass das Mandat der deutschen Wähler zur constituierenden Nationalversammlung in Frankfurt sich nicht bis zur Auflösung der Realunion der österr. Lande erstreckt; endlich in Erwägung, dass eine solche Änderung des österr. Staatsgrundgesetzes nicht einseitig, sondern nur nach vorläufiger, durch die gesetzlichen Organe ausgedrückter Einwilligung der zum österr. Staatsverbande gehörigen nichtdeutschen Provinzen vorgenommen werden könnte, welche Einwilligung jedoch nicht vorliegt — haben die Gefertigten sich für verpflichtet erachtet, den §§ 2 und 3 ihre Zustimmung zu versagen und dies in gegenwärtiger Urkunde mit dem Beifügen zu erklären, dass sie hiedurch die Rechte der österr. Völker gewahrt wissen wollen". Sie wehrten sich also bis aufs äusserste. Zur Durchführung dieser Beschlüsse kam es nicht; die österr. Regierung war keineswegs gesonnen, dieser Politik voller Lyrik, aber auch voller Rücksichtslosigkeit ihren Staatsverband preiszugeben, sondern bezog zunächst in einer Staatsschrift, dem Parlament am 12. II. 49 mitgeteilt, eine scharfe Gegenstellung, die zu neuen Unterhandlungen zwang.

Während dieser Verfassungskämpfe war in Wien die Octoberrevolution losgebrochen und übte auf die Abgeordneten in Frankfurt eine sehr verschiedene Wirkung aus. Der Grossteil sah mit Enttäuschung, wie an Stelle der deutschen Fahne, welche in den Märztagen als Zeichen deutscher Einheit vom Stephansturm geweht, die rote Drohflagge der blutigen Internationale entfaltet wurde. Das war der notwendige Fluch der bösen Tat: man hatte für eine an sich berechtigte Sache freventlich nach der Form der Revolution gegriffen, und nun kroch das Ungeheuer selbst heraus, verübte Mord, stiftete Brand und verkehrte die Freiheit in Schreckensherrschaft. Rohe Massengewalt kann nur durch rohe Übergewalt erdrückt werden. Von Osten rückte Jellachich, von Böhmen Windischgrätz mit Heeresmacht gegen Wien und verhängten das Standrecht. Die Linke in der Paulskirche tobte, sogar das Centrum fürchtete „Reaction". Man beschloss, zwei „Reichscommissäre" nach Wien zu senden, welche vermitteln und die drohenden Gefahren von

Wien abwenden sollten. Es war wieder die reinste Phantasiepolitik; denn so klug die Abgeordneten zu Werke giengen, so konnten sie begreiflicher Weise weder das siegreiche Heer in seinen Strafactionen hemmen noch die aufgeregten Massen beruhigen, das letztere um so weniger, als sie von den Revolutionären der Paulskirche geheim und öffentlich aufgereizt wurden. Nichts desto weniger fühlten diese sich berufen, für den Aufruhr die parlamentarische Sanction zu erwirken: der Wiener Advocat Berger, „ein dünnes, straffemporgerecktes Männlein“ (Charb. 479), beantragte, die Nationalversammlung soll allsogleich eine Lob- und Dankadresse für die Wiener Freiheitshelden beschliessen. So weit war die Mehrheit jedoch noch nicht gekommen; sie lehnte ab. Nun arbeitete die Linke auf eigene Faust eine Adresse aus und sandte Blum und Genossen damit nach Wien. Es war ein gefährlicher Schritt, besonders für Blum, den Barricadenmann, der manchen Aufruhr zu verantworten hatte. Als Blum abreiste, hörte man vielfach von Abgeordneten, angesessenen Bürgern und Officieren Frankfurts den Wunsch, „er möge einmal in die eigene Grube fallen und seine Strafe finden“, denn „jedermann war der unaufhörlichen Wühlerei müde“; ja man erzählte sich, Vogt (rad. Linke) habe „dem Herrn R. Blum bei der Abreise auf dem Bahnhof die Hand gedrückt und scherzend gesagt: „Gib acht, dass sie dich nicht aufhängen, verdient hättest dus längst“ (Charb. 481). Diese weitverbreitete Stimmung spiegelt ein Brief Bs. an Haller vom 15. X.: „Der Reichsverweser ist trostlos um Wien, um Österreich.. Alle Guten wünschen, dass die Militärmacht die Wiener züchtige. Lieber weniger Freiheit als solche ohne Zucht. Schuler ist gestern nach Tirol abgereist, um allenfalls mitzuwirken, dass unser Tirol sich sperre gegen Wien. Sein Tun hier war durchweg lobenswert.. Nun sind bloss Flir und ich noch auf unseren Sitzen“. Das Erwartete erfolgte um so rascher, als Blum in Wien sich auch an den Kämpfen beteiligte. Auf die Nachricht seiner Erschiessung brachte die Linke eine Flut von sich übertrumpfenden Anträgen ein, z. B. die Nationalversammlung soll die österr. Minister und Generäle ihres Amtes entsetzen, oder gar: das Parlament soll ein Reichsheer nach

Wien senden, was bald gesagt, aber unmöglich zu tun war. Einsichtiger und bescheidener zeigte sich die Mehrheit des „Ausschusses für die österr. Angelegenheiten“; sie beantragte: 1. dass die Ausnahmsmassregeln in Wien nach wiederhergestellter Ordnung aufgehoben werden, 2. das Reichsministerium soll die Anerkennung der Centralgewalt und die Durchführung der Beschlüsse der constituierenden deutschen Reichsversammlung in den deutschen Provinzen Österreichs erwirken. — Der erste Punkt war überflüssig, da „nach wiederhergestellter Ordnung“ sich die Beseitigung der Ausnahmsmassregeln von selbst verstand, die eben nur die Unordnung notwendig gemacht hatte. Zur „Erwirkung“ von Punkt 2 war jetzt, wo man in Österreich einen „unverletzlichen Reichsdeputierten“ erschoss und einige seiner Genossen gefangen setzte, die denkbar ungünstigste Zeit. Phillips beantragte daher mit Beda, Döllinger und einigen andern von der Rechten, über den Ausschussantrag zur Tagesordnung überzugehen. Bei der folgenden stürmischen Verhandlung trat Beda allein von den Unterzeichnern als Redner hervor, was darauf hinweist, dass er der eigentliche Urheber ihres Antrages gewesen. Vor ihm erhob sich Giskra, um, reitend auf der „Volkssouvränität“, alles niederzumachen, zuerst natürlich den Windischgrätz, dann den Reichsverweser, die Reichscommissäre und sogar das Reichsministerium. Beda verteidigte dagegen die Commissäre, welche das Unmögliche natürlich nicht leisten konnten; viel besser wäre es gewesen, wenn die Hetzer diese Unmöglichkeit nicht geschaffen, indem sie unterlassen hätten, die Wiener Verhältnisse so weit zu treiben, bis das Schwert entscheiden musste. Auch vom Reichsministerium dürfe man keine Macht verlangen, die es nicht besitzen könne; es sei ein blosses Provisorium, habe noch immer nicht eine fertige Verfassung zur Grundlage, weil man die endgiltige Beratung darüber fort und fort verzögere. Der Reichsverweser dürfe nicht in die Debatte gezogen werden: er ist gewiss deutschgesinnt, geniesst das Vertrauen des ganzen Reiches und wünscht die engste Verbindung Österreichs mit Deutschland, aber unter annehmbaren Bedingungen. Der Ausschussantrag verlange eigentlich nichts weniger, als dass Österreich § 2 und 3 der Reichs-

verfassung anerkenne, bevor sie noch in Deutschland zum Gesetz geworden, da die zweite Lesung noch ausstehe. Auf dem Wege der Vereinbarung werde Österreich sicher alles tun, was zur Vereinigung mit Deutschland führe; aber niemals werde man Wien jener Partei preisgeben, die sich zwar den Mantel der Deutschheit umgehängt, innerlich jedoch ganz andere Ziele verfolgt und dementsprechend sich mit den Welschen und Ungarn verbunden hat, ebenso wie sie die „Freiheit" nur für sich versteht, jede andere Meinung aber verfolgt und das „Volksglück" in Zügellosigkeit und schmachvollem Unwesen sucht. Es erfülle ihn mit Schmerz, wenn ein Österreicher wie Giskra seine Regierung, sein Volk, seine siegreiche Armee schmähe. Mag auch die Hinrichtung Blums politisch verfehlt sein, sie war nach österr. Gesetzen jedenfalls erlaubt; denn nicht das Civilrecht dürfe man mit Giskra heranziehen, sondern das Kriegsrecht, aus dem das Standrecht geflossen. Was geschehen, war vorauszusehen; die Linke hätte es in erster Linie hindern können, wenn sie zur Ordnung gemahnt hätte. Die Unverletzlichkeit eines Abgeordneten dürfe nicht zum Privileg für Volksaufrührer und Strassenaufwiegler werden. Gerade in der jetzigen Lage müsse man alles vermeiden, was die österr. Regierung reizen könnte; daher trete er für den Übergang zur Tagesordnung ein. Bei der Abstimmung erhielt dieser Antrag nicht die Stimmenmehrheit; allein auch alle anderen Anträge wurden abgelehnt, so dass tabula rasa übrig blieb. Österreich behielt nicht nur wirklich, sondern auch formell freie Hand, und nichts anderes hatten B. und die seinen beabsichtigt.

Auch in verschiedenen kleineren Scharmützeln, auf die wir nicht eingehen können, bewährte sich B. als treuer Österreicher. Von ausschlaggebender Bedeutung war natürlich die Frage der „definitiven Regierungsgewalt" im neuen Reich. B. wollte ein Grossdeutschland mit dem Kaiser von Österreich an der Spitze: so las er es aus der Geschichte, so lehrte es ihn der österr. Patriotismus, so hatte er es den Wählern versprochen. Seine Hoffnung, das Provisorium würde das Definitivum vorbereiten, erwies sich mehr und mehr als Täuschung. Die „Professorenpartei" im Centrum des Hauses warb nach links und rechts

für Preussen. War am Beginn der Nationalversammlung der Antrag, die provisorische Reichsgewalt Preussen zu übertragen, mit Lachen abgewiesen worden, so stellte jetzt die Mehrheit des Verfassungsausschusses den Antrag: „Die Würde des Reichsoberhauptes wird einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen", was im Zusammenhang mit den anderen einschlägigen Beschlüssen wenig anderes als den Ausschluss Österreichs von dieser Würde bedeutete. Begreiflicher Weise war B. dagegen und schloss sich jenen Abänderungsanträgen an, welche seiner Auffassung näher kamen und den österr. Interessen wenigstens halbweg Rechnung trugen: so zuerst dem des Abgeordneten Rotenhan, wonach „von vier zu vier Jahren abwechselnd der Kaiser von Österreich und der König von Preussen als Reichsvorstand functionieren sollten"; als dieser verworfen wurde, dem nächststehenden Antrag Welckers: „Die höchste Regierungsgewalt wird den Regenten derjenigen zwei Einzelstaaten übertragen, welche die grösste Volkszahl haben" und welche von sechs zu sechs Jahren in der Ausübung derselben wechseln. Auch dieser wurde abgelehnt, der Ausschussantrag aber mit 258 gegen 211 Stimmen angenommen. Nun stimmte B. bei den weiteren Verhandlungen gegen den „Kaiser" überhaupt sowie gegen die Erblichkeit des neuen Kaisertums, um Österreich wenigstens für späterhin die Stelle offen zu halten. Am 22. I. 49 ergriff er das Wort. Endlich falle der Schleier vom letzten geheimnisvollen Zweck, dem man mit dem Verfassungswerk zugestrebt habe: dem preussischen Erbkaiser. Deswegen also wolle man Österreich, wo die Sympathien dafür fehlen, nicht bei Deutschland; aber auch die Süddeutschen wollen nichts davon wissen. Mit der Ausführung dieses Planes schaffe man nichts Grosses, sondern etwas sehr Kleines. Man könne nicht mehr sagen, „das ganze Deutschland soll es sein", sondern nur „das halbe". Ein preussischer Erbkaiser würde den Zug deutschen Lebens nach Norden lenken; statt der „deutschen Einheit" käme nur eine „preussische Einheit" zu Stande. Wenn der Unterstaatssecretär den preuss. Kaiser für eine politische Notwendigkeit erklärt habe, weil die österr. Monarchie ohnehin zerfallen werde, so sei das eine schlechte

diplomatische Einleitung zur geplanten Unterhandlung mit Österreich; Indignation aus Österreich müsse als Antwort darauf folgen. Das Tor, welches man Österreich offen gelassen, sei viel zu klein, als dass es in dies Kleindeutschland eingehen könnte und möchte. Dahlmann propagiere das preuss. Kaisertum der Franzosen wegen, denen man am Rhein entgegentreten müsse; allein die vereinte Macht von Grossdeutschland werde dieser Aufgabe weit besser gewachsen sein als das geschwächte Kleindeutschland. Auch die confessionelle Frage habe man für den neuen Kaiser zu verwerten gesucht: „Die Protestanten werden sich nicht dem katholischen Kaiser und die Katholiken nicht dem protestantischen Kaiser unterwerfen, also müssen wir preussisch werden, nicht österreichisch". Das sei gewiss ein Trugschluss. Im freien deutschen Volke können beide Confessionen friedlich neben einander leben. „Ich würde, wenn es für den gegenwärtigen Augenblick möglich wäre, für einen österr. Erbkaiser stimmen"; da dies aber unmöglich, wolle er trotzdem keinen preussischen, sondern höchstens einen Kaiser der Urwahl, den ganz Deutschland dazu macht, oder ein Directorium; denn an Grossdeutschland halte er unter jeder Bedingung fest: „Und wenn die ganze Welt voll Professoren wäre, ein einiges, grosses, ein ganzes Deutschland muss es sein!" (Grosse Heiterkeit, stürmischer, anhaltender Beifall auf der Linken, dem Centrum und der Gallerie). Die Linke klatschte, weil sie gleichfalls keinen Erbkaiser, am allerwenigsten einen preussischen wollte, aber aus ganz anderen Gründen als B.[1]), während unter seinen Gesinnungsgenossen auf der Rechten

---

[1]) Heinr. Laube hat in seinem Werke: Das erste deutsche Parlament III, 74 und 265, B. falsch beurteilt. Er wirft ihm „eine lustige Verläugnung seiner Grundsätze" vor, weil er von einem Kaiser der Urwahl und Präsidenten gesprochen. Allein aus Bs. Rede ergibt sich doch klar, wie ihm diese nur die ultima ratio waren als Übergangsstadium zum österr. Kaiser, wie umgekehrt die Linke einen Präsidenten als Übergang zur Republik betrachtete. Auch Bs. Ausführungen im Tir. Bot. lassen keinen Zweifel über seine Meinung. Die österr. Regierung selbst liess durch Schmerling einen Vorschlag zu einem Directorium machen. Laube misshandelt in diesem Buche die meisten Mitglieder der Rechten mehr oder weniger.

mehrere für Preussen waren. Diese merkwürdige Mischung bereitete der preussischen Partei mancherlei Schwierigkeiten. Die Österreicher setzten einen Beratungsausschuss ein mit Berger (von der Linken), Beda (Rechten) v. Würth (Centrum), also mit Vertretern aller drei Parteien, welche auch mit dem österr. Bevollmächtigten (Schmerling, später Rechberg) Verbindung unterhielten. Der Kampf nahm leidenschaftliche Formen an, besonders taten sich Preussen dabei hervor. Am 18. III. 49 schreibt Johannes Schuler an Ruf: „Hier will man.. Deutschland baldmöglich in eine preuss. Domäne verwandeln. Welche Intriguen deshalb gespielt wurden, wie selbst die geachtetsten Charaktere.. sich zu den schreiendsten Apostasien verleiten liessen, mit welchem Fanatismus der Gehässigkeit die preuss. Partei uns Österreicher verfolgte: das zu beschreiben. wäre zu weitläufig. Ich habe seit meiner Hieherkunft im Februar viel erfahren und viel erduldet; ich bin in meinen Hoffnungen und in meinem Mute gebrochen; auch meine Gesundheit ist angegriffen". War B. auch aus viel kräftigerem Stoff gebaut als der weiche Johannes, so klagt doch auch er wiederholt über die Feindseligkeiten, denen sie ausgesetzt waren; am 3. II. z. B. meldet er im Tir. Bot., dass die Österreicher von den Preussen sogar „privatim beschimpft" werden; noch schmerzlicher fällt ihm das Eintreten aller Frankfurter Zeitungen für Preussen: die „Flugblätter aus der Paulskirche" allein sind bis hieher noch österreichisch geblieben, finden aber in Frankfurt keinen Drucker mehr". Hiebei war jedenfalls auch höherer Einfluss tätig; denn am 28. II. schreibt B. (ebda.): „Alle Minister giengen ins preuss. Erbkaisertum ein und lassen in ihren Zeitungen Schmähartikel auf Österreich häufen"; sogar „unwürdige Behandlung" des Reichsverwesers wirft er ihnen vor. Es fehlt hier der Raum, die einzelnen Phasen des erbitterten Kampfes zu verfolgen, die Beda alle in vorderster Reihe mitgemacht. Da er zu dieser Zeit an einer Sehnenzerrung am Fusse litt, liess er sich im Wagen zur Paulskirche fahren, um keine Sitzung zu versäumen. Als Endergebnis stellte sich der von einer kleinen Mehrheit gefasste Beschluss heraus, die Krone Preussen anzubieten, der um so weniger Eindruck machte, als

bei der Abstimmung einige österr. Abgeordnete, durch verschiedene Umstände verhindert, gefehlt hatten.

Als wäre man für die Dauerhaftigkeit der Mehrheit besorgt, stürzte man in übereilter Hast, aller Warnungen und Gegenactionen, an denen auch B. nach Kräften teilnahm, ungeachtet, zur Kaiserwahl: bereits in der zweiten Sitzung nach Annahme des Verfassungs- und Wahlgesetzes, am 28. III. 49 wählten 290 Stimmen den König Friedrich Wilhelm IV. von Preussen zum deutschen Kaiser, während 248 der anwesenden Abgeordneten sich der Wahl enthielten (darunter natürlich auch B.), 24 entschuldigt und 5 unentschuldigt abwesend waren, was eine absol. Mehrheit von bloss 6 Stimmen ergab, die bei einem solchen Acte mehr Heiterkeit als Respect oder gar Begeisterung erwecken konnte. Trotzdem wurde unter dem Geläute aller Glocken der neue Kaiser ausgerufen. Diese Geburtsglocken waren zugleich die Todtenglocken der ganzen Herrlichkeit. Gleich wurden 11 Erklärungen abgegeben, die mehr oder weniger scharf gegen diese Wahl Stellung nahmen. Beda's Name erscheint unter der folgenden: „In Erwägung, dass die Nationalversammlung von dem deutschen Volke das Mandat erhalten hat, eine Verfassung für ganz Deutschland herzustellen, der unter Gestrigem über das Reichsoberhaupt gefasste Beschluss aber Deutschland mit unheilvoller Spaltung bedroht; in Erwägung, dass das Mandat der Nationalversammlung nur auf die Verfassung selbst, nicht auf die Wahl einer Kaiserdynastie gerichtet ist; in Erwägung, dass der rasche Beschluss über das Reichsoberhaupt den eigenen Beschluss der Nationalversammlung, über das Verhältnis Österreichs zu Deutschland mit der k. österreichischen Regierung zu unterhandeln, aufhebt: erklären die Unterzeichneten, dass sie sich nicht für befugt erachtet haben, an der heute vorgenommenen Wahl eines erblichen Kaisers von Deutschland teilzunehmen, und dass sie jede Verantwortung der Folgen jenes Beschlusses und dieser Wahl von sich abweisen“.

Dieser überstürzten Tat folgte bald die tragische Ironie. In der Eile der Machenschaft hatte man verabsäumt, sichere Kundschaft einzuziehen, ob der Gewählte die Wahl wohl auch

annehmen werde. Er lehnte ab und zwar nicht nur die Würde, sondern noch mehr die Art, wie sie zu Stande gekommen: nicht vom Parlament, nur von seinesgleichen, d. h. von den regierenden Fürsten, wolle er die neue Krone empfangen. Das war schneidender Fürstenhohn auf die „Majestät des Volkes", dem König Wilhelm auch sonst gern allgemein verständlichen Ausdruck gab. Schon bei der Dombaufeier in Köln hatte er einigen Abgeordneten gesagt: „Meine Herren, vergessen Sie nicht, dass es in Deutschland auch noch Fürsten gibt". Jetzt witzelte er bei dem Mahle, das er der „Kaiserdeputation" honoris causa doch geben musste, zu Dahlmann über „die genialen Fortschritte der Zeit, wo man Kronen verschenkt, die man gar nicht hat" (vgl. Beda im Tir. Bot. 10. IV. 49). Noch beissender war die Zurechtweisung in seinem öffentlichen Rundschreiben vom 15. V. 49: „Ich habe mich vergebens bemüht, die Nationalversammlung auf den Standpunkt ihres Mandates und Rechtes zurückzuführen".

Den Eindruck, den diese Vorgänge auf B. gemacht, schildert er im Tir. Bot. vom 10. IV.: „Nicht so fast mein teilweises Kranksein hier ist Schuld, dass ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe, sondern der unbeschreibliche Ekel an der Kaiserfarçe; denn etwas anderes ist es in der Tat nicht gewesen". Zugleich beklagt er, dass vier Österreicher mit den Preussen gestimmt haben. Seine Hoffnung ist dahin, seine Tätigkeit gelähmt; er besucht selten noch eine Sitzung. Auch der neue österr. Bevollmächtigte Rechberg enttäuscht ihn: „Rechberg kam ohne Instructionen, wohnt im Wirtshaus, macht den Zuschauer und lässt uns alle im Stiche" (Tir. Bot. 12. IV). Noch bevor dieser Brief in Innsbruck eintraf, hatte B. die erwünschte Klarheit über die Stellung Österreichs, das die „Kaiserwahl" mit der Abberufung seiner Deputierten beantwortete. Am 13. IV. erklärte der grössere Teil davon, auch B., den Austritt aus der Nationalversammlung. — So hat B. sein auf Österreich bezügliches Wahlversprechen getreulich eingelöst. Der gegnerische H. Laube (Parl. III, 74) charakterisiert Bs. Tätigkeit also: „Er hat seine strengösterr. Ansprüche consequent, hartnäckig, oft giftig geführt und verfochten bis zum letzten

als einer der entschlossensten Parteimänner". Das trifft! Wir brauchen nur das Gehässige zu streichen und das Sachgemässe dafür einzusetzen: statt „hartnäckig" unbeugsam, statt „giftig" mit allen gesetzlich erlaubten Mitteln, und statt „Parteimann" schreiben wir, da es sich um die Verteidigung seines engern Vaterlandes handelte, Patriot. Wenn die Erfolge nicht grösser waren, so lag es in der Schwierigkeit der Verhältnisse. Et voluisse sat est! Allein auch die Gegner standen schliesslich mit leeren Händen da.

In eine noch schwierigere Lage geriet B. bei der Kirchen- und Schulfrage. Die Zahl der katholischen Abgeordneten war gross, obgleich einzelne Teile Österreichs keine Vertreter gesandt hatten; viele taten jedoch protestantischer als die Protestanten oder erzeigten sich allem Religiösen feindlich, ganz abgesehen vom beträchtlichen jüdischen Einschlag, der aus Österreich nach Frankfurt gekommen war. Wollten die glaubenstreuen Katholiken etwas erzielen, mussten sie einen Parteiverband anstreben: Fürstbischof von Diepenbrock aus Breslau sammelte die bedeutenderen davon im „steinernen Haus" zuerst unter General Radowitz', dann unter A. Reichenspergers Vorsitz. „Die Glaubensrotte" taufte damals der Spott der Gegner diese Vereinigung, das Urbild des späteren deutschen „Centrums". Döllinger war ihr geistiges Haupt. Schon bei Beratung der „Grundrechte" wurden die entscheidenden Kirchen- und Schulfragen aufgeworfen (§ 12—14). Übereinstimmung der meisten Abgeordneten herrschte nur bei der Befreiung der Confessionen aus den drückenden Fesseln der staatlichen Polizeigewalt; dem entsprach der Beschluss: „Jede Religionsgesellschaft (Kirche) ordnet und verwaltet ihre Angelegenheit selbständig". In allem übrigen liefen die Ansichten weit auseinander. Die Mehrzahl zollte der „Staatsomnipotenz" auch hier ihren Tribut im dehnbaren Zusatz: „Bleibt aber den Staatsgesetzen unterworfen". Weiter wurde volle Religions- und Cultusfreiheit beschlossen, jede Confession der anderen gleichgestellt, die „Staatskirche" abgeschafft. Diese Bestimmungen wirkten in Deutschland anders als in Österreich. Dort befanden sich die Katholiken in der Minderzahl, und die Beseitigung aller Fesseln gab ihnen

erwünschte Bewegungsfreiheit; hier war es umgekehrt. Am meisten betroffen wurde Tirol, wo bisher die „Glaubenseinheit" als altes Privileg sorgsame Hut gefunden hatte. Die Tiroler Abgeordneten fühlten sich in grosser Bedrängnis, da sie bei dieser Sachlage nicht einmal von ihren Gesinnungsgenossen Unterstützung erhoffen durften. Ein Brief B's. an Haller (19 VI. 1848) beklagt diese Verwicklung: „Leider stehen wir Deutschtiroler in der Religionsfrage ganz allein; sogar unsere welschen Separatisten klammern sich an die Linke an[1]). Ich schreibe Ihnen dies, damit Sie mit dem Bischof von Trient reden mögen. Was uns nicht taugt, unbedingte Religionsfreiheit für alle Deutschen, das wünschen alle anderen Katholiken aus allen Kräften und müssen es, wenn sie unter Protestanten nicht zu Grunde gehen wollen. Ich habe bei der Verfassungscommission alle möglichen Schritte getan, eine für uns günstige Clausel in den Bericht zu bringen, es scheint aber nicht durchzugehen; die schlechtesten Leute dagegen sind nicht die Protestanten, sondern die Österreicher, das Ärgernis aller hiesigen Katholiken. Der Fürstbischof von Breslau und Gen. Radowitz, welche die Katholiken leiten, meinen und raten, wir sollen uns in dieser Sache mit etwa 12 Stimmen nicht einem offenen Durchfall aussetzen, welches weit bedenklicher wäre als ein Princip, das in seiner Anwendung doch manchen Vorteil für uns offen hielte.. Wir Deutschtiroler sind in einer argen Klemme, und es schwebt unter uns die Frage, ob wir nach einem für uns nachteiligen Princip noch weiter bleiben können. Giengen wir, so meinen hier alle vier Bischöfe und Katholiken, dass wir bei der jetzigen Schwäche Österreichs in eine bedenkliche Sonderstellung treten würden, die unserem Lande Schaden bringen könnte. Ich wünsche, dass Sie mir darüber Ihre Ansicht, allenfalls sogar die des tirolischen Landtags zukommen lassen".

Beda's Schritte blieben ohne Erfolg, eine Ausnahme für Tirol ward nicht erreicht. Scharfe Mittel wollten die deutsch-

[1]) Der Geistliche a Prato von Roveredo gab die Erklärung ab, dass die Italienischtiroler in Bezug auf Cultus und Religionsfreiheit keine Schonung verlangen: für ihr Gebiet schien der Protestantismus offenbar ungefährlich.

tirol. Abgeordneten nicht wählen, um nicht als „Störer der zu gründenden deutschen Einheit" zu erscheinen. Sie beschlossen daher mit den Vorarlbergern Vonbun und Fessler bloss die protokollarische Erklärung abzugeben: bei Durchführung dieses Gesetzes sollen die eigenartigen Verhältnisse in Tirol schonende Berücksichtigung erfahren. Da B. einer anderen Angelegenheit wegen (vgl. S. 362) nach Tirol fuhr, übernahm Gasser, der spätere Bischof von Brixen, die Aufgabe, sie in einer Rede eingehend zu begründen. Er führte aus, wie die Tiroler allen Neuerungen abhold seien, besonders diesen, weil sie ein tatsächliches Privileg zerstören; denn die Glaubenseinheit sei ein heiliges Erbe der Väter und seit jeher die Quelle aller grossen Taten des Tiroler Volkes gewesen. Auch Schuler sprach in demselben Sinn. In Tirol fand man diese Haltung der Abgeordneten zu nachgiebig, man hätte von ihnen wenigstens einen flammenden Protest erwartet (vgl. kath. Bl. 1848, 1409 ff.) und beantwortete das neue Gesetz mit einer Riesenpetition von 140.000 Unterschriften „wehrhafter Tiroler" um die Glaubenseinheit. Unterdessen hatte B. den Ausweg gefunden, dieses Kirchengesetz mit dem Gemeindegesetz zu durchbrechen. Am 1. VII. schreibt er an G.: Gestern waren (im Parteiverband) die „Sachen in Bezug auf alleinige kathol. Religion auf der Tagesordnung... Von unserer Seite redeten Fessler, Flir und ich, ohne jedoch Anklang zu finden. Nur etwas brachte ich mit vieler Mühe durch, dass die Gemeinde das Recht haben sollte, die Bedingungen zur Aufnahme in den Gemeindeverband selbst und unabhängig festzustellen".

Die weiteren persönlichen Bemühungen der kath. Abgeordneten hatten nur Erfolg in der Richtung grösserer Kirchenfreiheit: bei der zweiten Lesung wurden die „Staatsgesetze" schlechtweg zu den „allgemeinen Staatsgesetzen" gemildert. Kaum weniger bedroht fühlten sich die Tiroler durch das Schulgesetz, welches gerade zur Zeit des Frankfurter Aufstandes beraten wurde. „Die Debatten tönten auf den Kanonendonner des Strassenkampfes wie das Rauschen von Strohgarben auf ein krachendes Erdbeben" schreibt Flir nach Tirol (k. Bl. 1203). Es wurde beschlossen: „Das gesammte Unterrichts- und Er-

ziehungswesen steht unter der Oberaufsicht des Staates und ist der Beaufsichtigung der Geistlichkeit als solcher enthoben". Das widersprach den Verhältnissen, wie sie sich in Tirol ausgebildet hatten; die kathol. Abgeordneten verlangten daher grössere Rechte für die Eltern und suchten den confessionellen Charakter der Schule wenigstens teilweise zu retten. Vergebens: es stimmten nur 74 Stimmen gegen das Gesetz, darunter auch B. Proteste der Eltern, welche in grosser Zahl von verschiedenen Seiten herankamen, änderten nichts.

Practische Bedeutung haben diese Gesetze in Tirol nicht erlangt; denn die alten eingelebten Verhältnisse erwiesen sich stärker als die neuen Theorien aus der grossen Rednerschule der Paulskirche. Diese erzielten vielmehr die entgegengesetzte Wirkung, indem die Katholiken in die Verteidigungsstellung gedrängt wurden und nun eifrig an ihrer Organisation arbeiteten, wozu früher keine Nötigung vorhanden gewesen. B. hat das kräftig ausgesprochen: „Gestehen wir nur redlich ein: die alte Zeit der kathol. Kirche gab uns allerdings einen gewissen Frieden, dessen zweideutige Vorteile aber weit überwogen wurden von der Feigheit und Untätigkeit der Geister, die sich um dieses Friedens willen alle Übergriffe gefallen liessen und bemüht waren, selbst die Bischöfe zu Vollstreckern der Kirchenknechtung zu machen. Diese schmachvolle Zeit ist vorüber, der falsche Friede hat die Maske abgeworfen.., die schlummernden Kräfte sind aus dem Siebenschlaf aufgerüttelt worden" (Charb. S. 402). Allerorts entstanden kath. Vereinigungen. In Innsbruck kam der „katholischconstitutionelle Verein" in die Höhe, gründete Filialen und lehnte sich im Osten an den constitutionellen Katholikenverein (Stammsitz in Wien), im Nordwesten an den grossen Piusverein der Rheinlande; die „katholischen Blätter" bei Wagner vergrösserten sich; bei Rauch in Innsbruck erstand eine neue kath. Zeitung: „Volksblatt für Tirol und Vorarlberg", das zuerst Alb. Jäger und der Frankfurter Abgeordnete Prof. Kerer, später Joh. Jak. Staffler herausgaben; bei Eberle in Bozen erstand das „Tiroler Wochenblatt" (her. vom Priester Jos. Pradella), dem bald der „Pustertaler Bote" in Bruneck mit dem „christlichen Hausfreund" folgte. Diesen

Organen stellten die Liberalen die Innsbrucker Zeitung, zuerst redigiert von Prof. Dr. Ennemoser, entgegen. Bezeichnend war es auch, dass im Herbst 1848 die Zahl der neueintretenden Theologen um das Doppelte über die gewöhnliche stieg (Zobl, Gasser S. 122). Nicht nur an die Laien, sondern auch an die Priester trat nun die Forderung der Teilnahme an „dem öffentlichen Leben“, von dem aus die Angriffe auf die Fortificationslinien ihrer geistlichen und persönlichen Existenz geschahen; denn man brachte Anträge ein, welche die Minderung ihrer Einkünfte wie die Beseitigung des Cölibats, die Verbannung der Jesuiten und Redemptoristen aus allen deutschen Landen für ewige Zeiten bezweckten: die Freiheit drohte in Tyrannei auszuarten, und niemand konnte sagen, wo die zunehmende radicale Strömung in Frankfurt Halt machen würde. Am grossartigsten organisierte sich die kath. Gegenwehr in der Umgebung Frankfurts. Vom 3.—6. October hielt man zu Mainz eine grosse Heerschau, bei der die meisten Vereine, auch die aus Tirol, vertreten waren; sie bildete den Anfang der deutschen Katholikentage. Ausser den Bischöfen, die damals den Beschluss fassten, in Fulda oder Salzburg eine katholische Universität zu gründen, fanden sich auch die bedeutendsten von den kath. Abgeordneten der deutschen Nationalversammlung ein, um durch ihr Erscheinen den Glanz, durch ihre Reden den Mut zu erhöhen. Auch B. ergriff das Wort: Er fühle sich überwältigt von der Grossartigkeit, Innigkeit und Einigkeit dieser Versammlung; so werde die öffentliche Meinung des kathol. Volkes eine Macht, welche die Gegenwart aus der Zersplitterung und Zerrüttung rette. Die Tiroler seien die ersten gewesen mit der Erklärung: jedes (Frankfurter) „Geschenk“, das für die Religion verderblich, werden wir abwehren mit der ganzen Kraft unserer Seele und unseres Leibes. Unter den stammverwandten Rheinländern finde er denselben Geist. So werde es leicht, vereint gegen die Feinde zu kämpfen mit ihren Waffen, aber nicht mit ihren Mitteln: auch die Katholiken müssen nun streiten in Schrift und Wort, in Zeitungen, in Flugschriften, in grossen Volksversammlungen, die aber verbunden sind nicht durch die Kraft, welche Häuser anzündet

und Menschen mordet, sondern mit jener, welche Herzen bezwingt und vereint in Liebe, nicht aufreizendes Gift, sondern Linderung in die Wunden der Seele träufelt. Diese Versammlung werde bis ins ferne Tirol hin Begeisterung erwecken, Hoffnung verbreiten, Tatkraft stählen. Auch die Frauen, deren eine grosse Zahl anwesend, können in der Gegenwart heilsam wirken, wie sie es schon oft in den Stürmen der Vergangenheit getan haben. — Diese Mainzer Versammlung bildet einen wichtigen Markstein in der Geschichte der katholischen Erhebung. Das kathol. Vereinswesen liess sich B. weiterhin sehr angelegen sein, sogar das Zeitungswesen zog er in den Bereich seiner Tätigkeit, wie wir sehen werden.

Damit sind wir unvermerkt zum Volksmann B. gekommen. Um ihn als solchen richtig zu beurteilen, muss man vor allem eine charakteristische Unterscheidung festhalten. Wie er früher zwischen Priester und Pfaffe, so unterscheidet er jetzt scharf zwischen Volk und Pöbel; für jenes will er schreiben, reden, wirken, dieser ist sein ausgesuchtes Stichblatt, mit seinen Vertretern kreuzt er am öftesten die Waffen. Beinahe in allen seinen Reden und Artikeln sucht er Gelegenheit, ihr Treiben in und ausser dem Parlament blosszustellen und alle ehrenhaften Elemente dagegen aufzurufen; denn er sieht ihren Untergang um so gewisser, je mehr ihr wahres Wesen allgemein erkannt wird. October 48 (Charb. S. 375) schreibt er: „Nie, so lange die Welt steht, ist die Komödie fratzenhafter, bübischer, höhnischer vor der deutschen Nation, die auf Grundrecht und Verfassung wartet, gespielt worden, als es Vogt und seine Genossen tun und tun dürfen, weil das allerwärts grassierende Erbübel unserer Zeit, die Feigheit, das Schwanken, die Koketterie alle Kraft und Entschiedenheit deutscher Männer lähmt“. Statt die deutsche Einheit anzustreben, kennen sie nur das Ziel, „Deutschland zu zerreissen und in Anarchie zu stürzen“. Mit stolzer Verachtung schaut er vom Fenster seines Gasthauses auf die „Blousenmänner“ hinab, welche am 16. IX. nach der Entscheidung der schleswig-holsteinischen Frage durch die Gassen Frankfurts krawallierten, Fenster einwarfen, ein paar Abgeordnete blutig schlugen, alle Mitglieder der Rechten als

Volksverräter erklärten und zwischendurch den Demokratenführern ihr Ehrengeheul darbrachten, während die Nationalgarde, die bei Festlichkeiten stets in hellen Scharen ausrückte, nur durch vereinzelte isolierte Gestalten ihr verborgenes Dasein bekundete. Mit Ingrimm malt er den Meuchelmord an den beiden Abgeordneten v. Auerswald und Fürsten Lichnowsky aus: „Lichn. wehrte sich unter den Händen bärtiger Turner und Sensenmänner, obgleich das Blut bereits über sein Gesicht rieselte. Er trug noch seine weissen Handschuhe, als wollte er harmlos in eine Abendgesellschaft gehen, dieser edle ritterliche Mann, vor dessen Jugend, Kindlichkeit und Wohlwollen für alle Menschen selbst eine grimmige Tigertatze zurückgewichen wäre". Auch an Haller berichtet er am 15. X., wie diese beiden Mitglieder der Rechten „gemeuchelt" worden, und setzt hinzu: „Es kreuzen sich die widersprechendsten Gerüchte, als sollte am Montag abermals ein Putsch losgehen. Ich weiss es nicht, aber ich bin ohne Furcht und Sorge.. Ich werde hier aushalten bis zum letzten Moment". Die Furchtlosigkeit gab ihm Sicherheit und imponierte den Massen. Das zeigte sich wiederholt. Am 27. VI. 48 erzählt er an G.: „Als wir aus der Paulskirche traten, umstanden uns die Proletarier, mit Stöcken und Spiessen bewaffnet, so eng, dass wir nicht durchkamen. Wir mussten uns mit grosser Mühe durcharbeiten, und seltsamer Weise war dieses Gesindel mit mir am höflichsten; warum, kann ich nicht ausmitteln. Ich fürchte mich vor ihnen nicht, aber ich drohe auch nie zu den Gallerien empor wie andere. Sie sind oft dergestalt rücksichtsvoll, dass sie wie Katholiken den Hut abnehmen und mich grüssen". Den Endzweck, den die Demokraten, diese „unverletzlichen Volksaufwiegler", durch solche Greuel und Putsche erreichen wollten, durchschaute er leicht: den Reichstag zu sprengen und den Platz für einen Convent frei zu machen. Aber er erwartet ex ossibus ultor, der die Maske der Freiheit von der „Phorkyasfratze der Anarchie" reissen und die wahre Freiheit bringen wird, welche zugleich die Ordnung, die deutsche Sitte, die deutsche Glaubenstreue ist. Daher wollte er auch von einem Gesetz für die Unverletzlichkeit der Abgeordneten nichts wissen: „Ich brauche keinerlei

Gesetz: vor ungesetzlichen Handlungen werde ich mich hüten, und wenn ich eine solche begehe, so soll ich gestraft werden", rief er am 29. XI. 48 in das Parlament hinein (Sten. Ber. V, 3684). Im Juni erschien in Frankfurt eine Abordnung des Wiener „Sicherheitsausschusses", überreichte als „Vertretung Wiens" eine Adresse und masste sich dabei das Wort für ganz Österreich an, indem sie erklärte: „Der Volksgeist Österreichs gebiete", dass seine sämmtlichen Repräsentanten bei den Männern des „Fortschritts" (d. h. auf der Linken) ihre Plätze nehmen (Flir, Briefe S. 162). Wirklich liess sich ein halbes Hundert einschüchtern und nach links sprengen; B. aber trat diesen Abgesandten in der Sokrateshalle mit offener Rede entgegen, machte ihnen den Unterschied zwischen der Märzerhebung gegen ein unerträglich gewordenes Polizeiregiment und der Mairevolution klar, verweigerte die Unterzeichnung der Gegenadresse, welche als Übereinstimmungskundgebung an den Sicherheitsausschuss zurückgebracht werden sollte. Die anderen Tiroler folgten seinem Beispiel.

Natürlich brachte B. diese Scheidung zwischen Volk und Pöbel auch bei wichtigen Gesetzen zur Geltung, sobald er bei deren Zustandekommen hervorragenderen Anteil nahm. Schon die Beratung der Grundrechte brachte ihm Gelegenheit dazu. Der vorbereitende Ausschuss hatte für § 3 folgende Fassung vorgeschlagen: „Die Aufnahme in das Staatsbürgertum eines deutschen Staates darf keinem unbescholtenen Deutschen verweigert werden". Die Absicht, dadurch dem besitzlosen Proletariat möglichst grosse Freizügigkeit einzuräumen, sprang in die Augen und wurde in verschiedenen Reden noch ausdrücklich hervorgehoben, sogar die Bedingung der Unbescholtenheit wollten einige ausmerzen. Dagegen nahm B. am 17. VII. in scharfer Rede und mit directen Ausfällen auf die Linke Stellung. Das Volk der Alpenländer kenne kein Proletariat und wolle es auch in Zukunft von sich fern halten. Nicht nur die Unbescholtenheit fordert er, sondern auch den Nachweis des notwendigen Unterhaltes, damit die sesshafte Bevölkerung ausser Gefahr bleibe, früher oder später für die Zugewanderten denselben bestreiten zu müssen. Es gehe nicht an, eine solche

Belastung einfach zu decretieren, da der besitzende Bürger- und Bauernstand sich mit allen Mitteln dagegen wehren werde, somit würde durch ein solches Gesetz die Einigung der deutschen Nation, der Hauptzweck des Parlaments, nicht befördert, eher von einem Bürgerkrieg durchkreuzt. Dieser Feldzug gegen die Proletarier und im Interesse des Volkes fand ebensoviel Beifall auf der Rechten wie starken Widerstand auf der Linken, hatte aber den Erfolg, dass der Berichterstatter Beseler mit dem Ausschusszusatz hervorrückte: (die Aufnahme in das Staatsbürgertum darf keinem unbescholtenen Deutschen) „der sich in demselben niederlässt“ (verweigert werden), das „Niederlassen“ im Sinne von „Grundeigentum erwerben“ genommen. Dadurch war der Forderung Bs. und der Rechten, die er oratorisch vertrat, Rechnung getragen; aber nicht völlig, weil das erworbene Grundeigentum teilweise oder ganz verschuldet oder überhaupt zu klein für den Lebensunterhalt sein, während ein anderer hinwieder ohne jedes Grundeigentum reichlichen Lebensunterhalt aus Capitalzinsen beziehen konnte. Nach langem Kampf gelangte dieser Paragraph in folgender Fassung zur Annahme: „Die Aufnahme in das Staatsbürgertum eines deutschen Staates darf an keine anderen Bedingungen geknüpft werden, als welche sich auf die Unbescholtenheit und den genügenden Unterhalt für sich und seine Familie beziehen“, welche Bs. Ansicht ganz entsprach.

Mit demselben Eifer — wenn auch nicht öffentlich, da von den vorgemerkten Rednern in der Regel kaum ein Vierteil zum Wort kam — trat er bei den Berichterstattern oder den vorberatenden Ausschüssen ein für die Freimachung von Grund und Boden der Bauern, die aber auf dem Wege der Vereinbarung, nicht einfach durch decretliche Aufhebung erzielt werden müsse; denn die rechtlich gesinnten Tiroler Bauern hätten ihm gesagt: „Wir wollen ablösen, nicht stehlen“. Ferner war er im Interesse eines kräftigen, leistungsfähigen Bauernstandes gegen die Freiteilbarkeit der Bauerngüter und folgerichtig auch gegen die Abschaffung aller Fideicommisse und selbstverständlich gegen die Einziehung der Kirchen- und Fürstengüter, wonach die Linke immer gieriger strebte;

denn die Sicherheit jedweden Eigentums rechnete er zu den Grundlagen aller Kultur. Im Interesse des Gewerbestandes stemmte er sich gegen die Gewerbefreiheit, um die Schlaudercurrenz hintanzuhalten, und bemühte sich andrerseits eifrig für den Anschluss Österreichs an den deutschen Zollverein, woraus die Bauern ebenso wie die „Gewerbsleute“ Gewinn ziehen konnten. Er zeigte sich auch als treuer Wächter der Volksrechte, soweit sie verfassungsmässig gewährleistet waren. Als die österr. Regierung gegen die ihr abträglichen Beschlüsse der Nationalversammlung Stellung nahm und dabei durchblicken liess, dass sie den Frankfurter Beschlüssen überhaupt nur soweit Beachtung schenken werde, als sie es angemessen finde, trat B. jenen österr. Abgeordneten bei, die am 15. II. 49 dagegen die Erklärung abgaben, dass sie „das ihnen vom Volke erteilte Mandat zur Mitwirkung am deutschen Verfassungswerke in keinem anderen Sinne verstehen und auch in keinem anderen Sinne ausüben werden als im Sinne jener Ereignisse und Beschlüsse, welche die constituierende deutsche Nationalversammlung ins Leben gerufen haben.. Als Vertreter des Volkes erkennen sie ihre Aufgabe und ihre Pflicht nur in der Begründung der deutschen Einheit und Freiheit und in einem g a n z Deutschland umfassenden Bundesstaat“ (Stenogr. Ber. VII, 5217). So monarchisch er gesinnt war, wollte er doch das Recht des Volkes, durch seine Vertreter am Staatsregimente Teil zu nehmen, gewahrt wissen; er meinte es aufrichtig mit der Constitution und verschmähte nicht, absolutistischen Gelüsten gegenüber gelegentlich mit Giskra und seinen Genossen zu stimmen. Von diesem Standpunkt aus wünschte er auch ein breites Wahlrecht für das Parlament. Bei dieser Frage standen sich der Norden und Süden Deutschlands gegenüber. Der Norden, der viel mehr Fabriksarbeiter besass, wünschte Wahlbeschränkung auf jene volljährigen unbescholtenen Deutschen, welche wenigstens 5 fl. Steuern zahlen und ein Einkommen von 350 fl. besitzen. Das Ministerium Gagern trat dem bei. Die Süddeutschen stellten sich dagegen und verlangten möglichste Wahlfreiheit; denn durch obigen Census, schreibt B. (Tir. Bot. 27. II), „würde in unseren Gegenden die Hälfte der ehrenhaftesten Be-

wohner des Wahlrechtes beraubt". B. muss stark gegen die Norddeutschen agitiert haben, weil ihn das Ministerium in seinem Hauptorgan, der Oberpostamtszeitung, neben Somaruga und Mühlfeld aus Wien „als Hauptverbrecher gegen die ministerielle Allgewalt" angreifen liess, was ihn aber nicht irre machte. Da jeder Deutsche Pflichten gegen den Staat hatte, sollte jeder auch ein Recht besitzen, und in diesem Sinne wirkte er. Dagegen war B. ein Feind der directen Wahl, weil in „Gebirgsgegenden die Sammlung der Wähler auf einen ferneren Punkt und an einem bestimmten Tage" vielfach unausführbar sei. B. konnte hier für das Volk um so leichter eintreten, als für die Gerechtsame der Fürsten und ihrer Regierungen durch ein eigenes „Staatenhaus" neben dem „Volkshaus" gesorgt wurde. „Den Fürsten das ihre, dem Volk das seine": dieser Grundsatz bewahrte ihn auch vor jeder Versuchung, sich einen Volksgötzen zu bilden und dem berühmten Antrage: „Alle Reichsgewalt rührt vom Volke her", zuzustimmen. Je nachdrücklicher er solchen Parteiexcessen entgegentrat, um so besser stand es ihm an, die Rechte des Volkes zu schützen. Das hat er mit Tatkraft getan und mit Berücksichtigung der besondern Verhältnisse seiner Wähler, wo Veranlassung dazu war. Diese konnten daher mit dem Volksvertreter Beda zufrieden sein.

Als echter Volksmann hatte er auch ein lebhaftes Stammesbewusstsein. Allerdings gehörte er nicht zu jenen, die hinter dem Bierglas den Mund vor lauter Deutschtum nicht mehr zusammenbringen, jedoch nirgends zu finden sind, sobald es sich um ernsten Einsatz handelt. Er sprach und schrieb öffentlich für sein Volk, in der Jugend mit Begeisterung, in späteren Jahren mit der gemässigten Wärme und Festigkeit, wie sie dem Manne geziemen. Jetzt erhielt er auch Gelegenheit, sein Nationalgefühl durch politische Taten zu erweisen. Er stand in Frankfurt einer doppelten Aufgabe gegenüber. Die allgemeine teilte er mit den anderen Abgeordneten der Paulskirche, die besondere betraf ihn als Deutschtiroler. In Bezug auf die erste können wir uns kurz fassen, denn das Urteil über seine nationale Tätigkeit wird zumeist von seiner Haltung bei der zweiten abzuleiten sein. Die Einheit und Grösse des deutschen

Volkes im neuen Bundesstaate hielt auch er sich als das erhabene Endziel seiner Sendung vor Augen. Demgemäss trat er für die Erhöhung der deutschen Heeresmacht ein wie für die Errichtung einer deutschen Flotte. Um das Einigungswerk nicht zu stören, legte er sich wie die andern Tiroler bei Beratung der Kirchen- und Schulfragen jene Zurückhaltung auf, die wir schon oben beobachtet haben. Und selbst in seiner österreichischen Politik hat er neben der Wohlfahrt seines engeren Vaterlandes auch diesen nationalen Gesichtspunkt festgehalten: er verlangte die einheitliche Verbindung Deutschlands und Österreichs, weil dadurch die deutsche Heeresmacht verdoppelt und das allgemeine Gefühl der Sicherheit erhöht wird, weil der eine Teil einen festen Rückhalt am anderen erhält, weil dadurch die Bildung eines selbständigen Slavenreiches ausgeschlossen bleibt. Mit aufrichtigem Schmerz gewahrte er, wie der Lauf der Parlamentsverhandlungen immer weiter von diesem Ziele abführte: „Wir werden ein Österreich und ein Preussen, aber kein Deutschland mehr haben", schreibt er am 3. II. 49 im Tir. Bot. und klagt über die „deutsche Einheitsconfusion". Tief verstimmt zieht er sich von diesem verlorenen Posten zurück, um seiner besonderen nationalen Aufgabe desto mehr Sorgfalt zuzuwenden.

Die Revolutionsstürme von 1848 hatten mit den Schlagworten „Freiheit und Gleichheit" in Österreich die Erhebung der kleineren Nationen veranlasst und die centrifugalen Kräfte entfesselt. Am hitzigsten stürzten die Italiener vor. In der österr. Lombardei erhob sich offene Empörung, im italienischen Südtirol verlangten die Signori die Lostrennung von Deutschtirol und dem deutschen Staatenbunde; der Trientner Magistrat verriet allzu unvorsichtig, wohin diese Autonomieforderung eigentlich zielte, indem er die italienische Fahne hisste. Nachdem Ruhe und Ordnung hergestellt, suchten sie auf parlamentarischem Weg ihr Ziel zu erreichen. Im Frankfurter Parlament sollte die Trennung vom deutschen Reiche, im Wiener die Vereinigung mit der Lombardei erreicht werden. Ihre Abgeordneten suchten B. zu gewinnen: „Gestern waren die ital. Deputierten bei mir, mich zu bitten, ihren Antrag um Ab-

lösung vom deutschen Bunde zu unterstützen. So weit sind sie leider gekommen! Sie waren von ihrem Unsinn nicht abzubringen" (an G. 29. V. 48). Am nächsten Tage kamen sie wieder: „Ich habe ihnen gesagt, dass ich gegen ihren Antrag sprechen werde". Trotzdem brachten sie am 3. VI. den Antrag vor die Nationalversammlung, die Kreisbezirke Trient und Roveredo aus dem deutschen Staatenbunde zu entlassen, ihnen einen eigenen Landtag und eine von Deutschtirol unabhängige politische und judicielle Verwaltung zuzusprechen. B. sammelte die deutschtirolischen Abgeordneten, viele andere aus Salzburg, Steiermark u. s. w. schlossen sich an. Sie reichten zunächst eine schriftliche „Vorstellung" ein und gaben einem „Antitrennungsbeschluss" der Gemeinde Roveredo möglichste Verbreitung; dann arbeitete B. einen Antrag aus. Am 14. VI. schreibt Flir (Briefe S. 159) „Beda hat einen von uns mitunterzeichneten Antrag eingereicht, Tirols Integrität auszusprechen, mit dem Beisatz der Dringlichkeit seit dem Falle Peschiera's. Der Präsident nahm noch die Sache nicht vor; Andrian (Vicepräsident) versprach die beschleunigende Vermittlung". Der Antrag wurde dem völkerrechtlichen Ausschuss überwiesen. Bei dem versuchten die Italiener ihre Überredungskunst. Am 26. VI. meldet Flir: „Die Welschtiroler haben den Ausschuss, namentlich den Herrn Fr. v. Raumer, sehr für sich eingenommen, sie wussten ihm die Meinung beizubringen, Trient und Roveredo seien erst 1814 zu Tirol geschlagen worden! Beda und Kerer wurden als Auskunftsmänner beigezogen und gaben die gehörigen Aufschlüsse". Noch lange wurde unterhandelt. Die Angelegenheit drohte eine üble Wendung zu nehmen. Da tat B. einen kühnen Schachzug. Er nahm Urlaub,[1]) eilte nach Tirol und sandte von hier aus eine mit zahlreichen Unterschriften von Welschtirolern aus allen Teilen der beiden Kreise versehene „Protestation" gegen die Abtrennung,

[1]) B. hatte schon früher die Absicht, ein paar Wochen Urlaub zu nehmen, und erhielt jetzt einen neuen Grund dafür. Diesen Urlaub hat Streiter wieder gröblich missdeutet in einem Brief (an Stenb 24. VII.), der auch sonst den unangenehmsten Eindruck macht; von Abgeordneten, die ihn nicht nach Wunsch sprachen und stimmten, meint er:

kündigte weitere Proteste an und bat, die Parlamentsverhandlung zu verschieben, bis er dieselben persönlich überreichen könne; denn die Bewegung gegen die Trennung sei im Wachsen begriffen und müsse benützt werden für die Sicherung „dieser südlichsten Grenze Deutschlands". B. kannte die italienischen Verhältnisse genau und wusste, dass ein Grossteil der ländlichen und städtischen Schichten einer Abtrennung widerstand, welche ihnen das beste Absatzgebiet für Wein, Seide und Öl eingeengt hätte, denn diese Producte besass Italien ohnehin besser, reichlicher und billiger; nicht weniger begriffen die Arbeiter, dass sie ihr Brod im Norden, nicht im Süden suchen müssen. Durch Sammlung dieser gegnerischen Stimmen nahm B. am besten den Signori den Wind aus den Segeln und machte nach allen Seiten hin Eindruck. Die erbetene Verschiebung konnte nicht stattfinden, weil beim Eintreffen des Schreibens Bs. der Gegenstand bereits auf der Tagesordnung stand. Am 12. August fand die Verhandlung statt; v. Raumer hatte die Berichterstattung, die kurz und matt ausfiel. Flir, Schuler, Kerer griffen in die Debatte ein, Unterrichter hatte sich auch einmal zum Wort gemeldet, verzichtete jedoch darauf, als die Reihe an ihn kam. Am glänzendsten von allen sprach Flir und riss nicht nur die Rechte, sondern auch das Centrum zu wiederholtem Beifall hin. Er führte aus, wie die Geschichte, die ökonomischen, strategischen, völkerrechtlichen Verhältnisse gebieterisch die Aufrechthaltung des alten Verbandes fordern. Anklang fanden die Italiener, für die a Prato, äusserlich gewandt, sachlich schwach, das Wort führte, nur bei den Männern der Linken, welche ja provisionsmässig jedes geschichtliche Recht leugneten. „Das historische Princip können wir nie zulassen", — meinte z. B. Nauwerck aus Berlin — „und wenn

---

„Diese Leute sind nur durch ein bischen Getreidesperre, besser noch einige Regimenter Executionstruppen, am allerbesten durch das grossartige Exempel, das der stolze Tarquinier an den Mohnköpfen zeigte, zur Raison zu bringen". So versteht er die „Freiheit" und „Brüderlichkeit". Damit wollen wir von dieser unerquicklichen Erscheinung in diesem Buche Abschied nehmen; in der Pichlerbiographie werden wir sie wiederfinden, hoffentlich zeigt sie dort ein freundlicheres Bild.

Welschtirol seit Noah zu Deutschland gehört hätte, so würde ich sagen: das beweist gar nichts. Die Lebenden haben Recht und der Moder hat Unrecht; die Pergamente beweisen nichts für das Leben". Auch das „territoriale Princip" scheint ihm wertlos: „Allerdings gehört Welschtirol zum deutschen Bunde; aber wenn Welschtirol nicht zum deutschen Bunde gehören will, so behaupte ich, dass es ein Recht hat, nicht dazu zu gehören". Natürlich lacht er auch über die „Gefahr, dass die Welschtiroler bei erster Gelegenheit sich mit ihrem grossen Mutterlande verbinden" könnten. Was liegt ihm daran? „Alle Völker sind ja Brüder des deutschen Volkes!" Das redete der fanatische Phantast, als die Italiener im Süden, die Dänen im Norden auf die Deutschen schlugen! Sein gerader Gegensatz war der Abgeordnete Kohlparzer von Neuhaus, der das ganze Feuer nationaler Entrüstung gegen die Italiener und ihre Helfer spielen liess, weil sie an die Nationalversammlung die „schmachvolle Zumutung" gestellt, aus ihrem „Staatskörper ein Stück herauszuschneiden". Er beantragte kurzweg, die Italiener, die durch ihr Vorgehen „das Todesurteil über sich selbst ausgesprochen" haben, auszuschliessen. Südtirol werde man unter keiner Bedingung fahren lassen: „Wir besitzen Südtirol und somit behalten wir es: das ist mein Völkerrecht". Bei der Abstimmung wurde der Trennungsantrag mit erdrückender Mehrheit abgelehnt; bezüglich der Autonomieforderung erhielten die Italiener den Bescheid, ihr Ansuchen bei der österreichischen Regierung anzubringen, wobei sie sich auf einen früheren allgemeinen Beschluss der Nationalversammlung beziehen können, welcher „den nichtdeutschredenden Volksstämmen Deutschlands ihre nationale Entwicklung gewährleistet".

So teils abgewiesen, teils diplomatisch abgelenkt, begannen die Italiener ihre Autonomieaction mit Klugheit und Zähigkeit beim Ministerium und Parlament in Wien. Der österr. Regierung versagten in den mannigfaltigen Drangsalen dieses Jahres die Kräfte zu einer energischen Gegenstellung, trotzdem Radetzky die Lombarden niederwarf; man suchte auf dem Wege der Verhandlungen sich über die Schwierigkeiten hinwegzuschaukeln. Aber nicht deswegen hatten sich die deutschtirolischen

Abgeordneten in Frankfurt so kräftig eingesetzt, um nun dieser neuen Entwicklung der Dinge ruhig zuzusehen, vielmehr suchten sie auch jetzt von Frankfurt aus, die Bestrebungen der Italiener zu durchkreuzen. Beda war unterdessen zurückgekehrt und erscheint wieder als ihr Führer. Am 10. X. richtete er an das Reichsministerium die umfängliche viergliedrige Interpellation: „Da die Regierung in Wien nach zuverlässigen Quellen beschäftigt ist, die Angelegenheiten des welschen Tirols in einer Weise zu ordnen, dass Deutschtirol mit Recht befürchtet, es möchten Massregeln ins Leben treten, welche entweder eine factische Trennung der welschen von den deutschen Landesteilen in sich enthalten oder nach dem Urteile von Sachverständigen unvermeidlich dazu führen müssen und zwar umsomehr, da in Wien eine unverkennbare Zärtlichkeit für nichtdeutsche Volksstämme vorherrscht, so erlaubt sich der Unterzeichnete an das h. Reichsministerium folgende Fragen zu stellen: 1. Ist dem Reichsministerium über den Stand dieser in den Zeitungen bereits besprochenen Angelegenheit eine nähere Anzeige zugekommen, welche zur Beruhigung dienen könnte gegen die ausgestreuten bösen Gerüchte? 2. Falls nach dem Urteile von Landeskundigen wirklich eine Trennung des welschen Tirols vom deutschen Anteile durch die beantragten Verwaltungsmassregeln erfolgen müsste, wenn auch erst allmählich und auf indirectem Wege — ist das Reichsministerium entschlossen, dagegen entschieden und nachdrücklich zu protestieren? 3. Falls der beantragte gesonderte Appellationshof für Trient und durch Trientiner wirklich ins Leben treten sollte — ist das Reichsministerium entschlossen, für die unter Welschen wohnenden 14.000 Deutschen im Nonstal, in Fleims, bei Pergine, zu Lavarone, in der Folgaria und auf Terragnuolo deutsches Gericht in Anspruch zu nehmen, was um so nötiger erscheint, da im schmalen Landstreif, wo lauter Vettern und Basen wohnen, unparteiisches Recht überhaupt teuer werden wird? 4. Da der Reichsratsabgeordnete a Prato von Roveredo, früher Mitglied dieser Nationalversammlung, nach der ganz verbürgten Nachricht der Roveredaner Zeitung bereits nach Wien abgegangen ist, um seinen Sitz im dortigen Reichstag einzunehmen und

die beantragten Trennungsmassregeln zu betreiben — ist das Reichsministerium geneigt, unverweilt seinen Ersatzmann in die hiesige Reichsversammlung einzuberufen?“ (um dadurch die Zugehörigkeit der Italienischtiroler zum deutschen Reich zu documentieren). Die Antwort des Reichsministers v. Schmerling zeigte so recht deutlich die ganze hohle Scheinherrlichkeit dieses volkssouvränlichen Reichsministeriums. Man hatte sich in Wien gar nicht um es gekümmert und ihm „keine nähere amtliche Anzeige“ zukommen lassen. „Alles, was uns bekannt geworden, wissen wir nur aus der Zeitung: dass ein eigener Commissär abgeordnet wurde, um die dortige (d. h. tirolische) Organisation durchzuführen; daher ist das Reichsministerium durchaus nicht in der Lage, gegenwärtig auf diese administrative Angelegenheit Einfluss zu nehmen“. Nur die platonische Hilfe einer „Sympathiebezeugung“ konnte er der Sache der Interpellation entgegenbringen.

Man wird gern zugestehen, dass die Deutschtiroler, in erster Linie B., getan, was in ihrer Macht lag. Immerhin war der Ansturm der Italiener abgeschlagen, auf die österr. Regierung ein moralischer Druck ausgeübt; weiteres konnte in der Paulskirche ohnehin nicht erzielt werden, zumal Prato's Stellvertreter (Gazzoletti) alsbald in der Nationalversammlung erschien. Die Entscheidung stand bei der österr. Regierung. Durch das Eingreifen der Heeresmacht unter Windischgrätz erhielt sie ausserordentliche Kräftigung und nahm nun auch den Italienern gegenüber eine entschiedene Haltung ein. Als die ital. Abgeordneten auf dem Kremsierer Reichstag den Antrag auf parlamentarische und administrative Trennung einbrachten und dieser sich ihren Wünschen willfährig erwies, trat die Regierung energisch dazwischen zur Freude der deutschtirolischen Abgeordneten. Am Aschermittwoch 49 schreibt Flir (Briefe S. 184): „Bissingen hat den Welschen in Kremsier sehr deutsch seine Meinung gesagt. Ihre eigentliche Conspirierung mit Carlo Alberto müsse jeder durchschauen, der offene Augen habe“. Und am 24. II. 49 veröffentlichte die Trientner Zeitung einen Erlass vom Minister des Innern gegen „die Umtriebe einer fanatischen Partei“ zur Lostrennung der ital. Kreise,

welche „die österr. Regierung niemals zugeben wird und zugeben kann"; eher werde man mit „Gewalt einschreiten, wo den Forderungen der Vernunft und des pflichtmässigen Gehorsams gegen höhere Anordnung kein Gehör gegeben wird".

So scheiterte in Österreich die Action der Italiener. Allein sie ruhten nicht, sondern warteten die erste Gelegenheit ab, dieselbe in Frankfurt wieder zu beginnen: bei der Schlusslesung von § 1 der Reichsverfassung (am 23. III. 49) „verwahrten sie sich auf das bestimmteste gegen einen Beschluss, wodurch das italienische Tirol gegen seinen Willen als integrierender Teil des neuen deutschen Reiches erklärt wird, und wollten hiemit die nationalen Rechte dieses Landes für alle Zukunft gewahrt und gesichert wissen, welche Rechte durch diesen Beschluss zwar tatsächlich verletzt sind, aber niemals aufgehoben werden können". Diese Erklärung, die den Vorwurf der Rechtsverletzung in sich enthielt, war unvorsichtig scharf und veranlasste so heftige Proteste, dass die Italiener unerwartet rasch zurückwichen. Schon in der Abendsitzung dieses Tages brachten sie eine „Erklärung" ihrer früheren Erklärung, in Wirklichkeit aber eine starke Abschwächung derselben, indem sie nun „zwar den Tatbestand, nach welchem das ital. Tirol gegenwärtig ein Teil dieses Reiches wirklich ist, anerkennen und sich demselben unterwerfen (so!), da sie ja keine Mittel besitzen, um den wiederholt gefassten Beschlüssen dieser Nationalversammlung entgegenzutreten, dadurch aber nicht für alle Zukunft auf dasjenige verzichten wollen, was sie als ein heiliges Recht ihres Landes betrachten". Die Italiener machten keinen Versuch mehr, diese Scharte auszuwetzen. Das Ende der „deutschen Nationalversammlung" [1]) nahte mit Riesenschritten. Am 13. IV. erklärten die österr. Abgeordneten ihren Austritt (S. 349), bald darauf war das „erste deutsche Parlament" gewesen, einst von vielen hoffnungsfreudig begrüsst, jetzt von wenigen betrauert.

---

[1]) Wie sie nach derselben in Innsbruck und Wien ihre Trennungsbestrebungen fortsetzten, kann jetzt in der gut zusammenfassenden Schrift von Dr. M. Mayr („Die polit. Beziehungen Deutschtirols zum ital. Landesteile", Innsbruck 1901) nachgelesen werden.

Beda konnte mit gutem Gewissen auf seine parlamentarische Tätigkeit zurückblicken. Er hatte sich als ein nach oben wie nach unten gleich furchtloser Volksmann, als guter Deutscher, als einsichtiger Priester und unbeugsamer Patriot bewährt. Scharfe juristische Beweisführung darf man in seinen Reden nicht suchen, er bleibt auch hier ein Feind aller „klapperdürren Abhandlungen der Weltweisen"; wohl aber zeigen sie ein rasches Erfassen der polit. Lage, einen weiten, durch das Geschichtsstudium gefestigten Blick. Sie wollen nicht überführen, sondern gewinnen, hinreissen oder durch Ankündigung schwerer polit. Folgen abschrecken. Der äusseren Form nach charakterisiert sie die Mischung von Pathos, Komik und Humor, weswegen ihn carikierende Parlamentsschilderer, wie Laube in Anlehnung an einen Ausspruch Dahlmanns, den Abraham a. st. Clara der Paulskirche nannten. In katholischen Kreisen war sein Ansehen bedeutend gewachsen; allein auch seine Gegner haben ihn merkwürdig glimpflich behandelt. Das neugeprägte Schimpfwort „ultramontan" blieb freilich auch ihm nicht erspart. Er aber griff es in seiner temperamentvollen Art auf und machte seinen Gegnern mit einem kräftigen Spruch, den er in Merks „Gedenkbuch an die Paulskirche" eintrug, klar, was er eigentlich unter einem Ultramontanen verstehe:

Nie verläugn ich meine Fahne:
Ja, ich bin Ultramontane
Mit den Worten, mit der Tat,
Treu der Kirche wie dem Staat!
Und aus dieser Ultratreu'
Sprosst die Liebe täglich neu,
Alle Menschen zu begrüssen
Und sie an mein Herz zu schliessen,
Dass wir alle, Brüdern gleich,
Liebend ruh'n im deutschen Reich.
Und wers lauer denkt und meint,
Der ist Deutschlands ärgster Feind
An der Donau wie am Rhein
Lasst uns alle Ultra sein,
Ultra in der Lieb' und Treue
Für das Vaterland, das freie!

Als die Tiroler Abgeordneten Frankfurt verliessen, hatte Beda allein von allen im neuen Erdreich feste Wurzeln geschlagen. Zwar anfänglich wollten dem Tiroler die neuen Menschen und ihre Verhältnisse nicht gefallen. In erster Linie stiess ihn der schreiende Abstand zwischen reich und arm, den er in Tirol nicht gefunden, ab: „Neben der sündhaftesten Überfülle der Reichen ist ein schmutziges Volk, von dem wir uns keinen Begriff machen; daher so viel Lust zu Krawallen, Katzenmusiken und liederlichen Rongegeschichten. Diese weiche niederträchtige Sündenluft neben der grössten Armut macht mir ein böses Geblüt" (a. G. 20. V.). Ein Besuch in den Kassengewölben Rothschilds konnte diesen Eindruck nur verschlechtern: „Da sah ich ungeheure Summen Goldes.. Ich wurde betrübt, weil mir vorkam, es läge hier eine millionenfache Sünde in Metall zum Verderb der guten Menschen, zur Erfrischung alter und junger Missetäter. Ich hatte einen Schauder vor dem Hause und gieng verstimmt heim über den König der Juden" (a. G. 29. VI.). Auch sonst fand er viel unliebsame Eigenart und Üppigkeit, die ihn öfters zu caricaturmässigen Zeichnungen verlockten, worin er auch die reichen Frauen nicht schonte: „Sie sehen in ihren Villen so faul, so zerlassen aus wie geschmolzenes Wachs.. Sie sind überhaupt schläfrig, kaum hat der Prediger zu reden angefangen, so nicken mehrere Dutzend Federhüte auf eine Weise, als wehte ein Wind spielend mit der Kopfhoffart der Weiber. Nur einem liegen sie eifrig ob, dem Blumenflor, den ich nie so schön und üppig als hier gesehen.. Sie stehen spät auf. Die Magd bringt den Kaffee, der in ganz Frankfurt nicht viel nutz ist, zum Bett, hilft dann der faulen Herrin aus den Federn und wirft alles Bettzeug, Decken, Leintücher, Kissen und Federbetten, ins offene Fenster, das dadurch fast verstopft wird. Da bleibt es hängen bis Mittag. Die Frankfurterin glaubt, die schönste Zier für aller Leute Augen sei das Bett, worauf sie gefaulenzt. Ich liess mich schon zweimal des Morgens durch die Stadt führen, um dieses eigentümliche Spektakel zu sehen. Auf den schönsten Plätzen ist diese Bettaushängung am ärgsten.. Die Männer schätzen nichts als Geld und feine Küche, und wer nicht viel hat und

von etwas anderem redet als von der Börse, ist ein für sie unausstehlicher Philister" (31. V.). Doch bald lebte er sich in die neuen Verhältnisse ein und begann auch die guten Seiten der Frankfurter zu beachten und zu schätzen. Er gewahrte hinter den Geldsäcken auch weiche Herzen und freigebige Hände, hinter der äusseren Gemächlichkeit lebhafte geistige Interessen. Die landschaftlichen Reize der neuen Gegend minderten ihm das Tiroler Heimweh und befriedigten seine idyllischen Neigungen. Dazu war schon seine Wohnung glücklich gewählt. Sie befand sich „am Ende der Stadt, im Erdgeschoss über einer Terrasse, die den schönsten Garten beherrscht, den ich benützen kann, in der lieblichsten Lage von der Welt, ruhig, frischluftig.. Auch die Dienstleute sind artig, nicht so bengelhaft und unsauber wie in Tirol" (a. G. 20. V. 48). „Im Garten brüten die Nachtigallen und singen Tag und Nacht, was mir ein unendlicher Trost; denn ich denke dabei beständig an das grüne Nachtigallgestäude zwischen Bozen und Meran" (a. G. 25. V.). Die Umgebung der Stadt „ist ein blühender Garten mit den üppigsten und seltensten Bäumen, mit einer Blumenwollust ohne Gleichen und den heimlichsten, liebsten Plätzchen, die ein ruhedurstiges Gemüt sich träumen kann" (a. G. 31. V.). Am 4. VI. ergänzt er: „Mein Revier, das liebste in Frankfurt, sind die nahen Laubwaldungen; die Nachtigallen, Amseln und Bachstelzen kommen an mein Fenster, und ich gebe ihnen vom Frühstück mitzuessen und laufe ihren unzähligen Nestern nach. In unserem Garten sind drei Nachtigallnester, ich gucke alle Morgen hinein, und der Vogelsang verwöhnt mich gegen das ewige Gewäsche der Paulskirche. Alle Hausdächer sind voll Störche, die seltsamsten Vögel. Ich habe mit ihnen viel zu tun, und einer kommt oft in unseren Hof. Ich habe ihm unlängst einen Frosch heimgebracht. Die isst er gern". Auch in die „schönste Stadt" (S. 330) lebte er sich leicht ein: „Frankf. gefällt mir jeden Tag mehr, es kommt mir vor, ich sei allzeit dagewesen, ich weiss alle Gassen, verfehle mich nie und führe Abends die betrunkenen Deputierten allzeit richtig nach Hause, wenn sie sich nicht auskennen" (4. VI.). Nachdem vierzehn Tage vorüber, weiss er auch schon Zeit zu



eigenen Arbeiten zu erübrigen und erlangt damit die notwendigste Vorbedingung zu einer erträglichen Existenz. Er besorgte den Druck seiner Bücher: Bozen, Oswald und Friedrich; verfolgte die neuesten Erzeugnisse der deutschen Litteratur um so eifriger, je leichter und vollständiger er sie hier zugänglich fand, bereiste wiederholt die Rheingebiete bis hinunter nach Strassburg, um Land und Leute kennen zu lernen und die Kunstdenkmale zu studieren, gewann bald engere Beziehungen mit den Künstler- und Gelehrtenkreisen, die sich um Ed. v. Steinle. Veit und Böhmer in Frankfurt, J. Fr. H. Schlosser auf Stift Neuburg, der „ultramontanen Geisterburg" bei Heidelberg[1]), sammelten. Am 4. VI. berichtet er das erstemal darüber: „Fast alle Tage liess mich Schlosser zu sich bitten. Er ist reich und gutmütig, und so gieng ich denn eines Abends hin. Sie behielten mich zum Nachtessen, und ich erzählte aus Tirol. Ich fand bei Tische den Fürstbischof Diepenbrock und seinen Secretär, die Maler Steinle und Veit mit ihren Frauen, wovon die Steinle auch eine sehr andächtige Anhängerin der Giovanna ist. Dieser selige Geist von Roveredo geht mit mir und macht mir überall gute Bahn. Es war sehr angenehm. Steinle hat ein so geistvolles, sanftes, kindliches Wesen als Veit derb, naturwüchsig und formfeind ist. Schlossers Haus ist prachtvoll eingerichtet,.. und was sich im kath. Deutschland begibt, ist hier aus bester Quelle zu erfahren. Der Hausherr hat alle meine Bücher und weiss sie besser auswendig als ich". Anfangs gieng er nicht gern öfters ins Haus; denn „ich muss gesammelt, ordentlich und redebehutsam sein: das ist mir eine fürchterliche Pein". Doch diese Pein minderte sich, und die Besuche wurden häufiger. Leider starb ihm Schlosser bereits 1851. B. ehrte sein Andenken mit einem schönen Nekrolog, in dem er die Persönlichkeit zartsinnig porträtiert und Schlossersche Aussprüche verbucht, dabei auch von seinen Besuchen auf Neuburg erzählt. (Zuerst in der Einleitung zum II. Bd. von Schlossers Kirche in ihren Liedern 1852; dann in den Charb. 92 ff. ab-

[1]) Darüber Pastor, Janssen S. 25—27, wo auch der „geistsprühende" Beda erwähnt wird.

gedruckt). Im schönen Hause der Witwe Schlosser zu Frankfurt blieb B. auch weiterhin ein oft und gern gesehener Gast; desgleichen im Hause der Brentano und in vielen anderen angesehenen Familien. Als Volksredner war er bald gesucht und viel gefeiert; in Filbel z. B. musste der „empfindliche Mensch tausend Küsse von bärtigen Männern aushalten“ (a. G. 29. V.); viele Bekannte führten ihm auch seine Werke zu, von denen er besonders zwei weit verbreitet fand: „die Lieder und Giovanna, die einen unter Protestanten liberaler Art, die andere unter Pietisten“ (29. V.). Diese ausgedehnten Beziehungen ermöglichten es ihm, für die verwundeten österr. Soldaten auf dem italienischen Schlachtfeld Unterstützungen zu sammeln; wiederholt sendet er beträchtliche Summen ab. Besonders eifrige Tätigkeit entfaltete er als Priester, hielt Gottesdienste und ganze Cyclen von Predigten, aus denen die in St. Leonhard am meisten Aufsehen erregten; auch an anderen Orten war er gern zur Aushilfe bereit und erntete viel Beifall (vgl. kath. Blätter 1848, 1736).

Gerade diese Tätigkeit hatte entscheidende Folgen für seine weitere Lebensstellung. Im Juni 1848 war der Stadtpfarrer von Frankfurt, Simon Bohn, ein einfacher, stiller Mann, der nicht die Mittel besass, den damaligen Frankfurter Katholicismus aus seiner öden Versumpfung zu heben, gestorben. Erst durch die Anwesenheit von vier Bischöfen, vielen Prälaten und anderen geistlichen Capacitäten beim Parlament erfuhr er eine glückliche Auffrischung. In den leitenden Kreisen bildete sich der Wunsch, für die „erledigte Pfarrstelle einen geistig hervorragenden Mann zu gewinnen, welcher in diesem Kreise die erste Stelle einnehmen könnte. Am meisten hatten die Predigten des Benedictiner Paters Beda Weber gewirkt.. Wie eigentümlich geartet die kirchlichen Verhältnisse damals in Frankfurt waren, geht daraus hervor, dass B. in seiner ersten Predigt das Wort ‚Teufel‘ auf die Kanzel brachte, den man vorher auf den kath. Kanzeln nur als gefallenen Engel zu bezeichnen gewohnt war“ (Ed. v. Steinle's Briefwechsel mit seinen Freunden I., 58). Bei der Wahl zog man Prof. Riffel aus Mainz, Domcapitular Förster a[illegible]lau und Beda Weber

aus Meran[1]) in Betracht, von denen B. die meisten Stimmen auf sich vereinigte (vgl. Tir. B. 10. I. 49). Der Diöcesanbischof billigte die Wahl des Senats und verlieh ihm den Charakter eines Domherrn von Limburg, ernannte ihn nacheinander zum bischöflichen Commissarius, geistlichen Rat und Mitglied des Ordinariats in Frankfurt. Nachdem die päpstliche Zustimmung aus Rom eingetroffen, wurde er zum Mitglied der kath. und gemischten Kirchen- und Schulcommission und zum Inspector der Domschule gewählt (17. VII). April 1853 bestimmte ihn der Limburger Bischof auch zu seinem Stellvertreter in der nassauischen Ständeversammlung; aber diese lehnte ihn ab, weil er kein Nassauer sei.

Als die anderen Abgeordneten Tirols in ihre Heimat kamen, beauftragte der Minister des Innern in Wien den Statthalter zu Innsbruck (16. IV. 49), darauf zu achten, ob diese etwa „einen für die öffentliche Ruhe und gute Stimmung des Volkes ungünstigen Einfluss in näheren oder weiteren Kreisen zu nehmen versuchen". Dem müsste auf eine vorsichtige und tactvolle Art begegnet werden, um dem Gang der Regierung Schwierigkeiten zu ersparen, da sehr viel daran liege, dass die kaum beschwichtigten ultranationalen Tendenzen nicht von neuem wieder aufgeregt werden (Statth. Arch., Geheimacten). Als B. sechs Wochen später nach Tirol fuhr, erfloss ein ähnlicher Erlass (am 6. V.): B. sei kürzlich in seine Heimat zurückgekommen, „um dort vor dem Antritt seiner neuen Bestimmung einige Privatgeschäfte in Ordnung zu bringen". Es soll mitgeteilt werden, welchen Eindruck seine Rückkehr bei der dortigen Bevölkerung hervorgebracht, und wie sich die öffentliche Stimmung überhaupt über die Frankf. Nationalversammlung ausspricht (ebda.). Wenn man hier sieht, wie sogar B., der sich mit all seinen Kräften für Österreichs Wohl eingesetzt, beinahe überwacht wird, geratet man ernstlich in Gefahr, den

[1]) Nach Flirs Briefen S. 178 wäre auch dieser einmal in Aussicht genommen worden, hätte aber abgelehnt; denn „auf Tirol verzichte ich nur im Notfalle, und zu einer so delicaten, verwickelten Seelsorge über 12.000 Individuen hätte ich gar keine Vorkenntnis, keine Übung, keine Fähigkeit und — keine Neigung".

Gleichmut des Historikers zu verlieren. Zudem war die Polizeiaction höchst überflüssig, da Flir schon am Aschermittwoch 49 geschrieben hatte: „Populär ist bei uns nur der Landtag; Kremsier und Frankfurt liegen geistig noch entfernter als physisch“. Diese Volksstimmung hätte man wohl auch oben kennen können.

XI. Stadtpfarrer von Frankfurt 1849—58.

Gern hatte Beda in jüngeren Jahren seinen Witz gegen die „faulen geistlichen Titelträger“ spielen lassen. Nun trug er selber Titel und Würden und konnte ein Vorbild schaffen. Jede neue Periode seines Lebens zeigt eine Ausweitung seiner Tätigkeit, diese letzte die grossartigste; auch das Kleine wird nun grosszügig durch den grossen Zusammenhang, in dem es steht. Wenn je so hat er jetzt seinen Spruch erwahrheitet: „Selbst die flüchtigste Secunde fliege mit dem Siegel meiner Tat“ (oben S. 310). Es war ein schweres und dornenvolles Amt, das er im Juni 1849 antrat. 13 Priester an drei Kirchen standen unter seiner Leitung; an der Seite hatte er den vielköpfigen und vielsinnigen Gemeinde- und Kirchenvorstand, von den stimmfähigen Bürgern der kath. Gemeinde gewählt; über verschiedene Volksschulen und eine Mittelschule, über Armen-, Kranken- und Strafanstalten erstreckten sich seine geistlichen Hirtenpflichten; in mehreren „Agenden“ hatte er auch seinen Bischof (Blum in Limburg) zu vertreten. Doch all das wollte an sich nicht viel besagen. Schlimm war aber, dass sein Wirkungskreis in der Diaspora lag, wo der grössere Teil andersgläubig, ein Gutteil ungläubig oder geradezu religionsfeindlich war und mit einer zügellosen Presse arbeitete, welche an den Katholiken das täglich gewohnte Hetzwild hatte, „ihnen anmutete, sich in Deutschland als Fremdlinge zu betrachten und ihre kirchlichen Überzeugungen als Welschtum und Landesverrat zu Gunsten eines auswärtigen Herrschers brandmarken zu lassen“; wo „alle jüdelnden, revolutionären, materialistischen Blätter zusammenheulten über die Missetaten der ultramontanen Priesterschaft“; wo die Regierungsgewalt das „protestantische

Territorialkirchenrecht eifersüchtig handhabte, das katholische Kirchenrecht durch die Frankfurter Kirchenpragmatik zu ersetzen und die landesfürstliche Hoheit der Protestanten auf das kath. Gebiet auszudehnen strebte". Noch schlimmer für Priester war die Grossstadt nach 1848 mit ihrer „niederträchtigen Sündenluft", wo „Lumpen, Gassenbuben und Revolutionäre es sich zur Ehre und Amtspflicht anrechneten, sie auf der Gasse, in öffentlichen Versammlungen, ja selbst in der Kirche zu verspotten" (Cart. S. 410). Das Schlimmste aber war der Zustand dieser Katholiken selber. „Deutschkatholiken (nach Ronge), freigemeindliche und andere unbefugte Bauleute, die eine Kirche bauen wollten, um darin selber Papst zu sein", hatten sich eingenistet; daneben trieben die Heuchelkatholiken ihr Unwesen, welche mit den Kirchenfeinden teidigten und sich von ihnen jederzeit brauchen liessen, wo man den Katholiken durch „Katholiken" einen Streich spielen wollte[1]; dann kam die grosse Masse mit den Gleichgiltigen und Zaghaften, welche in „trostloser Halbherzigkeit die Stillen im Lande spielten, ihren katholischen Kult als Hausgeheimnis auf die Kirche und das einsame Kämmerlein beschränkten, am Tage Luthers um keinen Preis eine Abendgesellschaft hielten, um bei der Frau Gevatterin nicht anzustossen und dem Herrn Schwager keine Gichtschmerzen zu verursachen"; viele von ihnen hätten am liebsten ein „Christentum ohne Confession" gehabt; den Rest bildete ein kleiner Grundstock entschiedener Katholiken, von den Feinden als Ultramontane verschrien, von ihren Glaubensgenossen scheel angesehen und bei jedem Auftreten im Stiche gelassen. — Es begreift sich, wie diese Katholiken auf Beda den Eindruck machen mussten, dass sie bereits „auf jedes Recht der Selbstverteidigung verzichtet hätten"; selbst in ihrem Kult fand er verschiedene protestantische Einflüsse.

Nur eine aussergewöhnliche Persönlichkeit konnte da einen Wandel zum Besseren anbahnen. Beda war eine solche; jedenfalls vermochten die Gegner der Katholiken ihm keinen Eben-

---

[1]) Einer davon soll sogar seine Wahl in die Schulcommission durchgesetzt haben, um da den Pfarrer bewachen zu können.

bürtigen an die Seite zu setzen. Er erkannte als seine Aufgabe, den festen Katholikenkern an sich zu ziehen, möglichst viel Vertrauen zu gewinnen, den religiösen Sinn zu kräftigen und auszubreiten, die Furcht zu bannen, die Gleichgiltigen aufzurütteln, die Abseitsstehenden heranzuziehen, alle zu organisieren, zu einigen und mit einem kathol Gesammtgefühl zu beseelen, das dann von selber zu einer kräftigeren und erfolgreicheren Vertretung der gerechten Forderungen Andersgläubigen gegenüber führen musste; denn „nichts verhärtet mehr in der Ungerechtigkeit gegen kath. Rechtsansprüche als die Unentschiedenheit und Faulheit jener Scheinkatholiken, welche zwar den Namen haben, dass sie leben, aber der Sache und Tat nach todt sind“ (Cart. 187): endlich, um die Wirksamkeit nach innen und aussen zu verstärken, die Schaffung einer leistungsfähigen Presse zu Schutz und Trutz.

Rasch erwarb sich B. Vertrauen von oben und unten, sogar die Halbkatholiken kamen ihm entgegen, zumal ihm der Ruf eines Mannes vorausgieng, der jedem gesunden Fortschritt hold sei. Schon nach einem halben Jahre hören wir Stimmen der Anerkennung über seine Erfolge, von denen ich jene des feinsinnigen Malers Ed. v. Steinle vorausstelle, weil er von nun an Bs. „geniales Wesen“ durch diese ganze Periode hindurch mit sorgfältigem Studium verfolgte[1]). Am 24. IX. 49 meldet er an Fr. Schlosser, der Bischof von Limburg sei vom neuen Stadtpfarrer „ganz entzückt“, und am 11. I. 51 an Frl. Lindner: „B. W. entwickelt eine ausserordentliche und, wie ich gewiss hoffe, segensreiche Tätigkeit immer mehr und mehr, und es ist zu wünschen, dass es ihm mit den Seelen ebenso gelingt wie mit den Herzen, die er in der Tat alle gewonnen hat. Gewiss ist er der reellste Gewinn, den Frankfurt aus der Paulskirche gezogen hat“. Vielleicht noch bezeichnender sind die Urteile, welche der damalige Senior der kath. Gemeinde Rinz in der Stille des Herzens seinem Tagebuch anvertraute[2]):

---

[1]) Ich benütze seine Briefe in 2 Bänden, Freiburg, Herder 1897.

[2]) Mir mitgeteilt von seinem Sohne, Prof. Beda Rinz S. J. Auch die Tochter der Hausleute, bei denen Döllinger in Frankfurt gewohnt,

6. II. 50: „Wäre der gesammte Clerus von solcher Einfachheit, Uneigennützigkeit und Liebe durchdrungen wie B. W., so könnten die Früchte eines lebendigen Christentums nicht ausbleiben"; 22. VI.: „Besuch des Herrn geistl. Rates, erbaut von dessen wahrhaft apostolischen Gesinnungen"; 6. IX.: „Möge der liebe Gott uns diesen würdigen, braven Seelsorger recht lange und gesund erhalten, damit Glaube, Hoffnung und Liebe sich segnend über diese Gemeinde verbreiten"; 21. XII.: „An ihm mögen sich spiegeln alle Männer der Ängstlichkeit, der Furcht, des Zagens, alle Ehrgeizigen und Selbstsüchtigen"; 25. XII.: „Erschüttert und gerührt von der Aufopferung unseres uns von Gott gesandten Pfarrers. 8 Stunden an einem Tage im Beichtstuhle, 2 Predigten, jede von einer Stunde. Wer vermag das zu leisten, wenn die Kraft des hl. Geistes nicht das ersetzt, was uns als Menschen nicht möglich ist? Gott segne ihn, erhalte ihn und beschütze ihn jetzt und allezeit". Als der Dichter A. Messmer 1854 Frankfurt besuchte, fand er (Reiseblätter, I. 88), dass „der Stadtpfarrer nicht nur das Vertrauen seiner Gemeinde, sondern auch gehörigen Respect bei den Protestanten geniesse". Neben dem Amtseifer, der vor allem gepriesen wird, erwarb ihm seine grosse Mildtätigkeit viel Anhänger. Die Vorsorge für Arme, Kinder und Kranke war ihm Herzensbedürfnis: „Dieses Herabsteigen zur schwächsten Creatur ist der eigentlich schwere, aber durch fortgesetzte Übung unendlich süss werdende Beitrag, den der Seelsorger aus seinem eigenen Fonde zu leisten hat". „Die Leute wissen nicht, was es für ein seliges Vergnügen ist, alle Tage etwas zu schaffen; die langsam wirkende, nie ermüdende Kraft stiftet unendlich viel Gutes mit den geringsten Mitteln und ist ein schönes Bild der göttlichen Gnade, die, unerschöpflich in ihrer Fülle, still und allmählich das Grösste vollbringt". So legte er denn die meisten Capitalien seines grossen Einkommens auf die Armen an, deren „Zinsen man zwar nicht sieht, aber um so angenehmer fühlt";

schrieb an diesen: „Die Frankfurter hätten durch Bs. Wahl zum Pfarrer den einzigen Vorteil, den ihnen das Parlament gebracht" (mir mitgeteilt von Prof. Joh. Friedrich in München). Die weite Verbreitung gibt diesem Urteil grösseres Gewicht.

die Erben hatten bei seinem Tode nicht schwer an seinen Ersparnissen zu tragen. Wo ein Unglück in der Nähe oder Ferne geschah, eilte er zu helfen und Hilfe zu sammeln; bis nach Tirol erstreckte sich seine milde Hand, wohin er besonders 1855 bei der furchtbaren Etschüberschwemmung beträchtliche Summen sandte. Besondere Erfolge erzielte er dann durch seine Predigten, zu denen die Massen nicht nur aus Frankfurt, sondern bald aus dem ganzen Umkreise herbeiströmten. Das beste Zeugnis für diese seine Wirksamkeit geben die vielen Auszüge, die noch heute nach einem halben Jahrhundert handschriftlich in Frankfurt und Umgegend umlaufen[1]). „Es war nicht selten, dass selbst schlichte Handwerker noch nach Wochen ganze Bruchstücke seiner Predigten mitteilen konnten, weil sie sich durch das Neue und Aussergewöhnliche angezogen und bewegt fühlten". Auch die gebildeten Kreise, selbst Andersgläubige wurden von Bs. Kanzelberedsamkeit gefesselt: „Uns liegt eine Anzahl Gedichte einer sehr belesenen und geistvollen Dame vor, die gewohnt war, den Hauptinhalt der Predigten des Stadtpfarrers in diese Form zu fassen. Es sind gelungene Gedichte, die aber vor allem Zeugnis ablegen, wie tief innerlich die Zuhörerin schon von einer einfachen Frühpredigt Bs. sich ergriffen fühlte. Und dieser Eindruck darf, nach unserer aufrichtigen Erfahrung, als typisch für viele ähnliche betrachtet werden" (K.). Damit stimmen die Urteile anderer Ohrenzeugen überein. Auch Senior Rinz spricht in seinem Tagebuch oft von der ausserordentlichen Wirkung B.'scher Predigten: z. B. am 29. III. 50: „Charfreitag. In der Predigt des Herrn geistl. Rats, welche auf alle Zuhörer den erschütterndsten Eindruck gemacht, eine wahre Charfreitagspredigt, die ein steinernes Herz erweichen

[1]) Mehrere davon liegen mir vor, die ich wie viele andere Bedeana der stets hilfbereiten Güte des Herrn Inspectors Dr. J. Diefenbach zu St. Leonhard verdanke. Auch Herr Dr Kuebler besitzt solche, der einst mit B. in näherer persönlicher Beziehung gestanden, viele Predigten von ihm gehört, ihre Wirksamkeit verfolgt hat und mir eingehende Berichte darüber zukommen liess; überhaupt bin ich diesem hochgebildeten, feinsinnigen Manne für mannigfaltige Aufschlüsse über Bs. Frankfurter Zeit sehr verpflichtet. Wo ich eine Mitteilung von ihm wörtlich anführe, setze ich K. bei.

musste"; 18. XII: „Den Nachmittag bei der Jubiläumsfeier im Dom. Hinreissende Predigt des Herrn geistl. Rats", u. dgl. m. B. überraschte vielfach schon durch die eigenartige Wahl der Themen sowie durch den unerwarteten Wechsel zwischen pathetischen Predigten mit starkem Einschlag von Zeitgehalt, um Wahrheiten zu verkünden, deren Beherzigung ihm gerade notwendig schien: „die Majorität für Barabbas", „das verlorne Feldkreuz", „der Ton des Neides in der Seele", „Einfluss der Gemütsstimmung auf die Tugend der Christen" u. s. w. — und jenen einfacherbaulichen, empfindungsweichen, welche schon durch die liebliche Bildlichkeit an altdeutsche Homileten gemahnten: die Salbe der Magdalena, Jesus im Mai, das Kindesauge, Marias Treue u. s. w. Ich will das Gerippe einer solchen Predigt, die er am Ostersonntag 1850 gehalten, hersetzen, auch aus dem Grunde, weil sie geschichtliche Bedeutung erlangt hat, indem der Altmeister Steinle dadurch zu seinem Bilde: der Karthäuser mit den Blumen am Eingang der Kirche, veranlasst wurde, worin man einen neuen Beweis für Bs. Predigtwirksamkeit erblicken mag. Zuerst fesselt er die Aufmerksamkeit durch die allgemeine Schilderung von der Kleidung und Lebensweise der Karthäuser, die an „der äussersten Grenze menschlicher Selbstentäusserung steht; dann regt er durch lebhafte Localfarben bei Darstellung eines bestimmten Klosters in einem „Hochtale, das die Wetterbäche tief ausgehöhlt haben" (Schnals), die Phantasie der Zuhörer an und lässt die Handlung folgen. Am Ostermorgen um 3 Uhr in der Frühe treten die Karthäuser aus ihrer Klause, in der sie bei kärglichster selbstbereiteter Nahrung die letzten drei Tage, ohne einen Menschen zu sehen, zugebracht haben, und tragen dem auferstandenen Heiland ihre Gaben, selbstgezogene Blumen, entgegen. „Es ist ergreifend zu sehen, wie diese weissen Gestalten mit ihren langen Bärten und blassen Gesichtern, an denen nichts Leben verrät als die Blumen, die sie in der Hand tragen, in die Kirche treten, wo sie das mächtige Spiel der Orgel mit dem ‚Christus ist erstanden!' umbraust". An solchen Contrasten wie zwischen dem Absterbenden und Aufblühenden, der Todtenstille und der folgenden klangreichen Orgelsymphonie ist die Predigt reich.

Dann werden die einzelnen Blumen vorgeführt und ausgedeutet: die Karthäusernelke, die mit ihrem „dunklen Rot tief in die Augen spielt, als Sinnbild der Liebe zum göttlichen Meister“, die Passionsblume als Zeichen der Selbstüberwindung in allen Leiden, die Blume „Agabandos“(?), die äusserst langsam ihre Krone blau färbt, als Symbol der Geduld und Beharrlichkeit in Bezähmung des Willens und aller Empfindlichkeit zum Wohl anderer; endlich der Ölzweig als Sinnbild des Friedens mit Gott und den Menschen, aus dem der Friede des eigenen Herzens erwächst. Dieser Friede verklärt auch den Gedanken an den Tod, der zum ewigen Alleluja hinüberführt.

Immer waren seine Predigten lebendig, anschaulich, stets sprach ein redegewandter Mund aus einem übervollen Herzen und übertrug die eigene Ergriffenheit auf die Zuhörer; er legte sich vorher nur das Gerippe des Ganzen zurecht und liess sich dann durch die Macht der Empfindung tragen: das gab den „üppig quellenden, schrankenlos sich ergiessenden Strom der Rede“ (Brühl, B. W. S. XV), der seine Wirkung nicht verfehlte, mochte er auch dem logischen Zusammenhang, der klaren Gliederung des Stoffes nachteilig sein, den Redner gelegentlich zu einem herben Ausdruck, zu einer allzuscharfen Wendung hinreissen. So rief er z. B. in der Primizpredigt vom 1. IX. 50 mit Hinweis auf frische demokratische Gräberschändungen zornig aus: „Keine Grabesstätte ist weniger besucht als die eines Geistlichen, und vielleicht reissen nach unserem Tode Buben, die wir getauft und erzogen haben, unsere Kreuze ab und wollen sich an den Resten der Todten rächen; doch für diese haben wir ja sterbend gebetet“, was manchem misshagte, wie andere sich darüber aufhielten, als er in einer Predigt des Frankfurters Goethe ehrenvoll gedachte. Aber während er den einen oder anderen in dieser Weise abstiess, zog er Hunderte dafür um so kräftiger an; die Gleichgiltigkeit schwand, das allgemeine Interesse wuchs, das Bedeutsame seiner Rede breitete ihre Wirksamkeit immer weiter aus. Durch diese Originalität und Unmittelbarkeit stechen die Frankfurter Predigten vorteilhaft ab von jenen ältern, die er einst in Tirol gehalten und jetzt, besonders auf Andrängen Hallers, zu einem

mildtätigen Zwecke drucken liess als „**Predigten** aus Tiroler Volk von Beda Weber". Frankfurt, Sauerländer 1851 (VI und 448 S.). Man sieht ihnen an, dass sie meist in den ersten Jahren seines „Priesterlebens" entstanden, wo er sie noch „vollständig niederschrieb und wörtlich auswendig lernte". Die herkömmlichen Themen werden beinahe ängstlich ausgeführt, genau mit 1, 2, 3 disponiert, bleiben logisch-steif, als wären sie zu Predigtschemen für junge Seminaristen bestimmt, trocken wie ein Herbarium, selbst die Blumigkeit seiner Sprache fehlt bis auf einige Ansätze; die „Allgemeinheit ihrer Fassung", von der er selbst spricht, macht sie eintönig und hindert die Rücksichtnahme auf die verschiedenen Zuhörer und Örtlichkeiten, an denen sie gehalten wurden und die vielfach schöne wechselnde Motive geboten hätten; so erscheinen nur unter den Titeln Zusätze wie: „Vor Wallfahrtern zu Trafoy, hart am Ortler im einsamen Marienkirchlein"; „Auf der Alpe Zerz an der Grenze von Engedein"; „Zu Wans, der höchsten Alpengegend von Passeier, unter freiem Himmel vor Pilgern und Hirten"; „Zu Langtaufers am Fusse der Ötztaler Gletscher"; „Zu Graun am Ursprung der Etsch" u. s. w. Der Inhalt hat nichts Wesentliches davon gewonnen. Der Frankfurter Beda würde gerade diese lebendigen Beziehungen als charakteristisch in den Vordergrund gestellt, so seine Predigt individualisiert und wirkungsvoller gemacht haben; hier sprach eben der reife Meister, dort der Predigtlehrling.

Der wachsende Zulauf zu Predigt und Messe ermunterte ihn zur Erweiterung des Gottesdienstes, zunächst für solche, die, durch Berufspflichten gehindert, den Hauptgottesdienst nur teilweise besuchen konnten. Er gewahrte nämlich, wie in Frankfurt viele Arbeiter und Dienstboten, welche vor allem Belehrung und Erbauung, Trost und Stärke in der Kirche erhofften, am Besuche derselben gehindert waren; denn „Israeliten nahmen oft mit Vorliebe — klagt er, Kirchbl. 1853, Nr. 47 — christliche Dienstboten an, da diese über den Samstag als freie Arbeitszeit verfügen können; leider ist der folgende Sonntag für die Dienstherrschaft ein Wochentag und der für Christen vorgeschriebene Gottesdienst der dienenden Menschenclasse schwer

möglich". Und umgekehrt „kenne ich Katholiken, welche mit emsiger Auswahl protestantische Dienstleute ins Haus nehmen aus dem offen erklärten Grunde, weil diese nicht nötig haben, an Sonntagen in die Kirche zu gehen". So sah er diese Katholiken moralisch geschädigt und traf in einfachster Weise Abhilfe, indem er für sie einen Frühgottesdienst anordnete und ihn meist selber abhielt, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, dass dies seiner Gesundheit, die ja niemals sehr fest gewesen, stark zusetzte. Später machte er noch zwei Schritte dieser Art, indem er im Dom eine tägliche Messe für Schulkinder, an Sonn- und Festtagen im Hospital zum hl. Geist einen Gottesdienst für jene Kranken einführte, die nicht zur Kirche gelangen konnten und gleichwohl nach dieser kirchlichen Wohltat verlangten (Kirchbl. 1. V. 56). Um die Ausbreitung des Gottesdienstes zu fördern, entfaltete er auch eine eifrige Tätigkeit für Kirchenbauten in Nachbargemeinden und fand viel Entgegenkommen: 1852 z. B. eröffnete er eine Sammlung für die Kirche in Bockenheim, 1854 dankte ihm die Pfarre in Fischbach öffentlich für seine Förderung des Kirchenbaues daselbst. Wie für Ausbreitung so sorgte er auch für Verschönerung des Gottesdienstes. Er fand, dass man in Frankfurt beim Amte „gar so wunderlich singe", und ruhte nicht, bis er einen „Männerchor für Kirchengesang" beisammen hatte (Kirchbl. 54, S. 23); auch den allgemeinen Kirchengesang suchte er zu bessern und stellte daher 1854 im Verein mit dem musikalisch gebildeten Domcaplan Mayer ein neues Kirchengesangbuch zusammen, wobei er besonders das ältere Mainzer Liederbuch benützte. In arger Vernachlässigung traf er die Sacristeien in den katholischen wie protestantischen Kirchen. Schon am 30. V. 48 klagte er (an G.) über den „Schmutz in allen Sacristeien". Das war nun, als er selbst die Herrschaft führte, bald gebessert; aber schwerer konnte der Mangel an kirchlichen Kleidungen und Geräten beseitigt werden; dazu brauchte er Hilfsmittel und Hilfskräfte. Er beschaffte sie durch Gründung eines „Altarvereins", dessen Erfolge 1857 die Limburger zur Nachbildung veranlassten.

Hiemit sind wir zur organisatorischen Tätigkeit Bs. hinübergeführt. Als er das neue Amt antrat, gebrach es den Frank-

furter Katholiken völlig an gemeinnützigen wie kirchlichen Vereinen; sie hatten es nicht verstanden, das Vereinigungswesen, diese Errungenschaft des Jahres 1848, sich nutzbar zu machen. Das hat er nun gründlich geändert der edlen Zwecke wegen, die er damit verband, und weil er dadurch die Sammlung, Einigung und Erziehung seiner Pfarrkinder fördern konnte. Für die heranwachsenden Jünglinge errichtete er die „Jünglingsconferenz“ und empfahl dem Seelsorgclerus überall, namentlich auf dem Lande, solche Jünglingsbündnisse als ein gutes Mittel, die männliche Jugend von feiertäglichem Müssiggang und verderblichem Wirtshausbesuch fernzuhalten. Für die heranwachsende weibliche Jugend gründete er mit Sophie Menssing eine „weibliche Lehr- und Erziehungsanstalt mit Pensionat“ und übernahm zugleich das Directorat; dazu fügte er einen Vincentiusverein, der die Armen und Elenden in ihren Wohnungen aufsuchte und bereits im ersten Jahre 1800 fl. verteilte; ferner einen Verein zur Verbreitung guter Bücher, der bald einen ansehnlichen Bücherbestand gesammelt hatte, für den er Räumlichkeiten der eigenen Wohnung abtrat, bis sie zu klein wurde und man nach zwei Jahren in das Domschulgebäude übersiedelte; auch unter den Spendern steht Beda neben Frau Rat Schlosser, Fr. Geheimrat Willemer und Schöff-Brentano obenan. Eine scharfe Kampfesstellung bezog er gegen den Gustav Adolfverein mit seiner protestantischen Propaganda unter den Katholiken und suchte ihm gegenüber den Bonifaciusverein mit allen Mitteln auszubreiten. Am meisten am Herzen lagen ihm die armen Schulkinder. Jährlich sammelte er Gaben zur Christbescherung und gewann angesehene Frauen zur Gründung eines „Engel-“ und eines „Marienvereins“ zur Ausstattung von Erstcommunicanten und zur Bekleidung armer Kinder; schon 1851 konnte man eigene Räumlichkeiten beziehen und für 100 Kinder arbeiten (Kirchbl. 53, S. 66). 1857 endlich bemühte er sich noch, eine italienische Vereinsform einzubürgern, die auch einen pädagogischen Zweck verfolgte: nämlich die Kinder Wohlhabender zur Mithilfe an der Erhaltung armer Kinder anzuleiten, indem sie von ihrem Vergnügungsgelde wöchentlich 1 kr. mitteilten. Aus den Zeitungen und Acten, die mir zur Ver-

fügung standen, wird nicht ersichtlich, ob ihm diese Gründung gelungen wie die anderen, die zum Teil heute noch nach verschiedenen Wandlungen und Namenänderungen ihre Wirksamkeit entfalten und eine Fülle von Wohltaten ausgestreut haben, von denen auf den Stifter ein wohlgemessen Teil entfällt. Auch der Mildtätigkeitssinn der Frankfurter Katholiken tritt bei diesen vielen Vereinen, die alle blühten, in günstiges Licht, zumal wenn wir erfahren, wie ausserdem die „freiwilligen Opfergaben" in der Domkirche im fortwährenden Steigen begriffen waren (z. B. 1854 standen sie um die Hälfte höher als 1847; Kirchbl. 54, S. 322) und wie der neue Pfarrer noch in anderen Beziehungen neue Anforderungen stellte, namentlich im Schulwesen, wo er viele Reformen verlangte, die mehrfach ganz modern anklingen. Er forderte möglichstes Zurückdrängen des Kanzleizopfes und Amtsschimmels; Beschaffung von Schulbüchern für alle Arme: „Es gehört zwar zu den interessantesten Genrebildern, mehrere Lockenköpfe der lernbegierigen Jugend um ein einziges Buch der Armencommission prangen zu sehen"; aber der richtige Zustand ist auch hier: „Jedem das seine!" Ferner forderte er Entfernung „des noch immer zu hohen Schulgeldes: es ist entweder ein Prohibitivzoll gegen Menschenbildung oder ein Zwangsanlehen auf die menschliche Wohltätigkeit"; Kräftigung der Inspectoratsgewalt: „Allerdings hatte jede öffentliche Schule einen Inspector; aber bisher war dieser wenig mehr als ein gemalter Christoph an der Kirchenmauer mit dem Kinde auf der Schulter, ausdrucksvoll und ehrwürdig; aber er konnte das Kindlein nicht durchs Wasser bringen, höchstens Brief- und Kartelträger der oberleitenden Corporation sein"; Ersatz der blossen Stundenlehrer und Supplenten, die „von den Zäunen und Heerwegen auf Geratewohl hereingeholt werden, um das Abenteuer der Schulaushilfe grösstenteils auf Kosten der armen Jugend zu versuchen", durch „amtsmässig wurzelnde" Lehrer, die zugleich Erzieher sind, mit angemessener Bezahlung, damit sie sich nicht der „Lebensfristung" wegen mit Privatstunden überbürden müssen und das Interesse verlieren am Gemeindeleben und die Empfänglichkeit für den Einfluss der Gemeindeväter, deren Vertreter sie bei der Jugenderziehung

sind und bleiben sollen. Aus demselben Grunde setzte er auch die Bestellung eigener Religionslehrer für die Volksschulen durch, während er den Religionsunterricht am kath. Gymnasium selber besorgte in einer Weise, dass die „Religionsstunde allen Schülern die liebste Lection wurde, die keiner ohne trifftigen Grund versäumte“ (Müllergross). Zu den Lehrern, die unter seiner Mitwirkung angestellt wurden, gehörte auch Joh. Janssen (1854), der vorher einen Ruf als Geschichtsprofessor der Universität Breslau erhalten hatte. Dem alten Organisationsplan gegenüber vertrat er strengere Disciplin und besseren Anschluss der Schule an das practische Leben durch Hebung des Unterrichtes in der Naturgeschichte und Physik, ausserdem „nicht nur einen stillen Winkel für den Religionsunterricht“, sondern Durchdringung aller Disciplinen mit christlichem Geiste; die Katholiken müssen hier von den Protestanten lernen, welche überall die „Confessionsschule“ im ganzen Sinne des Wortes durchführen. Auch für Körperpflege und Jugendspiele setzte er sich ein: „Die kath. Schulen entbehrten bisher eines freien gesunden Raumes zur Leibesbewegung und jenen Spielen, welche den Übergang in die geistige Anregung menschlicher Fähigkeiten bilden, sowie es an aller Einrichtung dazu fehlte. Die Domschule ist eine unglückliche Anpfuschung von teils dumpfen, teils im Sommer überheissen Räumen an die schönen Bauformen des Domes, welcher das unbeneidenswerte Privilegium hat, in Windstürmen die ledigen Dachsteine in den Schulhof zu regnen, so dass in demselben kein Kind des Lebens sicher ist“. Andere Schulen waren nicht besser daran: „Die englische Fräuleinschule liegt in enger schmutziger Gasse unter den Trompeten und Trommeln des Linienbataillons“. Die Frankf. „Staatsbehörde“ kam den Anregungen Bs. im ganzen freundlich entgegen. Im Januar 55 (Kbl. S. 4) meldet er, dass an der Selectenschule (Gymnasium) eine Turnhalle erbaut, auch an der Domschule nächstens ein eigener Turnplatz angelegt werde. Der Senat vermehrte zu dieser Zeit auch die Dotation für die katholischen Schulen, was mit dem günstigen Abschluss einer anderen Angelegenheit zusammenhieng. 1803 hatte der „Frankf. Staat“ das kath. Kirchenvermögen von beil. $^1/_2$ Mill.

eingezogen mit der Verpflichtung, für die Kirchen- und Schulbedürfnisse zu sorgen, was er jedoch zuerst gar nicht, dann nur unzulänglich tat. Es setzte Rechtsstreit bei der Bundesversammlung, der sich durch Jahre hinzog, bis er anno 1854 unter Beda und Senior Rinz durch einen verständigen Ausgleich geschlichtet wurde.

So griff Beda in Kirchen-, Armen- und Schulwesen neuordnend ein, organisierte Vereine, gewann Vertrauen und mehrte den Anhang. Die Mehrheit des kath. Gemeindeausschusses spricht nun gern von dem „schaffenden Geist und den umsichtigen weisen Anordnungen des allverehrten hochw. geistlichen Rates“. Um der Zaghaftigkeit und Schüchternheit des religiösen Bekenntnisses noch mehr entgegenzuwirken, das kath. Glaubens- und Zusammengehörigkeitsgefühl zu kräftigen, die Gegner durch „Massenentfaltung des Katholicismus“ zu bestürzen, fasste Beda den verwegenen Plan einer grossen Volksmission durch Jesuiten. Um das Ungeheuerliche dieses Beginnens zu ermessen, muss man sich vergegenwärtigen, welche Schreckbilder damals in der Phantasie aufgeklärter Städter Mitteldeutschlands von den Jesuiten lebten, „dieser schwarzen Heerschar mit der Inquisition, den Scheiterhaufen und den eingemauerten Klosterjungfrauen, diesen Sendlingen Roms zur Berückung und Verdummung des Menschengeschlechts, zur Enttronung erst der protestantischen, sodann der kath. Fürsten, zur Gründung einer päpstlichen Universalmonarchie mit kath. Russentum durch Gift und Mordstahl“ (Cart. 452). Diese „Schlangenbrut“ sollte jetzt nicht bloss ungehindert „im Finstern schleichen“, sondern am hellen Tage öffentlich vor aller Augen ihre Lehren verkünden dürfen! Es war ein Vorstoss gegen die dickste Mauer der Vorurteile, an der Menschenalter gebaut hatten. Die protestantischen Geistlichen machten Lärm und die „unchristlichen Journale eine hartnäckige Katzenmusik“; selbst in Bs. Kreisen regten sich schwere Bedenken, und man beschloss, einen günstigeren Zeitpunkt abzuwarten. Da stimmten die Gegner in den Zeitungen Hohn- und Siegesgeschrei an und sandten protest. Predigten über den „endlichen Sieg des Protestantismus“ u. dgl. gedruckt in alle Häuser, so dass selbst die Zageren unter den Katho-

liken aufgereizt wurden und nach den Jesuiten verlangten. Die Rechtsfrage war ohnehin nicht zweifelhaft, da die Protestanten wiederholt schon ihre „Reiseprediger“ hatten auftreten lassen. So hielten die Patres Roh, Hasslacher und Pottgeisser, damals die berühmtesten Prediger der Gesellschaft Jesu in Deutschland, November 1852 durch 14 Tage Mission, die alle Gemüter aufregte und so weit über die Main- und Rheingegenden hinaus berühmt wurde.

Über ihren Erfolg war Beda hocherfreut: das öffentliche Bekenntnis von Tausenden und Abertausenden der Katholiken hatte grosse Wirkung gemacht; die kath. Massen hatten sich selbst gegenseitig Respect eingeflösst (auf Massen wird immer am wirksamsten durch Massen gewirkt) und das Machtbewusstsein geweckt; sogar Gegner und lachende Zuschauer waren ernüchtert, die wirklichen Jesuiten um so viel menschlicher zu finden als die „fabricierten“ [1]). Gehobenen Mutes schritt B. zur Lösung einer anderen schwierigen Aufgabe: den „Katholiken in Stadt und Land des Freistaates Frankfurt“ ein Organ zu schaffen, das ihre Angelegenheiten in der Öffentlichkeit gegen-

[1]) Der protest. Pfarrer Frankfurts rächte sich (März 53) durch einen persönlichen Hohnartikel, worin er dem kath. Collegen, der ihm so viel Schaden anrichtete, geänderte Stellung zu den Jesuiten vorwarf und sich dabei auf eine Parlamentssitzung in der Paulskirche gegen die Jesuiten berief. B. konnte den Hauptpastor mit Leichtigkeit abführen durch den Nachweis, dass er bei jener Sitzung gar nicht anwesend gewesen sei. Gleichwohl stak in jenem Vorwurf ein Körnchen Wahrheit, da B. wirklich eine kleine Wandlung in seinem Verhältnis zu den Jesuiten durchgemacht hat wie bei Albert Jäger u. v. a. — 1829 stritten in ihm Abneigung und Anerkennung mit einander (vgl. S. 145). Anfang der Vierzigerjahre, als er Jesuitenstürme machen sah, trieb echter Freisinn ihn auf ihre Seite (S. 213). 1846 urteilte er vom Universalitätsstandpunkt der kath. Kirche aus vorurteilsfrei über den Wert der Jesuiten (S. 258). Das Jahr 1848, wo „man auf Jesuiten und Redemptoristen Jagd machte wie auf Wölfe und Bären“ (Cart. 451), steigerte seine Wärme. Ganz richtig hob er jetzt in seiner Polemik mit dem Hauptpastor hervor, wie gerade die „sinnlose, verlogene Jesuitenhetze diese bei den Katholiken immer höher bewerten mache, weil das Herz des edlen Menschen sich stets auf die Seite des unschuldig Verfolgten stelle“.

über dem „Tumult zahlloser feindseliger Gehässigkeiten mit Klarheit und Ruhe, aber auch mit Sicherheit und Entschiedenheit" vertreten konnte. 1853 gründete er die Wochenschrift: das **„Frankfurter katholische Kirchenblatt"**, entsprechend dem „evangelischen Kirchenblatt", das sich schon lange die undankbare Anstrengung machte, den „Katholiken das Mass ihres Glaubens vorzuschreiben". Die Gründung geschah in einfachster Weise: Beda stellte sich uneigennützig und aufopfernd wieder selbst in die Lücke, zeichnete sich auf dem Titel als verantwortlicher Leiter und nahm den federgewandtesten seiner Capläne, Nicolay an der Liebfrauenkirche, als Schriftleiter zu sich. Es war zunächst ein „Localblatt" zur Verteidigung der kath. Politik, soweit sie mit Kirchen-, Schul- und Armenwesen zusammenhieng; bald aber wurde das Gesichtsfeld zu einer gut unterrichtenden Rundschau über die wichtigsten katholischen und antikatholischen Zeitbewegungen ausgeweitet. Der unterhaltende Teil brachte geschichtliche Mitteilungen über religiöse Institute und Kunstwerke, Erzählungen, Lieder, Densprüche, Anzeigen, Auszüge aus Goethe's und Herders Werken über Beichte, Katholicismus, Mönchswesen u. s. w., seit 1854 auch grössere geschichtliche Abhandlungen. Die Polemik ist entschieden und richtet sich besonders gegen den revolutionären Unglauben sowie gegen die Versuche, die Katholiken in römische und nichtrömische zu spalten, damit sich diese „conservativen Kräfte in Staat und Kirche gegenseitig aufreiben möchten." Bei den Protestanten wird die Austeilung von „Gratisandachtsbüchern, Tractätlein und Schmähschriften gegen Päpste und kath. Einrichtungen" bekämpft, desgleichen jeder Vorstoss des evangelischen Bundes; übel vermerkt wird auch die Neigung der österreichischen Regierung, der protestantischen Kirche mehr Autonomierechte zu gewähren als der katholischen, was an sich ungerecht und gewiss nicht zur Wohlfahrt des Donaustaates sei. Das Blatt breitete sich rasch über den Limburger Bischofsprengel und die Rheinlande aus und wurde schon nach dem ersten Halbjahr vergrössert; Anfang 1857 erfolgten so viel Nachbestellungen, dass die ersten Nummern neu gedruckt werden mussten.

Das war eine Wehr zu Schutz und Trutz. Aber sie reichte nicht aus; denn die Feinde verfügten über mehr und weiterreichende Waffen. Das entgieng dem grossen Blicke Bs. nicht. Im Juni 1855 wurde die zu Köln erscheinende kath. „deutsche Volkshalle“ unterdrückt, indem ihrem Herausgeber C. G. Schmitz wegen seiner preussenfeindlichen Haltung die Druckerlaubnis entzogen wurde mit der Begründung: eine Vorbedingung zur Herausgabe ist die Unbescholtenheit; seine fortgesetzte Preussenfeindlichkeit beschilt ihn, also fehlt ihm die Unbescholtenheit und damit die vom Gesetze geforderte Vorbedingung zur Bewilligung. Als diese logische und rechtliche Gewalttat im preussischen Abgeordnetenhaus einen Entrüstungssturm hervorrief, flüchtete sich der verteidigende Minister auf die klägliche Ausfluchtsinsel der bloss „officiellen Bescholtenheit“ Schmitz'. Beda erkannte sofort den Vorteil seiner unabhängigeren Stellung im Freistaate, und wie das verletzte Rechtsgefühl die beste Werbung für ein Ersatzunternehmen sei. Mit ebensoviel Entschiedenheit wie Raschheit bildete er einen Pressausschuss aus den Herren Lieber, Böhle, Kligge, Zöller und Freih. v. Andlaw, dessen Kopf und Seele er von selber war, zog die bisherigen Leiter der Volkshalle an sich und liess zum allgemeinen Erstaunen kaum v i e r W o c h e n nach dem Untergang der Volkshalle die erste Nummer von „**Deutschland**“ ausgehen, einer politischen Zeitung grössten Stils, die täglich zweimal erschien und vierteljährig 2 fl. 45 kr. kostete; als verantwortlicher Leiter zeichnete nicht mehr B., sondern der Drucker G. H. Hedler, eine Vorsichtsmassregel, die das Schicksal der Vorgängerin nahe gelegt hatte; am 20. X. 55 empfahl der Limburger Bischof die neue Zeitung, welche für alle gebildeten Katholiken berechnet war und das bisherige Kirchenblatt, das daneben auch gesondert ausgegeben wurde, als „Sonntagsbeilage“ in sich aufnahm. Ihre Aufgabe war: „Auf dem Gebiete der Tagesgeschichte Wahrheit und Gerechtigkeit nach den Grundsätzen der kath. Kirche zu vertreten“ und für die grossdeutsche Politik zu kämpfen, ohne übrigens einer bestimmten politischen Partei zu dienen; sie verfolgte also im wesentlichen Bs. Grundsätze aus der Paulskirche.

Ihr nationales Leitmotiv war Einigung aller Deutschen in Nord und Süd; wer daran rüttelt, ist des Vaterlandes Feind wie die Kleindeutschen, welche sich vor „jedem grossen Gedanken fürchten“; die Franzosen können hierin Muster sein, weil sie „die Nationaltugend besitzen, die Parteileidenschaften den grossen patriotischen Zwecken unterzuordnen“. Dem entsprechend gestattete sie in allen nicht grundsätzlichen Fragen möglichste Meinungsfreiheit und öffnete ihre Spalten gern dem Austausch verschiedener Ansichten, um dadurch alle Leser zu Nachdenken und eigener Meinungsbildung anzuregen: „Der gebildete Katholik muss unbefangen und weitherzig genug sein, auch gegenteilige Meinungen ruhig hören und prüfen zu können“. Der grossdeutsche Standpunkt brachte von selber volle Aufmerksamkeit auch für Österreich, dessen jugendlichem Herrscher warme Verehrung gezollt, dessen Politik in den Donauländern kräftige Unterstützung zu Teil wird; denn sie soll dort das Christentum gegenüber den Türken, die Kultur gegenüber dem „cäsaropapistischen Einfluss“ Russlands ausbreiten, welches der „kath. Kirche, der Freiheit, der Civilisation von Haus aus feindlich ist“ (am 1. II. 56). „Was Österreich dort an Achtung und Einfluss gewinnt, gewinnt es auch für Deutschland, für unseren Handel, unsere Industrie, unsere Machtstellung, unsere nationale Bedeutung“ (1. I. 58). Die Vorgänge in Tirol, wo damals Jos. Greuters Reden Aufmerksamkeit zu erregen begannen, werden mit besonderer Vorliebe und die Bewegungen an der Grenze Italiens mit besonderer Bitterkeit besprochen.

Die Feindschaft gegen Russland zog anfänglich eine freundliche Haltung zu Frankreich nach sich, wo „Napoleon durch das Brechen der russischen Übermacht nicht bloss Frankreich, sondern auch Europa einen grossen Dienst erweist“; Napoleon bestach zudem durch die „katholischreligiösen Accente in seinen Reden, während man sonst höchstens blutlose Anspielungen auf ‚oben‘ oder die ‚Vorsehung‘ zu hören bekommt“; noch 1856 wird ein Zusammengehen zwischen Österreich und Frankreich befürwortet. Erst seit Mitte 57 schwindet die Freundschaft, als Napoleon planmässig Österreich Schwierigkeiten im Orie[illegible] schaffen begann und sich Russland näh[illegible] Die

zb. Kaiser Franz Josef I.

wird als politische Versuchsstation betrachtet. Hier fand sich „Freiheit“ und „Volksherrschaft“ im Überfluss, fehlten also die Gründe, die sonst nach Annahme der „Volksaufwiegler“ die Revolutionen erzeugen; nichts desto weniger gab es gerade hier unaufhörlich blutige Aufstände der einen Partei gegen die andere, Gewaltherrschaften, politische Morde u. dgl., was Deutschland fleissig buchte, um zu zeigen, dass mit der Freiheit das Glück der Menschen noch lange nicht begründet ist. — Scharfe Verurteilung erfährt auch die Politik Englands, welche „jeden nationalen, socialen, politischen und religiösen Hader in allen Reichen schürt, um mit der ausgesuchtesten und schmutzigsten Heuchelei die Alleinherrschaft über alle materiellen Interessen der Welt für Albion zu begründen und zu behaupten“.

. In religiöser Beziehung richtet Deutschland seine Spitzen gegen die Apostel des Unglaubens und Religionshasses; ihrem Lehren und Treiben wird unermüdlich in alle Winkel hinein nachgeleuchtet; denn Entlarvung sei hier meist auch schon die bitterste Verurteilung. Das Losungswort der Zeit sei nicht hi Katholicismus, hi Protestantismus, sondern das Antichristentum bedrohe das Christentum beider Confessionen, welche daher unter einander ehrliche „Parität“ anstreben müssen; beide Confessionen sollen sich unangefeindet neben einander aus eigener Kraft entwickeln; auch der aufrichtige Protestant sage, dass die „Duldung der kath. und protest. Gegensätze nicht bloss staatliche Notwendigkeit und Pflicht der Humanität, sondern ebenso ein unerlässliches Bedürfnis für unsere zeitlichen Interessen sei“, deshalb liebe er den Frieden; auf dem Felde christlicher Nächstenliebe müssen beide sich wiederfinden; diese einigt, was die Confessionen getrennt. Überhaupt: Hochachtung jeder redlich erworbenen religiösen Überzeugung! „Einem Andersdenkenden aufbürden, dass er meine Ansicht für ebenso wahr halte als die seinige, welche meiner widerspricht, ist die grösste Irrlehre der Welt, eine Tyrannei, die wir verabscheuen und verdammen“ (Cart. 556). Aber unter „Protestantismus“ verbergen sich vielfach glaubensfeindliche, niederreissende Strebnisse, welche die neuheidnische Weltauffassung als Religion der Zukunft zur Geltung bringen oder die Religion der Katholiken

und Protestanten homöopathisch zu einem „allgemeinen Christentum“ verdünnen wollen. Als Protestanten unter Führung des nassauischen Abgeordneten Heydenreich eine Bewegung für strenge confessionelle Schultrennung einleiteten, trat B. eifrig auf ihre Seite. Überdies lieferten die Protestanten selbst für D. manchen casus belli: vor allem durch den Widerspruch ihres Wesens, indem viele aus ihnen lieber zu den Ungläubigen halten als zu den Katholiken, welche ihnen unter jeder Bedingung die Glaubensnächsten sind; alsdann durch die himmelhohen Berge veralteter und erlogener Vorurteile gegen die Katholiken; ferner durch ihre „innere Mission“ mit klingenden Münzen und Verschimpfierungen anderer Confessionen auf dem papierenen Wege des Tractätleinwesens; auch reizte es namentlich Beda, in vielen Artikeln den geschichtlichen Vorgängen bei Ausbreitung der Reformation in einzelnen Provinzen wie Nassau, Frankfurt Stadt und Land (vgl. S. 402) nachzuspüren, wobei dann allerlei Unrat an die Oberfläche getrieben wurde. Im oberrheinischen „Kirchenstreit“ („Kulturkampf“ würden wir heute sagen) stand D. unentwegt auf Seite der kath. Bischöfe und gegen ihre Bedränger — schon wegen des tyrannischen Widerspruchs, zur Zeit der „Pressfreiheit“ bischöfliche Hirtenbriefe zu confiscieren, — wie es andererseits das österr. Concordat gegen seine Angreifer verteidigte, weil solche „zwang- und hintergedankenlose Vereinbarungen zwischen Staat und Kirche stets für beide Teile am erspriesslichsten wirken“.

Grosse Aufmerksamkeit widmete D. Jahr um Jahr allen Vorgängen an Universitäten in richtiger Erkenntnis von der Wichtigkeit dieser Hochquellenleitung der geistigen Kultur. Allem Veralteten und Abgelebten rückte es an den Leib, besonders dem Sportelwesen und „Geldschacher mit alten Collegienheften“, der „sinnlos gewordenen Ausnahmsstellung im bürgerlichen Leben des Volkes“; es forderte wiederholt gründliche Reform der Disciplin: „In einem Alter, wo der Jüngling für alle Geschäfte des bürgerlichen Lebens gesetzlich als unfähig gilt, wird ihm die wichtigste Angelegenheit seines Lebens beinahe ohne irgend eine Controle oder Aufsicht überlassen; [illegible] kennt der Hochschüler, von ein paar ak. Anstandsregeln [illegible]n, kein

anderes Gesetz als jenes, welches die Jugend sich selber gibt". Der Unterschied zwischen der protestantischen und katholischen Praxis bei Professorenernennungen wird viel beklagt: während die Prot. streng darauf hielten, dass jene Hochschulen, welche stiftungsgemäss prot. seien, auch in ihren Lehrkörpern prot. bleiben, verliere man an kath. Universitäten, zumal in Österreich, jede Rücksicht auf die Gründer und Erhalter, auf das geschichtlich festgewordene Recht. Seb. Brunner, der planmässig in seinem Wiener Kirchenblatt jedesmal Lärm schlug, so oft er die Ernennung eines Nichtkatholiken für eine kath. Universität erfuhr, fand in D. stets ein dröhnendes Echo.

Die Anfänge christlicher Socialpolitik, wie sie damals von Ketteler und seinen Freunden ausgiengen, wurden mit Eifer aufgelesen und weitergebildet. von allen Ständen, zumeist vom Adel sociale Reformen verlangt „auf Grundlage des Volkslebens und im Geiste der in sich berechtigten Entwicklung der Gegenwart"; „der Bauern- und Bürgerstand sind in ihrer nationalpolitischen Wiedergeburt bereits weiter vorangeschritten als derjenige Stand, welcher doch die Blüte des ganzen Volkes, der Vorkämpfer aller nationalen Bestrebungen sein soll; er kann seine Stellung nur behaupten, wenn er wieder voranschreitet in Landwirtschaft, Gewerbetätigkeit, Wissenschaft, Religion".

Wissenschaft, Litteratur, Kunst finden in D. mehr Berücksichtigung als in den meisten anderen Frankfurter Blättern, und seinen spiritus rector erkennt man schon daraus, dass die Germanistik im Vordergrund steht; auch in Schreibung und Ausstattung hält es den Vergleich mit den Nachbarzeitungen leicht aus; man braucht z. B. nur D. mit dem Hauptorgan der Gegner, dem Frankfurter Journal, zusammenzustellen. Für den inneren Erfolg spricht vielleicht nichts mehr als der Spott der Gegner: der Bischof sitze nicht mehr in Limburg, sondern in Frankfurt; und selbst Steinle meint einmal (27. VIII, 58), Bs. Einfluss hätte in Limburg Eifersucht erweckt. Weil die Abnehmerzahl von D. schon im zweiten Halbjahr seines Bestandes die jeder anderen Frankf. Zeitung übertraf, standen reichliche Mittel zur Verfügung, welche zur Vergrösserung des Unternehmens lockten:

man gliederte der Druckerei eine lithographische Anstalt und eine ausgedehnte Verlagsbuchhandlung an. Aber die Errichtung der letzteren, welcher sonst kein Gründungsvermögen zur Verfügung stand, verschlang grosse Summen, die somit dem ursprünglichen Zweck entfremdet wurden. So lange Beda lebte, hielt er alles zusammen; kaum jedoch hatte ihn ein unerwarteter Tod weggerafft, brachen Streitigkeiten zwischen diesen verschiedenen Geschäften und ihren Leitern aus; mit seinem Namen gieng auch viel Anziehungskraft für die Zeitung verloren; finanzielle Schwierigkeiten stellten sich ein. Zwar bildete sich ein neuer Pressausschuss, der im August 1858 einen Aufruf erliess: „Alle, welche dem grossen Todten, den wir beweinen, in ihrem Herzen ein dankbares und segnendes Andenken bewahren", sollen sich um das neue Unternehmen scharen. Allein Pygmäen hatten einen Riesenharnisch geerbt, der sie zu Schanden drückte. Ein halbes Jahr nach Beda's Tode stellte Deutschland sein Erscheinen ein.

Beda war nicht nur die treibende Kraft und der Oberleiter der beiden Blätter, sondern auch der hervorragendste Mitarbeiter gewesen. Und das hatte sogar auf seine Predigtweise läuternd gewirkt, indem er nun Zeitpolemik, besonders confessionelle Polemik, davon ausscheidet; denn der „Prediger verliert durch dieses Herabsteigen ins Gebiet zänkischer Erörterung vor dem reinen unbefangenen Volkssinn das Siegel der Ehrwürdigkeit, ja sozusagen die Weihe seiner priesterlichen Amtsvollmacht.. Die schlechten Zeitungen hacken sich wie Lämmergeier ins Eingeweide seiner Predigt".. Aber in der Presse kann er seinen Gegnern die „Höhle zeigen", wie es B. selber jetzt in grossem Umfang tat. Viele seiner grösseren Artikel[1]) hat er noch selber gesammelt und in einem Band als „Cartons zum deutschen Kirchenleben" herausgegeben; sie führen uns zur Besprechung von Bs. litterarischer Tätigkeit in dieser letzten Lebensperiode hinüber.

[1]) Diese habe ich auch oben in erster Linie zu Rate gezogen bei Bestimmung der Leitmotive seiner Zeitungen, um damit auch die jetzigen polit. Ansichten Bs. zu erhalten, die selbstverständl [illegible] damit übereinstimmen.

Er besorgte zuvörderst den Druck von „Passeier“, von den vorm. Liedern und den Predigten, sammelte dann die Aufsätze aus der Augsb. Postzeitung und den hist. pol. Blättern zu einem Band und gab sie heraus als „**Charakterbilder** von Beda Weber“. Frankf., Sauerländer 1853 (XII und 489 S.), die wir schon einzeln besprochen haben bis auf ein Stück, das 1852 neu hinzukam: „Der Sonderling an der Etsch“. Ein Stoff aus dem Alltagsleben, wie Kinder reicher Eltern nicht von diesen, sondern von den Mägden erzogen werden, ist eigenartig gewendet. Im Mittelpunkt steht das Söhnlein eines Landaristokraten, das ganz unter den erziehlichen Einfluss der Kuhmagd gerät: einer schönen Seele im Zwilchrock, welche ihre Dienstgenossinnen an Verstand und Gemüt übertrifft und ihren gesunden Mutterwitz, ihre Erfahrungsweisheit, ihre poetische Weltanschauung und ihren religiösen Sinn auf das Knäblein überträgt, welches in Folge dessen mit seiner Liebe zu Stall und Acker, mit seiner Abneigung vor aller hohlen Convention und Mode, vor allem gelehrten Scheinwesen, dem „Todten auf der Wurzel des Lebendigen“, in den Augen der „Gesellschaft“ als „Sonderling“ heranwächst. Dieser I. Teil ist in Form von Selbsterzählung des Helden humorvoll durchgeführt; im II. geht die Novellenform in die Brüche und macht professorlicher und seelenhirtlicher Didaktik Platz: wir sehen den Sonderling nicht mehr handeln und wachsen, sondern bloss sein und Aussprüche tun, die der Dichter emsig zu Papier bringt und so sehr mit eigenen vermischt, dass vielfach die Einheit des Charakters in Frage kommt. Und mancher dieser B.'schen Aussprüche gibt sich wie eine teilweise Berichtigung oder wenigstens Abschwächung einstiger Jugendansichten, z. B. was er dem Sonderling über religiöse Ceremonien (oben S. 82) in den Mund legt: „Wer gegen die Ceremonien schreit, greift sein eigenes Menschenbild an, das nichts anderes ist als der sichtbare Ausdruck des innewohnenden Geistes, sowie dieser Geist eine Ceremonie des grossen Gottes ist, den er auf Erden sinnbilden und offenbaren soll.. Was ist die herrliche Sprache anders als eine Korallenschnur von Bildern und Ceremonien, um unsere Gedanken und Gefühle äusserlich anschaulich zu

machen? Was ist die Poesie, die Kunst, die Mimik anders als lauter Ceremonien, das Unaussprechliche, das Absolute ins Bewusstsein der Menschen zu bringen?.. Ist die gesammte Schöpfung etwas anders als das Symbol des unermesslichen Weltgeistes, der sie angezogen hat wie ein Kleid? Nur diejenige Ceremonie ist verwerflich, die keine Innerlichkeit ausdrückt, keine Wahrheit, keine Liebe". — Die Novellenform der Selbsterzählung hält B. nun fest; sie wird in Tirol überhaupt herrschend und gelangt über Ad. Pichler zu Karl Domanig. Über die Aufnahme der „Charakterbilder" bei den Zeitgenossen gibt uns Flir ein verlässliches Zeugnis, der am 25. VI. 53 kurz und bündig von Wien nach Innsbruck schrieb: „Sie werden hier stark gelesen und viel gelobt". Wie auch Gegner mit Anerkennung nicht kargten, kann man in Zarncke's litt. Centralblatt vom 16. VII. 1853 lesen (von Fr. Zarncke selbst?): „Der Verf. ist bekannt durch seinen kräftigen, naturfrischen, bald wetterartig blitzenden und hagelnden, bald in den weichsten Tönen schmelzenden Humor. Das Persönliche ist weit mehr sein Element als das Allgemeine, daher die Charakteristik und Polemik seine Hauptstärke. Wahlverwandtes weiss er mit der liebevollsten Hingebung zu durchdringen und mit den vollsten wärmsten Farben wiederzugeben, Gegensätzliches mit der ätzenden Lauge seiner beissenden Satire zu überschütten".

Damals dichtete B. auch ein Versepos und veröffentlichte einen Ausschnitt davon in Trunka's österr. Frühlingsalbum 1854: „Amandus der Einsiedel. Aus dem ungedruckten Gedichte ‚Klotilde von Paiersberg'." In den etschtaler Föhrenwaldungen bei Nals sehnt sich ein Einsiedlergreis dem Tod entgegen. Seit einem Menschenalter wohnt er hier und träumt den Traum verklungener Zeiten: wie er einst in der Schlosscapelle getraut wurde; das Jawort war schon gesprochen von der überseligen Braut,

Und ihre Rechte ruht so warm in seiner Hand,
Dass er von ihrem Herzen den Pulsschlag tief empfand.
Der Priester segnet betend den Bund der Liebe ein
Und reicht als Bild der Freude den Kelch mit edlem Wein.

Und kaum hat sie genippt am goldnen Becherrand,
Entsank sie still erblassend aus ihres Liebsten Hand
Und lag als schöne Leiche auf schwarzem Marmorgrund...
So ist die Lilienjungfrau zu schönerm Los entfloh'n.
Sie hat mit zarter Seele die Lieb' im reinsten Sinn
Als Frühduft eingeatmet zu ewigem Gewinn,
Und keine bittre Täuschung, die unsern Traum zerwühlt,
Hat ihr die Hoffnungstrümmer ans Land gespült. .

Amandus verliess damals die Burg seiner Väter: „Wie du Gott gefallen in deinem zarten Mai, so wird aus ird'schem Streben auch meine Jugend frei". Er führte ein frommes Leben bis zum seligen Ende und wird vom Volk als Heiliger verehrt. Zu Grunde liegt eine Volkslegende, die B. aber an einem wichtigen Punkt, beim Tod der Braut, der rein zufällig bleibt, nicht vertieft hat, was erforderlich gewesen wäre, sollte die Erzählung über die Legendenform hinausragen. Doch kann dies Gedruckte eine blosse Episode des Epos sein, da die Verstorbene Agnes heisst, nicht Klotilde[1]). Vom litteraturgeschichtlichen Standpunkt ist hervorzuheben, dass auch in den bedeutendsten Epen Pichlers, im Hexenmeister wie im Fra Serafico, der Einsiedler, der sich von der Stätte seines versunkenen Glückes in die Wildnis flüchtet, als männliche Hauptperson erscheint, ja Serafico betrauert wie Amandus den plötzlichen Tod seiner Braut; nur tritt bei B. mehr die vita contemplativa, bei Pichler mehr die activa hervor.

In stillen Augenblicken, welche im Drange seiner neuen weitreichenden und verantwortlichen Stellung selten genug waren, fand er vorübergehend auch noch die Stimmung zu lyrischen Gedichten, von denen er aber keines mehr selber veröffentlichte. Leider wurde sein Nachlass in alle Winde zerstreut und ist heute nirgends mehr zu erfragen. Dr. Franz Alf. Muth hat ihn zuletzt bei Prof. Nicolay gesehen und ein paar Lieder daraus mitgeteilt (Alte und neue Welt 1881), die hinreichen, um die Richtung zu charakterisieren, welche Bs. Muse

[1]) J. V. Zingerle scheint das Ganze gesehen zu haben; wenigstens urteilt er (österr. Mon.) über das Ganze kurzweg: „Klotilde v. Paiersberg kann sich mit den besten epischen Gedichten jener Zeit messen".

in dieser letzten Lebenszeit wandelte: sie ist die Fortsetzung jener, die er schon in den vormärzlichen Liedern eingeschlagen hat und die ihn immer mehr zum abgeklärten, einfachen, ruhigen, sangbaren Empfindungslied führte. Die herrschende Stimmung seiner Seele ist dieselbe geblieben: es ist die Sehnsucht himmelwärts, welche nach Ausdruck ringt, welche ihn auf den Baum führt, um sich gleich der Lerche mit des Windes Flug und Kraft aufzuschwingen in das Himmelsmeer:

Auf den Baum bin ich gestiegen,
Ach das Herz war mir so schwer:
Mit den Lerchen möcht ich fliegen
In das blaue Himmelsmeer.

Blüt' und Blätter, Ast und Zweige
Regen sich voll Drang und Saft,
Fleh'n mit süsser Kussesneige
Um des Windes Flug und Kraft.

Selbst die rasche Frühlingsquelle,
Die am Baum vorüberschwillt,
Schaut mit ihrer Sehnsuchtswelle
Duftig auf ins Sonnenbild.

Auf den Baum bin ich gestiegen,
Ach das Herz war mir so schwer:
Mit den Lerchen möcht ich fliegen
In das blaue Himmelsmeer.

Jetzt befriedigten ihn auch viele seiner ältern Gedichte nicht mehr und er begann einzelne umzuarbeiten; vgl. z. B. das „Begräbnis“ (vorm. L. Nr. 53, oben S. 321 f.), aus dem er das Scholarenmässige herausstrich und das Reinpersönliche dafür einsetzte; oder die „Osterlerche“ (vorm. L. Nr. 27), die er um die Hälfte verkürzte, indem er alle Nebenbeziehungen ausmerzte, damit die Grundempfindung um so klarer hervortreten kann:

Gruss der Osterlerche am Grabe der Mutter.

Sie haben den Sarg ins Grab gesenkt;
Leb wohl, lieb Mutterherz!
Hab laut geweint und das Haupt gehängt
In bittertiefem Schmerz. —

Und Ostern kam mit grüner Pracht,
Mit Blumen lieblichbunt;
Ich hab der Todten weh (?) gedacht
Im Gottesackergrund.

Und auf dem teuren Grabe lag
Der Blüten schönster Kranz,
Und drüber hieng der reinste Tag
Im hellen Sonnenglanz.



Wie meine Träne fiel darauf
Am Auferstehungsfest,
Da flog die Lerche wirbelnd auf
Aus ihrem stillen Nest.

Und wie sie sang aus Himmelshöh'
Hinab zum Kirchhofsgrund,
Zu Osterlust ward alles Weh,
Mein Herz vom Schmerz gesund.

Den Schluss der litterarischen Tätigkeit bilden die „**Cartons aus dem deutschen Kirchenleben** von Beda Weber". Mainz, Kirchheim 1858 (VIII und 789 S.). Sie enthalten die Auswahl seiner Artikel aus Deutschland und dem Kirchenblatt, die durch ein paar ungedruckte vermehrt wurden, und sind das bleibende litterarische Denkmal von der grossen Auffassung und der strengen Erfüllung seiner Pflichten als Seelenhirt. Selbst auf seine Gegner hat diese Berufstreue des Frankfurter Pfarrers, der sich und seine persönlichen Interessen darüber ganz vergass, tiefen Eindruck gemacht. „Wie ein Adler erscheint er hier auf der Hochwarte, um alle heimlichen und öffentlichen Angriffe der Feinde abzuschlagen, katholisches Wesen zu verteidigen und ihm wirkliche Gleichberechtigung mit dem protestantischen zu erkämpfen, den Katholiken mit Mut voranzugehen, aber auch sie ernstlich zu mahnen, ja zu tadeln, wo er es für notwendig hielt. Daher schallt unaufhörliches Kampfgeschrei durch diesen dicken Band, sogar durch die beiden Artikel, die in Erzählungsform abgefasst sind. Der erste ist die „Novelle von einer zärtlichen Mutter". Der Dichter flüchtet sich aus dem Norden in das sonnige Italien, wandert dort einsam durch die Wunder der Natur und findet den Einsiedlermönch, der ihm, nachdem sie Freundschaft geschlossen, — neue Einkleidungsmotive wie in Pichlers Fra Serafico — seine Lebensgeschichte erzählt. Er stammt aus einer „gemischten Ehe", seine Mutter war Protestantin und liess zur Bekehrung ihrer Kinder alle Mittel und Mittelchen der „inneren Mission" spielen, die mit beissender Satire dargestellt werden, um sie in Verruf zu bringen und für Katholiken unschädlich zu machen. Auch die „Wallfahrt der Bergsträssler" führt von Norden nach

Süden und erzählt ein paar Bekehrungsgeschichten, den Katholiken zu Nutz, welche den Mut haben müssen, überall nach ihrem Glauben zu handeln, den Protestanten zu Trutz, welche namentlich in Mitteldeutschland „das Recht der Alleinherrschaft in Religionssachen beanspruchen“. Das Novellistische ist in beiden Erzählungen geringfügig, die Schilderungskunst bedeutend, das Lehrhafte wie im Dorfcaplan und Sonderling die Hauptsache. Dies macht in den eigentlichen Streitschriften, die den grösseren Teil des Buches füllen, der directen Polemik Platz, zu welcher er sich mit Vorliebe die führenden Persönlichkeiten der Gegner aussucht. So wendet er sich zuerst gegen den „Urwald protestantischer Vorurteile über die kathol. Kirche“ in den Werken des Prof. Stahl zu Berlin, der „durch Knechtung der Katholiken den Protestanten und dem protestantischen Princip“ auf die Beine helfen wolle. Denselben Stahl behandelt er noch einmal (in Nr. 10) und contrastiert ihn als „Vertreter des reactionären Luthertums“ mit den „demokratischen Spitzen des Luthertums“, den Herren Bunsen und Laboulaye, denen er irrtümlich Prof. Schenkel aus Heidelberg beigesellt. Aber auch den Protestantengegner Diezel bekriegt er, weil er den Katholicismus „lediglich als politischen Sauerteig ansieht zur Gestaltung von Staats- und Völkergruppen“, wodurch „alle Wohltat der Religion und der Kirche für das Menschenherz verloren gienge“; zum Vergleich zieht er Huss an und überrascht durch die Darlegung, wie der Hussitismus weniger eine religiöse als tschechischnationale Bewegung gegen die Deutschen war, was damals sicher noch den meisten Lesern neu gewesen ist. Die Verteidigung des österr. Concordates (Nr. 3) führt ihn wieder zu den heftigsten Angreifern desselben, den Protestanten, mit „ihrem Junkerwesen und ihrer absolutistischen Politik, wo sogar die Priester Beamte sind“, denen „das bescheidenste Mass von Freiheit und Unabhängigkeit der kath. Kirche verhasst ist“. Trotzdem zeige der Protestantismus überall Zerklüftung (Nr. 4); die „Gebildeten“ schauen von oben auf die „Gläubigen“ als auf die „Altlutheraner“ herab, gebrauchen sogar Luther, dessen „warmer Glaube an die Offenbarung nicht zu läugnen“, als Deckmantel für das

Neuheidentum, wie andere Günthers Philosophie willkommen heissen als „Emballage und Maculatur zur Verpackung des Materialismus". Sie helfen auch die „Wurzel ungläubiger Polemik" (Nr. 21) schaffen durch ihren Kampf für die Vermenschlichung Christi, der die Katholiken und Protestanten gleich schädige, indem er diese von der Bibel, jene von der Bibel und dem Primat in Rom trenne. Um so mehr falle auf, dass hinwieder ein Teil der Protestanten — Zeugnis dessen der thüringische Kirchentag von 1855 — die Beichte in der kath. Form einzuführen trachte (Nr. 21, III), wie er durch Diaconissen u. dgl. dem kath. Klosterwesen nachstrebe und wie schon früher Spener, Gerhardt, Francke, Tersteegen u. a. die Lebensgeschichten mystischer Seelen der Katholiken für lutherische Erbauung zurecht geschnitten haben. Das müsse den Katholiken Mut einflössen und die Überzeugungstreue stärken, den Protestanten aber klar machen, dass sie den Katholiken nicht das Recht der Klosterbildung bestreiten dürfen, welches im Selbstbestimmungsrecht der einzelnen Persönlichkeit, durch die Geschichte und in der erspriesslichen kulturellen Wirksamkeit der Klöster begründet ist; ferner sie verhalten, weitere notwendige Folgerungen zu ziehen, z. B. das „allgemeine Priestertum" aufzugeben, ihren Lehrbegriff von der Erbsünde, der „ein allgemeines gänzliches Verderben der menschlichen Natur voraussetzt" (vgl. oben S. 100), dem katholischen anzugleichen u. dgl. m. Noch in manigfach anderer Weise werden die Protestanten aller Schattierungen bekämpft, wo immer sie Angriffe auf die Katholiken und Eingriffe in das kath. Wesen versuchten.

Die schärfsten von seinen scharfen Waffen richtet er gegen die Vertreter des Unglaubens und Religionshasses, gegen die Freimaurer, welche die Katholiken müde hetzen, sich für ihre kirchenfeindlichen Zwecke im Beamtenstande ein stehendes Heer schaffen, dessen „Macht selbst über fürstliches Wohldenken hinausreicht"; gegen die Litteraten, namentlich die „Natives aus Juda und Israel im Dienste der Synagoge und Revolution, welche neben der Feder auch Brecheisen und Hebel aller Art mit sich führen, die geoffenbarte Religion der Christen mit-

sammt ihrer mosaischen Grundlage zu demolieren und alle Fundamente des historischen Rechts zu zerbröckeln". Die „naturwüchsige Presse Frankfurts" erhält noch ihr besonderes Capitel, in dem ein grausames Hochgericht über das Frankfurter Journal, die Reichstagszeitung, das Volksblatt und den Volksfreund gehalten wird. Auch die wissenschaftlichen Begründer des „Materialismus in Religionssachen" erfahren ihre eigene Beleuchtung: die Naturhistoriker, die über ihr Erkenntnisgebiet hinausgreifen, und die pessimistischen Philosophen wie Schopenhauer, Bs. Nachbar in Frankfurt, denen die Schar hohler Köpfe nachläuft. Alle die Glaubensfeinde haben es auf die Katholiken am meisten abgesehen, weil diese mit ihrer einheitlichen, festgewachsenen Lehre die sicherste Schutzwehr der christlichen Weltanschauung bilden. Unter den Mitteln, mit denen man sie bekämpfe, sei eines der hässlichsten und unwahrsten der Vorwurf der „katholischen Verdummung". Ihn gründlich zu widerlegen, macht er (Nr. 17) einen weiten Gang durch alle katholischen Zeiten und Völker, um an ihren Leistungen in Kunst und Wissenschaft, im politischen und socialen Leben das Entgegengesetzte nachzuweisen; dabei entwickelt er eine staunenswerte Fülle geschichtsphilosophischer Ideen, aus der man heute noch schöpfen kann. Alle Vorwürfe dagegen, welche die Katholikenfeinde aus der weltlichen Politik der Päpste herleiteten, werden kurz und bündig abgewiesen, weil Rom für die Katholiken „allein als geistig-kirchlicher Mittelpunkt Sinn und Bedeutung hat, der weltliche Römerstaat aber uns von Haut und Haar nichts angeht" (vgl. oben S. 83).

Um dem Buch Wechsel und Mannigfaltigkeit zu geben, stellt er zwischen diese Streitschriften grössere geschichtliche, pädagogische und religionsvergleichende Aufsätze, z. B. über die Reformation in Nassau[1]), über die Drangsale des dreissigjährigen

---

[1]) Eine verwandte Arbeit fand sich in Bs. Nachlass: Zur Reformationsgeschichte der freien Reichsstadt Frankfurt. Sie war noch nicht abgeschlossen und wurde ergänzt und herausgegeben durch J. Diefenbach, Frankf., Foesser 1895 (IV und 88 S.); vgl. Paulus im Kathol. 71, S. 377 ff. u. Wintera, öst. Littbl. IV, 536.

Krieges, über die klassischen Studien, deren Wert er in der formalen Bildung erblickt, während durch die Aneignung heidnischer Lebensanschauung mancher Missbrauch entstanden ist und noch entstehen kann; über den Unterschied antiker und christlicher Grabestrauer; über Zusammenstimmung der morgenländischen und abendländischen Kirche, um daraus nachzuweisen, wie fälschlich verschiedene kath. Lehren als papistische Erfindungen des Mittelalters bekämpft werden, da sie sich ebenso bei der morgenländischen Kirche finden, die bereits im 9. Jhdt. sich abgesondert hat. Auch Charakterbilder und kleine Zeitgemälde gliedert er ein: vgl. den Missionär aus Albanien, den Rosenkranzberg bei Varese, die Sonntagsfeier des deutschen Volkes, Stellung und Leiden der Katholiken und ihrer Priester in der Diaspora, wo er den Heuchelkatholiken und Kirchlichhalben manche verblümte und unverblümte Wahrheit sagt. Wie in den früheren so hält er in diesen Artikeln den Gesichtspunkt unverrückt fest, in allen Verhältnissen den Katholicismus zu verteidigen und denselben für den Einzelnen wie für die Völker als die beste Religiosform zu erweisen, was sich, wie er selber im Vorwort hervorhebt, „wohl verträgt mit der aufrichtigen Hochachtung für die gläubigen Seelen in allen Confessionen: denn nicht der Glaube, sondern der Unglaube zerstört“. Vom Anfang bis zum Ende des Buches will er sich als treuen Sohn seiner Kirche bewähren, mag er auch vorübergehend stark individuell gefärbte Ansichten vortragen wie bei der Forderung von Diöcesan- und Metropolitansynoden. Bekanntlich hat man auf Grund dieser Cartons Versuche gemacht, noch den todten Beda für die Altkatholiken in Anspruch zu nehmen; allein schon der Einleitungssatz, mit dem er dies Werk in die Welt sandte, schlägt sie nieder: „Im Buche ist die Ansicht des Verfassers mit gutem Willen und Gewissen dargelegt worden; aber bei der Unzulänglichkeit persönlicher Meinungen für allgemeine Geltung muss sie dem höchsten Ermessen der katholischen Kirche anheimgestellt bleiben, der ich mich um so unbedingter zu unterwerfen Ursache habe, je unabhängiger meine Anschauung der Dinge von allen Seiten, das Erbteil meines Lebens, bisweilen die Feder geführt haben mag“. Er

beugt sich also demütig als Einzelner vor der Majestät der Weltkirche mit ihrer tausendjährigen geheiligten Überlieferung.

Dem äusseren Eindruck nach charakterisieren sich diese Cartons durch Tonschärfe und Stilgrösse. Seit drei Jahrhunderten, seit Cochläus und Mayr in Wort und Schrift sich gegen das Eindringen der Glaubensspaltung gestemmt und ihre Unerschrockenheit mit der Verbannung gebüsst, hatte kein Katholik in Frankfurt mit so rückhalts- ja rücksichtslosem Freimut gegen alle Seiten hin zu schreiben gewagt wie B. Der Leser fühlt sich eigenartig ergriffen durch die grellen Streiflichter, die überall aufgetragen sind, durch den Spott und Hohn, die Ironie und den Sarkasmus, mit denen die in ihren Grundlagen pathetische Rede gänzlich durchsetzt ist. Auch die Ursachen hiefür sind deutlich herauszuhören: der Zorn über die Feinde, welche die Katholiken wie Heloten behandelten, die Enttäuschung über manche seiner Katholiken mit ihrer „gallertartigen Weichheit“, der Verdruss über einen Teil des „Volkes“, welches durch die rohen Demagogenhetzen von 1848 und 1849 vielfach verpöbelt worden[1]), haben sein Herz um so mehr mit Bitterkeit angefüllt, je feuriger und hingebender es war. Da erhoffte er nur von starken Mitteln eine durchdringende Wirkung, wie sie regenerierende Persönlichkeiten ja meist verwenden, und wie sie der Kühnheit und Leidenschaftlichkeit seines Wesens ohnehin mehr entsprachen. Er wollte nicht nur schlaghaft widerlegen, sondern auch durch die Wucht des Ausdruckes, durch die Über-

[1]) Man höre, wie er selber das ihn umgebende „Volk“ von damals schildert: „Von Religion in der Regel nur geringe Spuren, dafür die Zeitungslectüre schmutzigster Art, worin aller gesunde Verstand, alle natürliche Einbildungskraft, alle naive Gefühlsreinheit vertrocknet ist. Von Ehrfurcht vor der Obrigkeit.. das gerade Gegenteil: tiefe Verachtung aller Gewalt auf geistlichem und weltlichem Gebiet, ein dumpfes Brüten und Warten auf glückliche Märztage, die unausrottbar wie das Gift einer Seuche in Leib und Seele spucken. Das Volkslied, einst auch in diesen Gauen unverdorbenen Gemütern eigentümlich, lebt nur noch in des Knaben Wunderhorn; an seine Stelle ist die Zote eines zügellosen Lebens getreten, der revolutionäre Ausdruck des polternden Radicalismus oder das lärmende Kneipentum, worin die Religion wie ein Gegenstand der Mythologie und der Pfaffenerfindung angesehen ist“. Statt

legenheit des Stiles niederdrücken, wobei er dann gelegentlich selber über sein „ungeschlachtes Lärchenholz aus den Bergen“ lächelt. Alle Vorzüge seines Prosastils, die wir schon früher einzeln beobachtet, kehren hier gesteigert wieder. Vor allem der seltene Reichtum neuer, anschaulicher, lebendiger Bilder und Vergleiche, die sich über einander auftürmen und wozu seine mächtige Phantasie die fernsten Dinge mit einander zu verknüpfen weiss; gehörten früher seine Bilder meist der Alpenwelt an, so werden sie jetzt allen Reichen und Gegenden von Fels zu Meer entnommen, wie er stets die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verbinden und aus allen Litteraturen und Geschichtsperioden charakteristische Tatsachen und Persönlichkeiten zur Exemplification beizubringen vermag, was nicht nur grosse Spannweite des Geistes, sondern auch polyhistorische Belesenheit eines aussergewöhnlichen Gedächtnisses zur Voraussetzung hat. Ebenso gross ist die Gewandtheit seines Geistes, die sich im raschen Wechsel des Verschiedenartigsten offenbart: in einem und demselben Satz erscheint oft das Lächerliche neben dem Erhabenen, das Liebliche neben dem Grotesken, das Zarte neben dem Derben, feiner Humor neben carikierenden Spässen; im allgemeinen überwiegt die satirische Komik, durch die er auch das Untergeordnetste und Nebensächlichste zu beleben versteht; so z. B. zählt er die verschiedenen Sonntagsausflügler auf: „Turner, Bürgerwehren, Studentenmannschaften,

Zufriedenheit und Fröhlichkeit.. „steht der missvergnügte, selbstverschuldete, unsittliche Pauperismus in der geilsten Blüte. Der Schwindelgeist, die Lotteriewut, das Auswanderungsfieber laufen in den grässlichsten Formen nebenher. Wie der Mensch in solchen Umständen austrocknet, wie alle natürliche Güte in ihm verschwindet, wie jede Hoffnung, ihn zu bessern, erfolglos bleibt, wie sich der Kreis von Anschauungen und Gefühlen immer enger um den Unglücklichen schlingt und keine nur einigermassen des Menschen würdige höhere Idee in dieser Ruine mehr Platz findet: das hat jeder schmerzlich empfunden, welcher mit solchem Abhub deutschen Volkstums verkehrt hat“ (Cart. 386). Neben diesem erscheinen ihm noch die slavischen Völker in Österreich voller Frische und Unverdorbenheit, von den Tirolern gar nicht zu reden, nach denen er so oft verlangt. „Was ist doch Tirol für ein süsses Bergland, und wie liebenswürdig und einzig ist unser Volk daselbst“ (an G. 26. V. 48).

Sonntagsschänder, Jägerwildlinge, Zweckesser und Amazonenscharen überfluten Berg und Land"; dann erst fährt er mit einem kräftigen Vergleiche fort: „Die Schlossen eines Hagelwetters prasseln nicht dichter ins Land, als diese modernen Wallfahrter auf den Flügeln des Dampfes hineingewirbelt werden in alle Lust und Augengier dieser Welt". Will er sagen, dass die Freimaurer in allen einflussreichen Kreisen ihre geheime Wühlarbeit entfalten, heisst das bei ihm so: „Überall und nirgends, hocken sie bald als Holzwürmer in den Fugen des Staatsgebäudes, bald als Blattläuse um jeden Duft des Rosenkelches im Salon, bald als Motten in den Filzschuhen der Geheimräte". So bringt er Heiterkeit in die bittere Stimmung des Ganzen und fesselt den Leser, den die Spannweite und der rasche Wechsel der Darstellung ermüden, immer wieder von neuem; so wird selbst die schärfste Polemik, wenn ihn in der Hitze des Streites die derbe Bauernnatur überkommt, durchgeistigt und in die Kunstphäre emporgehoben.

An Kraft, Fülle und Schlagbaftigkeit der Darstellung wird er schwer zu überbieten sein. Dagegen ist er sorglos für allen Kleinschmuck der Rhetorik, für Glätte, Zierlichkeit und Klangwirkung des Stils; auch mit Aufbau, Gliederung, Syntax macht er sich wenig Mühe; er liebt Participien, verkürzte Zwischensätze, keilt Einschiebsel aller Art in die schwerbepackten Perioden, was die Leichtigkeit des Lesens behindert, aber die Wucht der Darstellung vergrössert. Bei der Wahl der Ausdrücke stellt er Volkstümliches, das er in Prosa gut zu treffen weiss, neben klassische Prägung; neue, auch fremdländische Münze neben altes, selten gewordenes Sprachgut; überall gebietet freie Selbstherrlichkeit über dürre Regelhaftigkeit und pedantische Correctheit; der ganze mächtige Redestrom zeigt das Abbild der markigen Persönlichkeit.

Eine solche Kampfnatur duldete am allerwenigsten in seiner nächsten Nähe, im Kirchenwesen, Missbräuche, Fahrlässigkeiten und Übergriffe. Verschiedene Briefe bezeugen, wie energisch er einschritt, um Ordnung herzustellen und seine Rechte zu wahren. Ich hebe nur zwei davon aus. Er fand den Missbrauch vor, im Dom bloss mit der kleineren Glocke das Messzeichen



zu geben und überdies die Glockenstränge vom Turm zum bequemeren Läuten in das Innere der Kirche hinabzulassen, was viel Störung verursachte. Nachdem er beides schon einmal abgestellt hatte, erlaubte die sog. „Domdeputation“, ohne ihn zu fragen, 1856 neuerdings diesen Unfug, worauf B. an den Senior Rinz einen scharfen Protest richtete: „Die Misswirtschaft der Herren... im Dome hat eine Höhe erreicht, dass ich... mein gutes Recht in Sachen des Gottesdienstes brauchen muss.. Ich erkläre allen Ernstes, dass ich, falls diese Eingriffe in den Gottesdienst und in die Kirche nicht ganz aufhören, genötigt bin, den Gottesdienst ganz einzustellen“. Zur selben Zeit suchten einige Vorstandsmitglieder über Bs. Kopf hinweg den Decan Jost in Königstein als Director an die St. Leonhardskirche zu bringen. Am 5. X. 56 schreibt B. an den Senior: „Vom Bischof erhalte ich heute die Eröffnung, dass Mitglieder der Vorstehung um Jost petitioniert hätten. Ich bin es der Ehre früherer Erklärungen des Vorstandes schuldig, dies zu Ihrer Kenntnis zu bringen und Sie zu fragen, ob es wahr ist. Darnach werde ich mein eigenes Benehmen einrichten. Beide Briefe[1]) taten ihre Wirkung. Derartige scharfe Mittel im inneren Verkehr wählte B. aber nur in Fällen, wo er sich von den milden keinen Erfolg versprach. Lieber suchte er durch Güte zu wirken, besonders auf Untergebene Als ein junger Hilfspriester die Fronleichnamsprocession durch ungeschickte Anordnungen in Verwirrung brachte, begnügte er sich mit der Frage: „Sagen Sie mir: Ist Ihnen die heutige Procession erbaulich vorgekommen?“ Und von einem der noch lebenden Zeitgenossen in Frankfurt, der einst B. näher gestanden, vernahm ich die schönen Worte: „Mir sind von B. viele wohlmeinende Winke zu Teil geworden und nebenbei auch die eine und andere ernste Zurechtweisung. Ich habe sie alle, weil sie verdient waren, dankbarst gewürdigt, und diese Würdigung ist mir in meinen Erinnerungen an den längst verklärten, grossen

---

[1]) Diese und die anderen in diesem Capitel verwerteten Briefe Bs. an den Senior Rinz hat mir Herr Dr. Kuebler freundlichst zur Einsicht gesandt.

und edlen Geist heute noch ein Trost und eine Beruhigung". Vor allem gieng B., der „mit der Würde eines Kirchenfürsten celebrierte", selber mit dem besten Beispiel der Ordnung, der Erbauung und rastlosen Pflichterfüllung voran. Es geschah häufig, dass er in aller Morgenfrühe als der erste von seinen Priestern das Gotteshaus betrat und spät am Abend als der letzte es verliess. Die Gesammtwirkung, die er in den neun Jahren seiner Seelsorgstätigkeit für die Regeneration des kath. Lebens in Frankfurt erzielte, war eine ausserordentliche. Nichts ist bezeichnender hiefür, als dass die Frankfurter Katholiken auch jetzt noch gern bekennen, B. habe „das Angesicht ihrer Gemeinde so sehr erneuert, dass ihr anerkannter innerer Wert wie ihre äussere Bedeutung heute noch auf der Grundlage der mächtigen Anregungen beruht, die er ihr gegeben hat", und man muss es ihnen nachrühmen, dass sie in edler Dankbarkeit sein Andenken unter sich stets lebendig und hoch in Ehren gehalten haben; es vergeht kaum ein Jahr, dass seine Verdienste nicht in einer ihrer Zeitungen oder in einer Vereinsversammlung oder sonstwie öffentlich gepriesen werden. Sie haben den Standpunkt Ed. v. Steinle's festgehalten, der schon am 19. V. 48 Bs. Tod als einen „grossen, vielleicht unersetzlichen Verlust für Frankfurt" bezeichnete.

Seine leibliche Wohlfahrt freilich litt unter diesen grossen Arbeitsmassen verschiedenster Art immer mehr. Die Ärzte sandten ihn wiederholt in eines der umliegenden Bäder. Am wirksamsten aber gegen alle Frankfurter Leiden des Leibes und der Seele erwies sich jedesmal eine Fahrt in die Heimat, wohin in die Sehnsucht zog, der er oft rührenden Ausdruck gab: „Wandle ich an den Ufern des Main, erwachen Gefühle aus der fernen Heimat voll Schmerz und Sehnsucht" (1853). Drei Jahre später schrieb er einem Freunde: „Wenn ich Abends einsam auf meinem Zimmer sitze und die kurze freie Frist zum Studium benützen will, wird das Herz mir schwer. Draussen rötet sich der Himmel, da scheint die Etsch mich grüssen zu wollen. Die Wälder bei Hocheppan rauschen, das Tal mit seinen Burgen und Bergen liegt vor mir. Freund, da ist es um mich geschehen! Ich kann nicht mehr arbeiten, mit verschränkten

Armen sitze ich beim Tische, und mein Geist ergeht sich an all den schönen Plätzen, die mich so wunderbar anziehen" (abgedr. Deutschl. 13. III. 58). Das erstemal fuhr er 1850 zu kurzem Aufenthalt nach Tirol und machte auch einen Versöhnungsversuch bei Streiter. Es kam aber nicht zu einem Meinungsaustausch, die Wege der beiden giengen zu weit auseinander; Streiter lenkte ihn auf Fallmerayer ab, der gerade anwesend war und mit dem B „sich dann eine Stunde unterhielt".[1]) Zwei Jahre später verband er mit der Tirolerreise einen Abstecher nach Oberitalien: „Die weichen Lüfte im Süden fuhren mit meinem Husten aus... In Mailand habe ich ein paar Tage zugebracht, fast immer im Dom, der eine unermessliche Gedankenfülle in sich schliesst. In Verona war ich auch einen Tag, alle Merkwürdigkeiten wieder anzuschauen.. In Bozen habe ich die Familie Erzherzog Rainer besucht.. Ich eilte zum Grafen v. Wolkenstein, meinem alten Freund (auf Trostburg). Hier ist es prachtvoll, eine Luft, die nicht besser sein könnte. Ich sitze Vormittag fast ununterbrochen lesend oder in die Berge schauend am Saum eines Fichtenwaldes, der mir die Frische seines Duftes aus einem tiefen Tal entgegenbringt.. Mir tut diese Stille sehr not" (an Rinz 16. VII. 52). Auch die Akademiesitzung in Wien besuchte er, so oft es möglich war. Am 30. V. 53 schreibt Flir nach Innsbruck: „Heute war ich in der feierlichen Sitzung der Akademie. Albert Jäger und Beda Weber sassen neben einander"; am 25. VI. ergänzt er: „Beda und ich speisten neulich bei Albert Jäger... Bach liess sich B. vorstellen und machte ihm einen Vorwurf daraus, dass er ihn nicht besucht habe. B. antwortete, er habe vernommen, es sei schwer, bei Sr. Excellenz eine Audienz ausser Geschäftszwecken zu erlangen. ‚Für Herren wie Sie bin ich immer zu sprechen', war die Antwort". Auch 1854 konnte er dem Zug des Herzens nach Tirol nicht widerstehen. Es wird nun ein Lieblingsgedanke, sich in seinen alten Tagen wieder in der Heimat niederzulassen und von all den Drangsalen des Frankfurter Lebens auszuruhen.

[1]) Str. an Steub 15. I. 51. Steubs Darstellung im Skr. 475 ist wieder ganz unrichtig.

1855 eröffnete sich unerwartet eine Aussicht dazu. Am 23. V. war Karl Mayr, der Abt von Marienberg, gestorben. B. wurde von der Nachricht sehr ergriffen: „Der Mann war so grundehrlich, dass man ihn als Muster noch lange in Andenken behalten wird. Was mich durch die Welt gebracht, verdanke ich seiner Milde ganz allein; denn er hat trotz aller Zwischenfälle mich stets mit Güte und Nachsicht begünstigt, beschützt und aufrecht erhalten. Und selbst, wo er weh getan hat, war seine Überzeugung eine so ehrenhafte, dass man ihr die volle Achtung nicht versagen konnte". Einige von den Stiftsmitgliedern fragten teils unmittelbar, teils durch Haller bei B. an, ob er eine etwaige Wahl zum Nachfolger annehmen würde. Am 12. VI. antwortet er an Haller: „Lassen Sie mich in dieser ernsten Krise, welche das Stift Marienberg selbst nach dem Urteil des Unterrichtsministers Grafen Thun bei einer Neuwahl zu bestehen hat, kurz meine Meinung sagen. Die alte Frage: Gymnasium oder nicht? — von jeher der Grund verschiedenartiger Ansicht im Stifte — wird als agens wieder in den Vordergrund der Wahl treten, wenn auch bei vielen nur als Parteisache. Der Wahlkampf dreht sich ohne Zweifel zwischen Pius Zingerle und Martin Ritsch. Den einen wählen die Anhänger der neueren Zeit und Weltansichten, den anderen die Bekenner der Doctrin von jeher, dort für, hier gegen das Obergymnasium. Ich zweifle, dass Pius Anhang genug hat... selbst die Professoren scheinen manches gegen ihn zu haben, wie ich zu Wien im Unterrichtsministerium vernommen. Die Partei für Ritsch möchte nicht sehr zahlreich sein, aber sie ist consequent und weiss, was sie will, schon seit Jahren. Nach vier Briefen, welche ich hier (Frankfurt) vorfand, soll ich mich nun einschieben... Es ist eine gefährliche Sache. Die Partei für Pius und Ritsch hat für mich keine Vorliebe, und ich nehme das auch nicht übel. Sodann ist mein Fortkommen hier schwieriger als je. Ich müsste mich ganz täuschen, wenn es in Österreich Billigung fände; hier ist eine solche ohnehin nicht zu erwarten". — B. argwohnte ganz richtig: Ritsch und die seinen hatten schon lange für diesen Fall vorgesorgt, und zwar gegen B. in unerhörter Weise. In heimlicher Verschwörung hatten

sie, als er die Pfarrstelle zu Frankfurt annahm, ein Capitel construiert, seine Ausschliessung vom Stifte Marienberg beschlossen und darüber ein Instrument abgefasst, das sie jetzt hervorzogen. Wie diese Kunde auf B. gewirkt hat, ersieht man aus einem Brief (Frankfurt 3. VII. 55) an David Schönherr, den Herausgeber der Schützenzeitung. Zuerst kündigt er eine Sendung von 100 fl. für die durch Hochwasser beschädigten Burgeiser an, dann fährt er fort: „Heute habe ich eine Mitteilung aus Marienberg erhalten, worin mir ein Capitelbeschluss aus Marienberg vom 17. IV. 49 eingeschärft wird, welcher mich auf immer vom Vereine der Benedictiner daselbst ausschliesst. Die Gründe dazu sind so interessant, dass ich sie Ihnen nicht vorenthalten kann. Ich wurde entlassen und auf ewig dem Bischof von Limburg überantwortet, wie die Ausdrücke lauten, weil ich beständige Anreizungen aus einem Amte ins andere erhielte und seit undenklicher Zeit soweit als möglich vom Kloster abwesend gewesen sei. So heisst es wörtlich; ich will Sie mit dem Küchenlatein verschonen, das früher in Marienberg nicht Brauch war. Nun wissen Sie selbst am besten, dass ich volle 22 Jahre auf Befehl meines Abtes... auf dem mir angewiesenen Posten (als Professor) zur Zufriedenheit aller Teile gedient habe, und wenn ich in den Ferien reiste oder litterarischen Unternehmungen nachgieng, so geschah es allzeit mit ausdrücklicher und williger Zustimmung meines Prälaten, wie ich mit den eigenhändigen Briefen des selig Verstorbenen nachweisen kann. Die Männer, welche mir diesen vor sechs Jahren gefassten und bis auf diesen Augenblick im Portefeuille behaltenen Beschluss.. mitteilen, sind P. Martin Ritsch, P. Valentin Spitaler (s. oben S. 90), der jetzige Ökonom des Stiftes, P. Alois Pichler und P. Gregor Hauser. Sie bezeugen, dass er 17. IV. 49 einstimmig im Capitel gefasst worden sei, in Gegenwart und unter Abstimmung von fünf Capitularen; denn mehr waren dafür nicht aufzutreiben. Seltsamer Weise wurde mir dieser Beschluss nie mitgeteilt. Ich erfahre heute das erstemal seinen ganzen Inhalt... Ich frage Sie: Haben diese Fünfmänner wirklich das Recht, mir die Angehörigkeit ans Stift Marienberg.. kurzweg durch einen mir verheimlichten Act abzuschneiden?" — Er zeigt sich entschlossen,

an das Urteil des Tiroler Volkes zu appellieren. Zugleich setzte er sich mit dem päpstlichen Nuntius und Cardinal Viale Prelà, den er persönlich kannte, in Verbindung, damit der „Beschluss für unzulässig erklärt wird, was er nach dem Kirchenrechte von vornherein war“, und forderte vom jetzigen Prior und Capitel eine Urkunde, ob dieselben den „Beschluss desavouieren oder sich aneignen wollen“. Die fünf schlauen Klosterpatres hatten bei ihrem Beschlusse vergessen, dass B. etwas mehr war als „auch einer“. Die Mehrheit in Marienberg hatte keine Lust, weder das Urteil des Tiroler Volkes noch des Nuntius zu erfahren; viele, die vom alten Beschluss nichts gewusst, zeigten sich „indigniert“. Die Beschwichtigungen bei Beda und bei Schönherr, der mit der Öffentlichkeit drohte, begannen. Zuerst suchte man B. durch die Darlegung zu beruhigen, dass der eigentliche Beschluss milder laute: er sei nicht absolut ausgeschlossen, sondern es sei nur erklärt worden, dass er „entweder in Marienberg für immer bleiben soll oder, falls er zeitweilig nach Frankfurt gehen wolle, für immer dem Bischof von Limburg überlassen werde“. Da das natürlich nichts half, wich man Schritt für Schritt zurück. Am 24. VII. erhielt B. von der Stiftsvorstehung folgende Erklärung: „Alle Conventualen halten Sie bis zur jetzigen Stunde für ein Mitglied Marienbergs; weshalb diese Überzeugung bei allen ihre Geltung hat, dass Sie zur Prälatenwahl gerufen werden müssen. Auf Grund dieser Überzeugung ist es klar, dass Ihrem Wiedereintritt von Seite Marienbergs kein Hindernis im Wege stehen kann“. Damit war der alte Beschluss in das Entgegengesetzte verwandelt. Die Vermittlung bei Schönherr und Ignaz Zingerle, der sich gleichfalls für seinen einstigen Lehrer ins Zeug gelegt, führte P. Augustin Moriggl mit Takt und Umsicht[1]). B. erhielt sein Recht; denn er war 1849 unter der „Bedingung des Fort-

[1]) Mehrere Briefe im Nachlass Schönherrs, die mir durch die Güte des Herrn Collegen Archivdir. Mayr zur Einsicht gestellt wurden. Über die Haltung von Pius Zingerle in dieser Angelegenheit klagen Beda (an Schönh. 19. IX.) und Moriggl (14. VII). Die Ritschgruppe hatte offenbar auch von der kirchlichen Oberbehörde eine wirksame Weisung erhalten; denn schon einige Tage vor der „Erklärung“ hatte Moriggl

bestandes seines Verhältnisses zum Stifte" ins Pfarramt getreten, und Rom hatte die Erlaubnis dazu mit dem bezeichnenden Ausdrucke ,in quantum voluerit ista beneficia retinere' gegeben. Da jedoch die oberste Kirchenbehörde später Gewicht auf Beda's Verbleib in Frankfurt legte, fertigte sie ihm auch ein ,Decretum perpetuae saecularisationis' aus. Beda konnte sich nun nach Belieben entscheiden; er blieb bei den grösseren Aufgaben, opferte der Sache die Persönlichkeit. „Ich stand nun auf dem Terrain des freien Entschlusses zwischen meinem Rücktritt bei dieser Gelegenheit und der Annahme des päpstlichen Säcularisationsdecrets. Ich habe nach ernstlicher Überlegung das letztere getan und vor der Wahl rechtzeitig davon an P. Prior Kenntnis gegeben.. Ein Weggehen von hier war von allen einflussreichen und teilweise massgebenden Seiten als untunlich erklärt worden" (a. Schönh. 10. IX.). Seine Wahl brauchte nunmehr weder seinen „Verehrern", von denen wiederholt die Rede ist, noch seinen Gegnern den Kopf zu zerbrechen; aber auch der Anstifter des schnöden Handels, Ritsch, wurde nicht gewählt, ebensowenig Pius Zingerle; der kluge Vermittler, Augustin Moriggl, ward Abt von Marienberg.

Beda hatte sich damit dauernd an Frankfurt gekettet und den Lieblingsplan, „für seine alten Tage in Tirol Ruhe zu finden", dessen er noch im letzten Brief an Schönherr schmerzlich gedachte, zu Grabe getragen[1]). Er kam nur ein einziges Mal noch in die Heimat, wo er mit Erzherzog Johann verkehrte, der „mich dringend einlud, ihm öfter zu schreiben, was ich ich auch tun will" (Bozen, 26. VI. 56 an Rinz, vgl. unten S. 419). Die Geschäfte in Frankfurt türmten sich immer höher empor. Bald ward er auch hier in eine unangenehme Fehde

an Schönherr geschrieben: „Selbst die Männer des Beschlusses sind der Überzeugung, dass B. nicht vom Klosterverband ausgeschlossen sei; daran denkt niemand, besonders seit man weiss, dass auch Rom den B. W. als im Klosterverband stehend betrachtet".

[1]) Ich kann nicht sagen, wie weit Steinle's Meldung an Frau Rat Schlosser vom 29. VI. 56 richtig ist: Frankfurt drohe Verlust, denn „Beda W. ist der Erstvorgeschlagene für den Bischofsitz in Brixen". Damit wäre freilich die Scharte wieder ausgewetzt gewesen.

verstrickt, die ihn persönlich betraf. An der Spitze des kath. Schulwesens stand die Kirchen- und Schulcommission. Um verschiedene Mängel im Schulwesen zu beseitigen, beschloss sie (13. V. 56) zugleich mit der Bestellung eines „Oberlehrers" als Leiters jeder einzelnen Schule eine Schulordnung, die für alle Lehrpersonen bindend sein sollte, auch für die Katecheten, welche nach wie vor aus der Pfarrgeistlichkeit bestellt wurden. B. und der zweite Priester, der in der Commission sass, hatten gleichfalls zugestimmt; denn die ganze Frage wurde allein vom schultechnischen Standpunkt aus verhandelt und beurteilt, und das Beschlossene schien nicht nur für die Schule überhaupt, sondern für den Religionsunterricht insbesonders erspriesslich, da früher allerlei Unregelmässigkeiten, ja gänzlicher Ausfall der Religionsstunden keine Seltenheit waren, während jetzt auch die Religionslehrer an einen festen Stundenplan gebunden, zur Teilnahme an den Lehrerconferenzen angewiesen und zur An- und Abmeldung ihres Unterrichtes beim betreffenden Schulleiter verpflichtet wurden; die Methode, das Stoffausmass und alles Sachliche des Religionsunterrichtes ebenso wie das Qualificationserkenntnis für Katecheten u. s. w. blieb nach wie vor ausschliesslich der kirchlichen Oberbehörde anheimgestellt. Nichts desto weniger leisteten die Katecheten Widerstand, weil sie auch in schultechnischen Dingen nur unter ihrer kirchlichen Oberbehörde stehen wollten, und verweigerten die Annahme „jeder Notification" vom Oberlehrer, selbst die Beschlüsse der Schulcommission sollten ihnen nur durch ihre geistlichen Inspectoren zugestellt werden dürfen. Sie wandten sich klagend an das Ordinariat. Dies nun fasste die Frage vom principiellen Standpunkt auf, machte B. aus seiner Zustimmung einen Vorwurf (8. X. 56), erklärte der Schulcommission, dass es in Bezug auf die Religionslehrer die ausschliessliche Competenz beanspruche, und forderte daher auch die Zurücknahme der Instructionen. Die Commission dagegen betrachtete die Haltung der Religionslehrer als „gemeinschaftliche Renitenz", protestierte gegen das Ordinariat, weil es die „staatsdienstliche Stellung der Oberlehrer ignoriere", lehnte die Zurücknahme ab und verteidigte B., weil er als Mitglied der Schulcommission gestimmt habe

und nicht als bischöflicher Commissarius. Diese Doppelstellung brachte B. in eine unangenehme Lage. Das Ordinariat betrachtete ihn vor allem als Vertreter des Bischofs, der sich mit demselben rechtzeitig hätte ins Einvernehmen setzen sollen, während B. die ganze Angelegenheit so sehr als rein schultechnisch aufgefasst hatte, dass es ihm gar nicht eingefallen war, seinem Bischof darüber Bericht zu erstatten, wie er es bei principieller Auffassung der Frage sicher getan hätte. In dem grossen Schulstreit, der nun zwischen Ordinariat und Commission entbrannte, suchte B. tunlichst zu vermitteln, um einen beiderseits genehmen Ausgleich zu Stande zu bringen, starb aber, bevor er dies Ziel erreicht. Sein Nachfolger Thissen schlug sich ganz auf die Seite des Ordinariats, verschärfte den Kampf, indem er ihn auf die Kanzel und in die Presse[1]) brachte. Die Zukunft hat gelehrt, dass er damit der bischöflichen Sache mehr geschadet als genützt hat.

So mehrten sich die Schatten auf Beda's letzten, mühevollen Lebenswegen; nur die Lichtstrahlen einzelner grosser Erfolge, die allmählich sichtbar wurden, überleuchteten sie mit mildem Abendrot; besonders freute ihn die gelungene Gründung von Deutschland (s. oben S. 389) und der glückliche Fortgang eines anderen weitschauenden Unternehmens, das allein schon hinreichen würde, Bs. Namen mit dem Frankfurts dauernd zu verknüpfen. Als er die Seelsorge übernahm, fand er seine Hauptkirche, den Dom, in kläglichem Zustande. Die letzten zwei Jahrhunderte hatten daran nur zerstört oder verzopft: die Mauerwerke waren verwittert und aller Orten schadhaft, namentlich das Gewölbe mehrfach durchgerissen, von den Zieraten nur

---

[1]) Mitteilung über den Conflict in der Kirchen- und Schulcommission; dazu vgl. man einen „Bericht der Kirchen- und Schulcommission" (vom Senator Dr. jur. J. A. Speltz verfasst und 1859 als Handschrift gedruckt) über die Bestrebungen der bischöflichen Behörde, auf die kath. Schulen in Frankf. einen ihr nicht zustehenden Einfluss zu gewinnen und den unserer Commission zu schwächen, worin insbesondere der neuernannte Stadtpfarrer mit Hintansetzung der unseren organischen Einrichtungen gebührenden Achtung in leidenschaftlicher Weise vorangeht.

Reste vorhanden, die Gemälde und Bildhauerarbeiten ruiniert, die Fresken vielfach kaum mehr sichtbar, die ursprünglichen edlen Bauformen durch Zu- und Einbauten verunstaltet, besonders hässlich nahmen sich die hölzernen Gallerien, welche eine kleinliche Zeit in den majestätischen Bau hineingenestelt hatte, als wäre ihr der Raum zu weit gewesen für ihren Atem und ihre Begeisterung. Solch einen Anblick mochte B. aus religiösen, ästhetischen und geschichtlichen Gründen nicht ertragen. Wie er seine ganze Kraft daran setzte, das kirchliche Leben der Frankfurter Katholiken zu erneuern, so sollte auch der Dom in würdigster Weise erneuert und das „Sinnbild des restaurierten kirchlichen Lebens, des gehobenen, geläuterten Glaubensbewusstseins und der tatkräftigen, himmelanstrebenden christlichen Liebe“ werden; auch der grossdeutsche Gedanke sollte darin Verkörperung finden, indem Deutschland und Österreich zusammenwirken, um dies gemeinsame geschichtliche Heiligtum, in dem so viele deutsche Kaiser gewählt und gekrönt worden, mit dem so viele Erinnerungen der deutschen Reichs- und Kirchengeschichte verknüpft waren, wieder herzustellen und es als „grossartiges Erinnerungsmal deutscher Einheit“ den kommenden Geschlechtern zu überliefern.

All die tausend Schritte zu beschreiben, welche Beda zur Lösung dieser Aufgabe unternommen, würde allein ein Büchlein füllen. Es mag genügen, wenn ich als pars pro toto einen Ausschnitt, allerdings einen wichtigen, näher ausführe: seine Bemühungen am Wiener Kaiserhof und beim jugendlichen Kaiser, der ihn schon früher mit dem Franz-Joseph-Orden ausgezeichnet hatte. Eine kaiserliche Unterstützung war nicht nur des Geldes, von dem die Restauration weit über die veranschlagte Summe verschlang, sondern noch mehr der moralischen Wirkung wegen wertvoll, ja notwendig, sollte die grossdeutsche Idee im Dom zum Ausdruck kommen. Daher reiste B. selber nach Wien, liess sich den „labyrinthischirren“ Lauf durch die Ministerien und Vorposten des Hofes nicht verdriessen. An den Senior der kath. Gemeinde in Frankfurt, die verhältnismässig grosse Summen zum Dombau beisteuerte, erstattete er fleissig Berichte, von denen ich ein paar hier einrücke, nicht

nur weil sie Bs. Gewandtheit im grossen Verkehr, die jetzt öfters gelobt wird, erkennen lassen und die Situation gut beleuchten, sondern weil sie auch sonst nach verschiedenen Seiten hin Interesse erwecken werden. Der erste ist vom 24. V. 55: „Nach vier schwierigen Tagen ein Lebenszeichen! Sie glauben gar nicht, was es in dieser menschenvollen weitläufigen Stadt für eine Mühe kostet, bei den einflussreichen, leider überbeschäftigten Männern günstig anzukommen, und wie noch weit mühevoller es ist, mit den engherzigen Rechenmeistern fertig zu werden, welche den kais. Hof wie Drachen umschliessen... Der päpstl. Nuntius nahm sich dieser Sache sehr warm an und zweifelt nicht, dass der Kaiser ohne Rücksicht auf die Engherzigen den Antrag genehmigen wird.. Am liebenswürdigsten nahm mich heute Minister v. Bach auf, bereits von Prokesch-Osten unterrichtet. Er machte mir Mut, redete Rührendes von seinem besten Kaiser.. Er will selbst beim Kaiser dafür intercedieren, ich soll ihm eine gute Schrift über die Sache machen, dass er damit agieren könne. Ich war vom Manne ganz entzückt. Heute wird das Promemoria verfasst.. Ich unterlasse nichts". — Erst nach 14 Tagen kann er weiter berichten: „Nach unsäglichen Mühen, von denen man sich kaum einen Begriff macht, wenn man es nie erfahren, habe ich endlich unsere Sache an den Kaiser gebracht. Ich war bei ihm selbst und bei seiner Mutter und habe sie dringend empfohlen. Beide waren sehr freundlich und versprachen mir das Beste. Aber die ganze Staatskanzlei war dagegen, sie will von Deutschland nichts wissen.. Daher sagten die Herren an Prokesch-Osten und mich: die Sache liege dem Kaiser zur Entscheidung vor. Als ich nun die Audienz bewilligt bekam, sagte mir der Kaiser: sobald es ihm vorliege, wolle er entscheiden; aber noch liege ihm nichts vor. Ich gieng vom Kaiser an den Minister des Äussern, Baron Buol, und seinen allmächtigen Staatssecretär Werner. Diese Herren waren ein wenig verblüfft über meine kais. Audienz und versprachen mir nach längerer Verhandlung günstig an den Kaiser zu berichten. Mittlerweile betrieb ich die Sache bei Bach, und dieser hat mein Promemoria an den

Kaiser gebracht, gestern. Heute will ich im auswärtigen Amte anfragen und mahnen, dass es auch dort urgiert wird. Es geht alles langsam, weil natürlich viel Politisches zu tun ist.. Sobald der Kaiser die Sache hat, fragt er die Minister des Äussern, des Cultus und Unterrichtes und der Finanzen. Bruck ist ganz für mich und die Sache, Graf Thun, für keine deutsche Sache als Böhme eingenommen, versprach mir dreimal dafür zu sein; das nämliche hat mir Buol bestimmt zugesagt und Baron Werner. Ich erwarte daher bald eine endliche Entscheidung. Eigentümlicher Weise konnte ich in dieser Sache (sonst) kein Mitglied des Kaiserhauses anreden. Sie liessen mir gleich anfangs die Wahl, entweder eine gewöhnliche Collecte oder die Kaisergnade anzurufen; beides zugleich wird nicht erlaubt. Ich blieb natürlich bei letzterem; denn eine gewöhnliche Collecte bleibt mir im schlimmsten Falle stets unbenommen, trägt aber wenig ein, da unaufhörlich gesammelt wird... Ich habe unsägliche Mühe gehabt, auch nur zum Kaiser durchzudringen; denn die meisten Minister tun alles, die Sache zu behindern; nur Bach und Bruck sind unbedingt günstig; aber sie sind gegen einander Feinde, man darf mit beiden kaum verkehren, ohne anzustossen beim einen oder anderen. Der Kaiser und seine Mutter sind sehr gütig und waren namentlich mit mir sehr liebevoll. Ich habe mich diese Tage mehr überwunden als mein ganzes Leben. Ich warte noch ein paar Tage, weil es der Minister des Innern will. Sobald die Sache dem Kaiser gutächtlich in den Händen liegt, kann ich gehen. Herr v. Biegeleben, der Referent in der Staatskanzlei, hätte mich am liebsten mit guten Manieren heimgeredet, bevor die Sache an den Kaiser kommt, dann wäre sie liegen geblieben; aber ich liess mich darauf nicht ein und frage alle Tage an, wie es steht, und plage die Herren, wie es sich gebührt. Heute Morgen war ich bei Prokesch-Osten, um die Sache zu betreiben. Seine Aussagen lauten günstig: ‚Es geht‘, hat er mir ganz bestimmt gesagt. Aber Pr. ist seit einigen Tagen gegen mich zurückhaltend und hat auch Lust, mich aus allen höheren Kreisen wegzuhalten. Was es ist, weiss ich nicht, aber da ist es. Es sieht aus wie Furcht, dass ich mit einiger

Aufmerksamkeit behandelt werde und leicht etwas reden könnte, was nicht angenehm wäre, und man scheint an meiner Ungeniertheit einigen Neid anzuspinnen, besonders seit der öffentlichen Sitzung der Akademie, wo ich in dieser blasierten und verruchten Welt durch meine Domherrnkleidung mehr aufgefallen bin, als den Leuten lieb und die Sache selbst wert war". — Sobald die Minister erfuhren, B. sei schon beim Kaiser gewesen, gerieten sie in Eile. Die Erledigung erfolgte nun rasch. Bereits am 15. VI. wurde an Beda der Erlass ausgefertigt (abgedr. Kirchbl. 23. VI. 55), dass der Kaiser die bedeutende Summe von 20.000 fl. Conv. M. gespendet habe. „Es hat dem Kaiser besondere Befriedigung gewährt, dass die kath. Gemeinde Frankfurts sich vertrauensvoll an ihn gewendet". Se. Majestät gebe damit der kath. Gemeinde einen Beweis allerhöchster Huld; andererseits werde dadurch das „Interesse betätigt, welches der Zweck der Erhaltung der ehrwürdigen Domkirche der ehemaligen Krönungsstadt, dieser Stätte so grosser geschichtlicher Erinnerungen, bei Sr. Majestät hat erwecken müssen".

Im Sommer des nächsten Jahres reiste B. nach Prag und Ploskowitz zu Kaiser Ferdinand, der gleichfalls einen namhaften Beitrag bewilligte; in Bozen traf er Erzherzog Johann, der seine Spende mit dem Wunsch widmete, dass „die kleinstädtischen (wohl verschrieben für: kleinstaatlichen) deutschen Lande einmal einig und glücklich werden möchten" (an Rinz 19. VI. 1856). Auch der Frankfurter Senat bewilligte jährlich grosse Summen, z. B. 1855 allein 22.500 fl. In diesem und dem folgenden Jahre wurden die wichtigsten Restaurationsarbeiten durchgeführt; die Kirche konnte wieder zum Gottesdienst benützt werden. Allein nun benötigte man stilgerechte Emporbühnen aus Stein, Altäre, Orgel, Bildwerke u. v. a. Beda war unermüdlich, in seinen Zeitungen das Interesse wach zu halten, schrieb eine Geschichte des Domes in vielen Fortsetzungen und freute sich, dass das Frankfurter Beispiel Nachahmung fand: Ende 1856 erliess das „provisorische Dombaucomitè" zu Mainz, Anfang 1857 der „Dombauverein" zu Worms je einen Aufruf, den B. durch seine Zeitungen verbreitete; auch für Vollendung

des Kölner Domes, an dem sich eine tüchtige Bauschule herangebildet habe, wirkte er nebenbei; denn Eifersucht oder gar Neid ist ihm stets fremd geblieben.

Die gänzliche Vollendung des eigenen Werkes hat sein Auge leider nicht mehr geschaut. Während sein Tätigkeitsgebiet sich noch immer ausbreitete, die Spannkraft, Frische und Beweglichkeit seines Geistes keine Abnahme erkennen liessen, geriet seine Gesundheit mehr und mehr ins Wanken. Der Juli 1857 warf ihn aufs Krankenlager. „Die Krankheit unseres lieben geistlichen Rats B. W. hat mich sehr erschreckt. Gott gebe, dass sie bald sich bessert; möge nur kein Rückfall kommen" (Fr. Schlosser an Steinle 8. VIII. 57). Im August erholte er sich so weit, dass er ins Bad fahren konnte. „Es geht mir offenbar besser, das ist nicht zu läugnen; aber ich war wirklich sehr herabgekommen, das fühle ich erst jetzt, wo ich sehe, was zu ersetzen und zu reparieren ist". Luft, Bad und Anlagen gefallen ihm; er kann Ausflüge machen, aber sich auf „seine Kraft noch nichts einbilden"; nach einem Amt, das er gehalten, war er „ganz matt und herabgestimmt. Die Kirche ist protestantisch, und darin haben Katholiken, Anglikaner und Russen ihren Gottesdienst, so dass es ein wunderlich Gemisch ist von vier Religionsparteien.. Es ist viel Eitelkeit, Reifrockwesen und unsinnige Pracht zu sehen.. Ich hoffe ganz gesund zu werden: so versichert wenigstens der Arzt, ein bedächtlicher, guter Mann" (Wildbad, am 30. VIII. an Rinz). Anfangs September möchte er schon wieder die Flügel schwingen und zur Arbeit nach Hause eilen. Aber „mein Arzt hat bestimmt, dass ich bis zum 15. hier und dann noch 14 Tage auf dem Lande ruhig bleiben sollte. Ich habe mich zum erstern willig verstanden, weil mir das Bad offenbar gut tut; über den letzten Punkt habe ich versucht auf 8 Tage herabzuhandeln, und es wird vielleicht gehen". An Sonn- und Feiertagen liest er bereits die Frühmesse, am 8. sass er auch im Beichtstuhl, „weil mir die Leute keine Ruhe liessen" (an denselben 10. IX). In Frankfurt gieng es aber bald wieder zurück: „Meine Anlage zum Husten hat sich so stark entwickelt, dass ich auf ein paar Tage an den

Rückzug denken muss. Ich werde daher heute Mittag auf den Mühlberg gehen und dort ein paar Tage bleiben, da er mir allzeit für den Husten gut getan hat". Die „Kirchendeputation am Dom" macht zwar Verdriesslichkeiten; allein „nur vorwärts!" (ebda. 26. XI).

Das Jahr 1858 begrüsste er hoffnungsfreudig. Den Kulturkampf sah er beendet, die süddeutschen Staaten im Frieden mit der Kirche: „Überall Zeichen, welche der Kirche Ruhe verheissen und deshalb eine ungestörte Vollziehung ihres Berufes und freudige Entwicklung ihres Lebens hoffen lassen"; er selber war wieder in rastloser Tätigkeit. Da raffte ihn der Tod ganz plötzlich hinweg: Sonntag Reminiscere, den 28. Februar. Am vorausgegangenen Freitag hatte er noch im Dom gepredigt, den Abend vorher im Beichtstuhl zugebracht. Am Sonntag in der Frühe schellte er heftig: man fand ihn vor dem Bett in die Knie gesunken, unfähig zu sprechen; bald verlor er auch das Bewusstsein; um 10 Uhr war er verschieden: ein Herzschlag hatte sein Dasein, ein rundes Leben von 60 Jahren, beendet. Der letzte corrigierte Bogen der Cartons lag auf seinem Arbeitstisch; er hatte also den letzten Tag seines Lebens noch voll ausgenützt und starb recht eigentlich „im Sattel". Die Nachricht von seinem unerwarteten Tode wirkte erschütternd. Eben fand im Dom der Gottesdienst statt: „Der Geistliche stand bereits auf der Kanzel, um die Predigt nach der hl. Messfeier zu beginnen, als ein Kirchendiener zu ihm heraufstieg, um ihm einige Worte zuzuflüstern. In tiefster Erschütterung gab sofort der Geistliche in wenig Worten der zahlreich versammelten Gemeinde Kunde von dem schweren Verluste, der sie betroffen, und ein Wehruf, ein Schluchzen und lautes Weinen gieng durch die ganze grosse Kirche. Das war die erste, aber auch erhabenste Anerkennung, welche dem priesterlichen, dem seelsorglichen Wirken des Dahingeschiedenen diejenigen darbrachten, denen er Hirt und geistlicher Führer in der vollsten Bedeutung des grossen Wortes gewesen". So erzählt Brühl (B. Weber S. VIII), und noch leben Zeugen dieser Scene in Frankfurt, welche seine Worte bestätigen. Am 3. März wurde er

unter grossartigem Gepränge zu Grabe getragen; Generalvicar Dr. Klein, der spätere Bischof von Limburg, hielt die Leichenrede; den Bischof Ketteler von Mainz zog „die Liebe zu seinem Freunde, ihm die letzte Ehre zu erweisen“; das diplomatische Corps führten der österr. Bundespräsidialgesandte Graf v. Rechberg und der bairische Bundestagsgesandte Freiherr v. Schrenk, das Officierscorps der Generalmajor Joseph v. Schmerling. „Es war eine seltene Huldigung von Liebe und Dankbarkeit“ (Deutschland 5. III. 58). Nicht bloss die kath. Presse Deutschlands und Österreichs schrieb über den „grossen Todten“; die Briefe seiner Freunde und näheren Bekannten sind erfüllt von Trauer, zugleich von Sorge um den Nachfolger, der, „mit ähnlichen Gaben des Geistes und Herzens ausgerüstet“, sein Werk fortsetzen könnte; nur der Prälat Jodocus Stülz von St. Florian getröstete sich leicht: „Der liebe Gott, welcher der kath. Gemeinde einen B. W. gegeben, wird für ihre Bedürfnisse nach seiner Weisheit und Gnade weitere Sorge tragen“, schreibt er am 5. IV. an Steinle; dieser aber meldete kummervollen Herzens den „schweren Schlag, welcher Frankfurt durch den Tod Bs. getroffen“, an Overbeck nach Rom und fügte hinzu: der Posten sei wichtiger als mancher Bischofsitz; das kath. Leben, das durch Bs. Tätigkeit so angefacht worden, und „alle die glücklichen Anbahnungen zum Besseren, welche er unter schwereren Kämpfen errang, als sie der Nachfolger haben wird“, würden ohne den rechten Mann verloren gehen; die Gemeinde habe einstimmig Flir (damals Rector der Anima in Rom) gewählt, aber Cardinal Graf Reisach wolle ihn nicht ziehen lassen (Juni 1858). Man wünschte also wieder einen Tiroler; allein der kam nicht, dafür wurde ein ganz anderer Pfarrer von Frankfurt.

Es ist ein weiter Weg, den uns Beda's Leben und Entwicklung von der Schusterei in Pustertal bis zu seiner Geisteshöhe in der Frankfurter Zeit geführt haben. Wir wanderten von Schul- und Censurwesen in die Kunst und Altertumskunde, in die Statistik, Kalender- und Reiselitteratur, in die Welt- und Kirchengeschichte, in die Theologie und Seelsorge,

in die Germanistik, in alle drei Reiche der Poesie, durch ein halbes Jahrhundert der tirolischen und ein ganzes Jahrhundert der allgemeinen deutschen Litteraturgeschichte, auch in die italienische und in die griechische Litteratur der Kirchenväter, durch Politik und Zeitungswesen. Auf allen Gebieten hat Beda, stets mit lauterer Absicht und in edler Gesinnung, viel geschaffen und noch mehr angeregt. Er hat die Denkmale verdient, die man errichtet, um die Erinnerung an ihn wach zu halten. Und wenn die Menschen je seiner vergessen sollten, werden noch die Steine des Frankfurter Kaiserdomes sein Lob verkünden.

Personenverzeichnis.

Albertini, Prof., S. 15.
Ambros 28.
Andersag, Maler, 145 f.
Andrian Victor 362.
Arndt E. M. 319, 330.
Auer J. P. 65, 104.
Auerbach Berth. 285, 296.
Augetti Vitus 193.
Augustinus 10.

Bach, Minister, 409, 417.
Badenfeld Eduard 105, 121 f., 135 f.
Bauer Joh. 227.
Bauernfeld Ed. 105, 131.
Beethoven L. 57, 170.
Bellrosch Alf. 95.
Bengelius Joh. Alb. 152.
Benkowitz Karl 162.
Benz Ernst 302.
Berchtold Bart. 227.
Berger Joh. 342, 347.
Bergmann Jos. 105, 140.
Bertholdi Joh. 18.
Beseler G. 330, 358.
Beyrer Magn. 24, 84, 104, 107, 115, 119, 140.
Biegeleben Ludw. 418.
Bissingen Ferd. 27, 60.
Bissingen Caj. 366.
Blum, Bischof, 373 f.
Blum Rob. 332, 342, 344.
Böhmer Joh. Fr. 371.
Bohn Sim. 372.
Börne L. 158.
Brandis Clem. 97, 190, 222, 224, 228, 232, 234 f., 236, 239, 248, 266, 268, 289.
Brenner J. 44.
Brentano Clem. 181, 185.
Brentano Karl 190.
Broglio Ant. 227.
Bruck K. L., Minister, 418.
Brühl Mor. 1, 8, 421.
Brunner Seb. 393.
Bunsen Christ. 400.
Buol K. F., Minister, 417 f.
Bürger G. A. 103.
Byron 75, 196, 208, 219.

Casteler Marq. 59.
Castelli J. Fr. 105, 139 f., 168.
Chmel Jos. 157, 232, 287, 290.
Chotek Karl 29, 30, 33.
Chrysostomus 148 ff.
Clehenz Christ. 62.
Clemens A. 159.
Clodius Chr. A. 58.

Cochläus Joh. 404.
Collin H. J. 36, 105.
Collin Matth. 36.
Comployer Alb. 434.

Dahlmann Friedr. Chr. 333, 346, 349, 368.
Daubrawnik Ant. 59.
Degeser Plac. 93.
Dicknether K. 227.
Diepenbrock Melch. 350, 351, 371.
Diezel Gust. 400.
Dilitz Jos. 193.
Dipauli Fanny 180, 191, 279.
Döllinger J. J. J. 147, 182, 343, 350, 377.
Domanig Karl 44, 396.

Eberl Ant. 162.
Egle Marc. 56.
Ehrhart Vinc. 302, 434.
Eisank F. 62.
Elzenbaum Chr. 62.
Emmerich Kath. 181, 185.
Emmert Anton 142, 161.
Ennemoser Jos. 277.
Ennemoser, Prof., 354.
Erasmus 84.
Erdt Fr. 258.
Erhard Andr. 25, 48 ff., 70, 101 f., 141, 434.
Eslinger Elis. 181.
Eusebius 16.

Falkner J. 62.
Fallersleben (Hoffmann) 210.
Fallmerayer Jak. Ph. 104, 222, 228, 260, 330, 409.
Feichter Mich. 18, 72, 81, 278.
Feilmoser Andr. 18, 32.
Feistmantel Franz 52.
Fentsch Ed. 244, 248.
Ferdinand, Erzh., 316.
Ferdinand I., Kaiser, 419.
Ferdinand Karl, Erzh., 316.
Fessler Jos. 352.
Festorazzo 121.
Fischer A. 24, 248.
Flir A. 25, 73, 82, 98, 100, 104, 278, 299, 328, 336, 342, 352, 362 f., 366, 373, 396, 409, 422.
Floriani Bern., s. Giovanna.
Förster, Domherr, 372.
Franck Aug. 105, 139.
Francke A. H. 401.
Franz Josef I., Kaiser, 390, 416 f.
Frapporti Jos. 226.
Freiligrath 205, 210, 212, 312.
Friedrich Joh. 377.
Friedrich m. d. l. T. 83, 107, 126 f., 194, 288 ff., 315.
Friedrich Wilhelm IV. v. Pr. 348, 349.
Fritsch Joh., Abg., 337.
Froschauer Ant. 104, 107, 121, 142.

Gagern Heinr. 332, 335.
Gallas, General, 183.
Galura Bernh. 56, 228, 236.
Gänsbacher Joh. 40, 66, 180.
Gartenberg Jul. 88, 153, 177, 216, 329.
Garve Chr. 92.
Gasser Vinc. 260, 328, 352.
Gellert Chr. 40, 52, 103.
Gepp Jak. 434.
Gerhardt P. 401.
Gervinus G. 257, 333.
Gfrörer Aug. Fr. 330, 434.
Gilm H. 124, 206 f., 212, 225, 229, 234, 250, 255, 263, 274, 275, 278, 299 f., 301 f.
Gioberti Vinc. 211.
Giovanelli Benedict 156, 242.
Giovanelli Ferd. 153, 155, 242, 268, 286.
Giovanelli Jos. 10, 27, 59, 96,

119 f., 132, 154, 155, 176, 179, 180, 185, 210, 211, 213 f., 225, 229, 235, 239, 253 ff., 274, 329.
Giovanna Maria d. croce 181 ff., 186, 188, 191, 259, 371.
Giskra Karl 338 ff., 343 f., 359.
Gleim J. W. L. 57.
Goldegg A. 208, 302.
Görres Guido 263, 265 f., 296.
Görres Jos. 29, 88, 147, 154, 181, 185, 235, 240, 262, 302.
Goethe 39, 40, 54, 76, 80, 108, 112, 133, 134, 140, 159, 176, 180, 203, 208, 259, 306, 313, 380, 388.
Gray Th. 208.
Greuter Jos. 390.
Grillparzer 36, 57, 212.
Grimm Jak. 290, 330, 333.
Grün An. 210, 260, 330.
Gschwari G. 25, 193, 278.
Guarinoni Hip. 189.
Guggenberg Jos. 151.
Günther Ant. 401.

Habtmann Franz 227.
Habtmann, Pfarrer, 149.
Hagedorn Fr. 60.
Hagen Fr. H. v. d. 290.
Hagen Kasp. 302.
Haidegger Jak. 227.
Halirsch Fr. L. 105, 121, 142.
Haller Jos. 62.
Haller Val. 1, 97, 101, 213, 230, 247, 262, 272, 282, 288, 342, 351, 380, 410.
Hammer-Purgstall Jos. 261, 266.
Hammer-Purgst. Max 260.
Handle Aug. 56.
Hartwig Th. 168, 211.
Haspinger Joach. 46.
Hasslwanter Joh. 329.
Hauser Greg. 411.
Hecker Friedr. Karl 332.
Hedler G. H. 389.
Heigel C. M. 40.
Heine H. 158, 196, 212.
Hellrigl J. G. 62.
Hensinger 34.
Herder 388.
Hermansthal Franz 105.
Hermannsthal Herm. 105, 131, 139.
Herwegh G. 210.
Heynig Joh. 28.
Hieronymus 10.
Hochegger Franz 298, 302.
Hocher Paul 183.
Hofer Andr. 33, 44 ff., 57, 61, 69, 71 f., 180, 193, 277, 283 f., 294, 316.
Höfler Const. 189, 273.
Högwein N. F. 62.
Hölty L. H. 208.
Holzknecht Joh. 46.
Holzknecht Jos. 227.
Hormayr Jos. 27, 35 f., 45, 47, 54, 68 f., 152, 157, 251, 279, 285, 294.
Horst K. 62.
Huber Barn. 95.
Huber Joh. 434.
Huber Jos. 302.
Humboldt Alex. 257.
Huss Joh. 400.

Illert Kas. 34, 60.
Immermann K. 105, 285.
Indermauer Jos. 62.
Isser Joh. 163, 193.
Ivo Ber., s. Streiter.

Jäger Albert 11, 24, 52, 89, 92, 93, 95 f., 97 f., 148, 154, 157 f., 178, 210, 225, 228, 232 ff., 236, 238, 239, 242, 245, 248, 250, 263, 266, 268, 275, 277, 279 f., 287, 324, 328, 353, 387, 409.

Jäger Jos. 98.
Janitschka, die Brüder, 104.
Janssen Joh. 3, 385.
Jean Paul 122.
Jenewein Laur. 227.
Johann, Erzh., 46, 61, 168, 251 f., 282, 328, 335, 342, 343, 347, 413, 419.
Jordan Sylv. 334.
Joseph II. 82.

Kapeller Anna 174, 217, 242, 243, 247.
Katharina v. Siena 185.
Kerer Joh. 329, 353, 362 f.
Kerner Just. 181.
Ketteler W. E. 393, 421.
Kiebach Stan. 434.
Klebelsberg Jos. 62.
Klein K. 184, 421.
Klopstock 50, 57, 60, 70, 106, 114, 257.
Koch Ing 60.
Koch Jos. Ant. 11, 143 ff., 146, 158.
Kohlparzer, Abgeordn., 364.
Kolb, Redacteur, 220, 246, 253, 266, 269.
Kometer Bart. 277.
Körner Th. 277.
Kotzebue A. Fr. 162.
Kranewitter Fr. 44.
Knebler J. M. 378.

Laboulaye E. 400.
Lachmann K. 291.
Ladurner Al. 66.
Ladurner Jos. 52, 65, 280.
Lama J. 24, 104, 106, 115.
Langes Bened. 92.
Laube H. 346, 349 f., 368.
Launbacher Val. 65.
Lazzaris Dom. 259.
Lentner Friedr. 28, 81, 222 ff., 226, 228, 229, 248, 249, 254, 255, 263, 265, 272, 273 f., 288 ff., 335.
Leopardi Giac. 311.
Leopold I., Kaiser, 183.
Lertha, s. Thaler.
Lewald Aug. 164.
Lichnowsky Fel., Fürst, 356.
Lindenburg, s. Goldegg.
Lindner Frl. 376.
Liszt Franz 260.
Lodron Karl 76, 88.
Luther 400.

Madruz Karl 183.
Mages Al. 299, 302.
Manfred 105, 131, 139.
Manzoni Alex. 180.
Manzoni G. 242.
Marco v. Aviano 187.
Margareta, Mault., 314.
Maria Theresia 82.
Matthisson Fr. 106, 131, 208, 301.
Max, Kaiser, 315.
Mayr Alexius 65.
Mayr Benitius 15, 16, 33, 44 ff., 47, 53, 54 ff., 57 f., 69.
Mayr Georg 284.
Mayr Jos. 105.
Mayr Karl 89, 177, 179, 410.
Mayrginter Al. 62.
Mazegger Bernh. 104, 106, 115, 139, 174.
Mazegger Joh. 227.
Medici Anna v. 183.
Meisl Karl 192.
Mensing Sophie 383.
Menz Karl 59.
Menz Peregr. 59.
Menzel Wolfg. 159, 180, 206, 289.
Mersi Andr. 34.
Messmer Al. 184, 193, 278, 299, 301 f., 318, 377.
Michaeler Jos. 52.

Möhler J. A. 147, 181, 189.
Mone F. J. 287.
Montez Lola 273.
Moore Thomas 208.
Moosburg, s. Froschauer.
Moriggl Augustin 412 f.
Moritz Dav. 149.
Mörl Maria 181.
Moroni G. 228.
Moser Bernh. 301.
Muhlert K. Fr. 28.
Mühlfeld Eugen 360.
Müller Joh. 36.
Müllergross J. 385.
Mumelter Franz 35.
Muth Fr. Alfr. 6, 397.

Napoleon III. 390.
Nauwerck Karl 363.
Nicolay Wilh. 388, 397.
Niedermühlbichler Bern. 209.
Niederstätter Joh. 62, 104.
Novalis 180, 192, 203.

Oberrauch Herc. 33, 50, 56.
Overbeck Joh. Friedr. 422.

Perini Aug. 228.
Perthaler H. 299, 301.
Peternader Ant. 284.
Petz Andr. 41, 62.
Petzer Ant. 62.
Pfeiffer J. 278.
Pfeiffer Fr. 288.
Phillips G. 147, 273, 330, 343.
Pichler Ad. 3, 14, 25, 44, 50, 70, 73, 84, 140, 142, 203, 208, 212, 217, 219, 220 f., 231, 232, 250, 255, 268, 278, 287, 297 f., 301 ff., 329, 335, 339, 396, 397.
Pichler Al. 411.
Pinamonti Jos. 228.
Pius VIII. 145.
Platen Aug. 208.
Plattner Ant. 104.
Plattner Franz 59.
Pöder Franz 51, 65.
Pöll Joh. Jak. 278.
Posch Karol. 60.
Pradella Jos. 353
Prato Joh. 351, 363, 365.
Preu Jos. 227.
Primisser Joh. Fr. 40, 61.
Prokesch-Osten Ant. 417 f.
Prugger Karl 42.
Prutz R. 258.
Purstainer Thom. 66.
Purtscher Ad 212, 301.
Puteani Wilh. 105.
Putz Aug. 227.
Putz Gottl. 278.
Pyrker Lad. 193.

Raas Bas. 92 f.
Rabenalt Theod. 105.
Radetzky 364.
Radowitz Jos. 350, 351.
Raffl Joh. 92.
Rainer, Erzh., 286, 409.
Rapp Jos. 51, 434.
Rapp Ludw. 63, 277.
Raumer Fr. 333, 362 f.
Rautenkranz Wenz. 31, 35, 59 f., 70.
Rechberg Joh. Bernh. 347, 349, 422.
Reichensperger A. 350.
Reinhart Otto 227.
Reisach, Baudirector, 235.
Reisach, Cardinal, 422.
Remich A. 44, 59.
Ricci Vict. 227.
Riegg Ign. 95.
Riffel, Prof., 372.
Rinna Joh. 50, 61.
Rinz Fr. Jos. 376 f., 378, 386, 407, 420.
Ritsch Mart. 410 ff.

Röggl Al. 56.
Röggla Jos. 227.
Rollet Herm. 258.
Roschmann 45.
Rost Ant. 94.
Rotenhan Herm. 345.
Rothschild 274, 369.
Rückert Fr. 259.
Rousseau 146.
Ruf Seb. 11. 104. 124. 299.

Sailer Xav. 66.
Salis J. G. 208, 301.
Saluzzo Bart. 187, 190.
Samern Joh. 227.
Sand Mad. 180.
Santner Ant. 88, 263, 272.
Schaden Ad. 162.
Schaubach Ad. 168.
Schenkel Dan. 400.
Schiller 9, 38 f., 57, 70, 72, 73, 77, 79, 80, 112 ff., 117 ff., 127 f., 129, 152, 159, 160, 173, 197, 205, 208, 259, 301.
Schilling Ernst 331.
Schlegel A. W. 208.
Schlern, s Mages.
Schlosser J. Fr. 11, 371.
Schlosser Sophie, dessen Frau, 372, 376, 383, 420.
Schlumpf Sigm. 301.
Schmeller Joh. Andr. 154, 290.
Schmelz Phil. 66.
Schmerling Ant. 337, 346 f., 366.
Schmerling Jos. 422.
Schmidt Alois 329.
Schmidt Ign. 62.
Schmitz C. G. 389.
Schneeburg Rud. 227.
Schnell Jos. 212, 225, 302.
Schnell Ludw. 212, 302.
Schnitzer Al. 20, 149.
Schönherr Dav. 157, 278, 411 ff. 434.
Schopenhauer Art. 402.
Schöpf Joh. 227.
Schöpf Paul 227.
Schottky Jul. 142, 163.
Schranz Ant. 227.
Schreiner Gust. 337.
Schrenck Karl 422.
Schreyvogel Jos. 35.
Schubert 193.
Schuler Cornelie 219, 298 f.
Schuler Joh. 15, 24, 34, 50, 69, 70, 73, 74, 78, 80, 81 f., 84, 86, 90. 94 f., 97 f., 101, 104, 107 f., 120, 123 ff., 128, 137 ff., 141, 142, 147, 148, 149 ff., 153, 155, 158, 159, 161, 162, 163, 172, 175, 176, 198, 210, 212, 215, 219, 230, 232, 238, 239 f., 243, 245, 247, 329, 334, 336, 337, 342, 347, 352, 363.
Schullern Ant. 125, 140.
Schumacher Joh. 100, 101, 149, 151, 153 f., 156, 163, 164, 219, 277 f., 282 f., 289 f., 292 f.
Schumacher Kasimir 31, 78.
Schwaiger Franz 208.
Schwalt Simon 14, 15.
Schwärzler Christ. 227.
Sedlnitzky, Präsident, 23, 27, 29, 39 f., 190, 248.
Senn Joh. 105, 140, 192 f., 210, 212, 213, 219, 250, 255.
Sepp Joh. 434.
Seyffertitz Guido 227.
Seyffertitz K. 302.
Seyr Jos. 62.
Sigmund, Erzh., 316.
Silesius Ed., s. Badenfeld.
Somaruga Franz 360.
Sophie, Erzh., 417 f.
Speckbacher Kasp. 302.
Spener Phil. Jak. 401.
Spiegelgraber Clem. 4, 6 f., 8.
Spindler Karl 180.
Spitzler Franz 227.

Spitaler Valentin 411.
Staffler Joh. Jak. 55. 58. 92. 163. 168. 228. 282. 286. 353.
Staffler Jos. 227.
Stahl Friedr. Jul. 400.
Stainer Jakob 123 f.
Stampfer Cölest. 157.
Steinle Ed. 371 f., 376. 379. 420. 422.
Sterzinger Em. 227.
Steub Ludw. 2. 21. 24. 28. 81. 93. 96. 108. 134. 167. 217. 218 f., 220 ff., 225 f., 228. 230. 237. 238 f., 241 ff., 250. 254. 262. 263 ff., 269 ff., 274 f., 276. 280. 288. 324 f., 326 ff., 334 f., 409.
Stifter Ad. 258.
Stolberg Christ. 70.
Stolberg Friedr. Leop. 70. 103.
Stotter Mich. 211. 234.
Streiter Jos. 9 f., 24. 28. 69. 80. 86 f., 96. 101. 104. 106 f., 119. 120. 131. 134 f., 141. 142. 146. 147. 148. 153. 155. 162. 163. 173 ff., 177 f., 180. 182. 189. 191. 207 f., 209. 212 ff., 218 ff., 223. 225. 227. 228 ff., 234. 239. 242 f., 246 ff., 250. 253. 255. 257. 260. 262. 265 f., 267. 269. 272. 274. 298. 299. 301. 324 f., 326 ff., 334 f., 362. 409.
Stremayr Karl 340.
Strobl Sim. 24. 104. 106. 119. 131. 140.
Strosio Andr. 186.
Studelmann 34.
Stülz Jodocus 422.

Tangel Karlm. 20. 73.
Tersteegen Gerh. 401.
Thaler Jos. 24. 88. 104. 106. 131. 180. 193. 219. 224. 230. 280.
Theodoret 16.
Thun Leo 410. 418.
Thurwieser Peter Paul 166.
Tieck Dorothea 180.
Tieck Ludw. 158. 176. 209.
Tomaso da Bergamo 187.
Toneatti 186.
Trapp Osw. 227.
Treulieb Paul 44.
Tschabuschnigg Ad. 105. 140.
Tschiderer Aug. 227.
Tschiderer Ernst 227.
Tschofen Jos. 302.

Uhland L. 193. 208. 320. 331. 338.
Unterrichter Franz 104. 193. 328. 333. 363.

Veit Phil. 1. 371.
Venedey Jakob 330.
Viale Prela 412.
Vischer T. 121.
Vito, Bruder. 187.
Vogt Karl 331. 342. 355.
Vonbun Ant., Abg., 352.
Vonbun F. J. 25. 284. 434.
Vorhauser Joh. 61.

Waibel Adalb. 52. 434.
Waitz Georg 330. 338.
Wallpach Art. 3.
Wasserer Pet. 193.
Weber Ingen. 232. 251. 277.
Weinhart Franz 31 f., 40.
Weis Anton 208.
Weis Tobias 227.
Weissenbach Al. 35. 37 ff., 53. 57. 70. 433.
Welcker, Abg., 330. 345.
Welser Philippine 316.
Wenzel Heinr. 164.
Werner, Staatssecretär, 417 f.
Werner Zach. 117.
Wessely Eug. 105. 133. 140. 142.

Widmann Mich. 434.
Wiesner, Abg., 334.
Wigand Paul 44.
Wildauer Tobias 25.
Wildgruber Ad. 212.
Willemer, Fr. Rat. 383.
Williram, Bruder (Anton Müller) 3.
Winckelhofen Caj. 434.
Windischgrätz Alfr. 341, 343, 366.
Wolfskron Ad. 180.
Wolkenstein Karl 153.
Wolkenstein Oswald 35, 69, 83, 107, 152 ff., 194, 228 ff., 315.
Wolkenstein Robert 153, 180, 213, 216, 409.
Wörndle Joh. Kasp. 31, 35, 40, 46 f., 52, 58 f., 103 f., 141.
Würth, Abg., 347.

Zallinger Karl 329.
Zedlitz Jos. Chr. 329.
Zeiler Joh. Georg 434.
Ziegler Wilh. 44.
Zingerle Ignaz 1, 25, 53, 93, 156, 157, 193, 262 f., 397, 412.
Zingerle Pius 20 f., 24, 93 f., 95, 104, 106 f., 119, 120, 131, 140, 148, 177, 186, 190, 193, 207, 219, 229, 230, 262, 264, 267, 268, 280, 302, 410, 412.
Zobel Jos. 65.
Zoller Franz Karl 30, 42 f.
Zöttl Gottl. 278.

Druckversehen und Nachträge.

S. 4. Anmkg. Der 26. X. ist wahrscheinlich gar nur Druck- oder Schreibfehler desjenigen, der Bs. Lebensabriss herausgegeben hat; denn B. war damals schon gestorben. — S. 33, Zle. 11 lies Sandwirts; S. 40, Zle. 19 l. Cäsar. Während des Druckes gab A. J. Hammerle Weissenbachs Trauerspiel „Glaube und Liebe“ mit fleissigen bio- und bibliographischen Zusammenstellungen heraus. Das dreiactige Jambenstück gehört nach Sprache, Metrik und allgemeiner dramatischer Technik zum Brautkranz (s. oben S. 39), besitzt dieselbe schöne Symbolik, nur noch reichlicher, was schon im religiösen Charakter des Stoffes begründet liegt. Die Handlung ist einfacher und mehr verinnerlicht, besonders im ersten Teil, wo die Mahnungen Alvaro's in steigende Gewissensbisse der Heldin umgesetzt werden, während Fluch und Tod immer mehr ihre Liebe bedrohen, bis der letzte wirklich mit furchtbarer Tragik, die der kraftvolle Dichter noch durch die Stürme der Natur verdüstert hat, hereinbricht. Die Duologe überwiegen weit die Dialoge, die nur an Knotenpunkten erscheinen. Die Mängel liegen wieder in der Führung der Handlung. Das Spiel ist zu schwach neben dem Gegenspiel, das allein die Macht in Händen hat, zumal durch den Einsiedler Pedro, dessen blosses Erscheinen alle auseinander sprengt, was nicht nur unvorbereitet, sondern auch unmotiviert ist, da gerade vorher die Heldin und ihre Mutter das Religiöse der Liebe nachsetzten. Auch das tragische Moment wird wieder unerwartet durch Verrat einer Nebenperson hereingeworfen, bei der Katastrophe eine unvorbereitete Erhebung der Christen sowie die Natur als deus ex machina verwendet. Die irdische Liebe geht unter: höher als alles steht der Glaube: das ist der leitende Grundgedanke des Stückes, welches im einzelnen noch mit manchem Schmuck aus der Schatzkammer der älteren Romantiker geziert ist. — Zu S. 51, Zle. 3 f.: Es geschah damals nicht selten, dass Studenten in den Ferien Theaterstücke aufführten und gelegentlich

auch selbst dichteten. z. B. Jos. Rapp den „Geburtstag auf dem Lande“ (in Musik gesetzt vom Chorregenten Dan. Goller) zur Aufführung in Matrei, vgl. Sim. Moriggl, J. Rapp S. 8 In Brixen dichtete Caj. Freih. v. Winckelhofen Stücke für das Institut der engl. Fräulein: Die Schlossschule (2 Acte), Gute Eltern, gute Kinder (3 Acte): von demselben wurden auch Reden und Cantaten gedruckt. — Zu S. 52, Zle. 17. Waibel hat sich auch später als ungemein fruchtbarer Jugendschriftsteller bewährt: 1834 und 35, in diesen beiden Jahren allein, lieferte er 6 Bdchen. Erzählungen. Ein vorzüglicher Jugendschriftsteller (geb. in Mils) war auch Joh. Jos. Huber, der aber schon 1801 starb. — S. 56, Zle. 33 lies 1795 (statt 1820); unter den Kanzelrednern sind etwa noch zu nennen Alb. Comployer, dessen Predigten der Dichter Norbert Stock soeben neu herausgegeben hat (Brixen 1902); Jak. Gepp, geb. Kitzbühel (2 Bde. Augsb. 1804); Stan. Kiebach, geb. Innichen (mehrere Bde. bis 1808); Joh. G. Zeiler, geb. Reutte (3 Bde. 1810). — S. 66, Zle. 8 von unten ergänze unter den Componisten Mich. Widmann, geb. Brixen, der neben Hymnen und Liedern auch Operetten vertonte: Der Senner auf der Alpe, die Geizigen u. a. — S. 78, Zle. 1 und 2 v. unten, streiche den letzten Satz; S. 104, Zle. 11 den mit Jannach; S. 242, Zle. 2 v. u. den Relativsatz. — S. 102, Zle. 14: die Vermutung, Wallace sei früher entstanden, hat sich bestätigt: in der Aurora, Zs. aus Baiern, erschienen 16. II. 29 ff. mehrere Abhandlungen über Wallace, weil demnächst dieses Drama Erhards aufgeführt würde, was dann am 13. III. 29 geschehen ist. Unter den Mitarbeitern dieser Zs. erscheint auch Johannes Nariskus (so!) = Joh. Nep. Hartig, als witzreicher Satiriker, dessen B. S. 84 erwähnt. — S. 142, Zle. 4 v. u. lies Emmert; S. 218, Zle. 14 l. VIII (st. IX); S. 284, Zle. 8 l. Anfang 1847 (st. Ende 1846). Zu S. 297, Zle. 17: Vielleicht hat auch der Plan der jungen Dichter in der „Aurora“ (S. 25), einen Almanach herauszugeben, wozu Beda geladen wurde (vgl. Sander, Vonbun S. XXIX) zur Entstehung des Geredes beigetragen. — S. 302, Zle. 2 l. Ehrhart. — Zu S. 362 ff. Prof. Sepp aus München, einer der wenigen noch lebenden Frankf. Abgeordneten, schreibt mir: er, Beda und Gfrörer haben auch für den Antrag gewirkt, Venedig dem deutschen Bunde einzuverleiben, „aber die Preussenpartei lehnte dies eifersüchtig ab; wären wir durchgedrungen, nie wäre Venedig und das adriatische Meer für Deutschland verloren gegangen“. — Zu S. 373, Zle. 32: Das alte Polizeiregiment stand wieder in vollster Blüte; vgl. O. Redlich, Schönherr S. 8 ff.

Quellen und Forschungen zur Geschichte, Litteratur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer.

In der mittelhochdeutschen Litteraturgeschichte stehen jene deutschen Länder, welche im Laufe der Zeiten zum heutigen Österreich zusammengewachsen sind, bedeutsam im Vordergrunde. Hier gewann die ritterliche Lyrik volkstümliche Grundlagen, lernte Walther von der Vogelweide singen und sagen; hier erhielten die epischen Heldenlieder klassische Gestaltung, entstand das Nibelungenlied.

Auch im 14. und am Beginn des 15. Jahrhunderts fand hier der Minnesang seine letzten Vertreter, blühte die Didaktitik, ragte die Geschichtsschreibung hervor, erklang das Volkslied, entstanden die ersten Universitäten, erhob sich eine reichverzweigte Volksbühne, entwickelten sich Anfänge der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Erst seit Mitte des 15. Jahrhunderts lässt sie die bisherige Litteraturgeschichtsschreibung allmählich zurücktreten. Das entspricht nur teilweise den wirklichen Verhältnissen; zum guten Teil trägt bloss die Sprunghaftigkeit und Lückenhaftigkeit der Forschung die Schuld, welche den litterarischen Strömungen und hervortretenden Dichterindividualitäten anderer Länder mehr Sorgfalt gewidmet hat als denen im Süden und Südosten.

In diese Lücken einzutreten und Versäumtes nachzuholen, ist die besondere Aufgabe der *österreichischen Quellen und Forschungen.* Sie bringen Abhandlungen und Ausgaben, Biographien einzelner Persönlichkeiten und zusammenfassende Darstellungen kleinerer Perioden oder grösserer Zeiträume. Blosse Neudrucke ohne einschlägige wissenschaftliche Untersuchungen werden nur bei besonders wertvollen Litteraturwerken zugelassen.

Steht demnach die litterargeschichtliche und sprachliche Seite des Unternehmens naturgemäss im Vordergrund, so ist es gleichwohl der Publication und Bearbeitung auch eigentlicher Geschichtsquellen (Urkunden, Briefe, Acten, tagebuchartiger Aufzeichnungen u. dgl.) nicht verschlossen. Nur müssen diese Quellen aus österreichischen Archivbeständen stammen oder doch wenigstens vorherrschend österreichische Verhältnisse behandeln. Doppelt willkommen sind solche, die sich über das historische und litterargeschichtliche Gebiet zugleich erstrecken.

Alle Publicationen müssen aus den ersten Quellen geschöpft sein und einen Fortschritt bezeichnen in unserer Erkenntnis der betreffenden

Gegenstände; die Form aber, in der die wissenschaftlichen Forschungen mitgeteilt werden, soll eine solche sein, dass sie auch in weiteren Leserkreisen Interesse und Verständnis dafür erwecken kann.

Die *österreichischen Quellen und Forschungen* erscheinen in verschiedenem Umfang und in zwangloser Reihenfolge; doch sollen im Jahre nicht weniger als 15 und nicht mehr als 60 Bogen ausgegeben werden. Entsprechendes Autoren-Honorar ist gesichert. Manuscripte können an die Herausgeber oder an das Directorium der Leo-Gesellschaft gesendet werden. Die Verlagshandlung wird sich die gute Ausstattung der Publicationen angelegen sein lassen.

Erschienen sind: *Quellen und Forschungen*

I: Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol mit Abhandlungen über ihre Entwicklung, Composition, Quellen, Aufführungen und litterarhistorische Stellung von J. E. Wackernell. 1897. CCCXIV und 530 S.

II: Die ältesten Todtenbücher des Cistercienser-Stiftes Wilhering in Österreich ob der Enns von Dr. Otto Grillnberger, Generalvicariats-Secretär. 1896. VIII und 283 S.

III: Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Geschichte und Mundart, Lebensverhältnisse, Sitten und Gebräuche, Sagen, Märchen und Lieder von Dr. Adolf Hauffen, Professor an der deutschen Universität Prag. Mit vier Abbildungen und einer Sprachkarte. 1895. XVI und 466 S.

IV: Tridentinische Urbare aus dem XIII. Jahrhundert mit einer Urkunde aus Judicarien von 1244 bis 1247 vom Hofrat Dr. Christian Schneller. 1898. VI und 283 S.

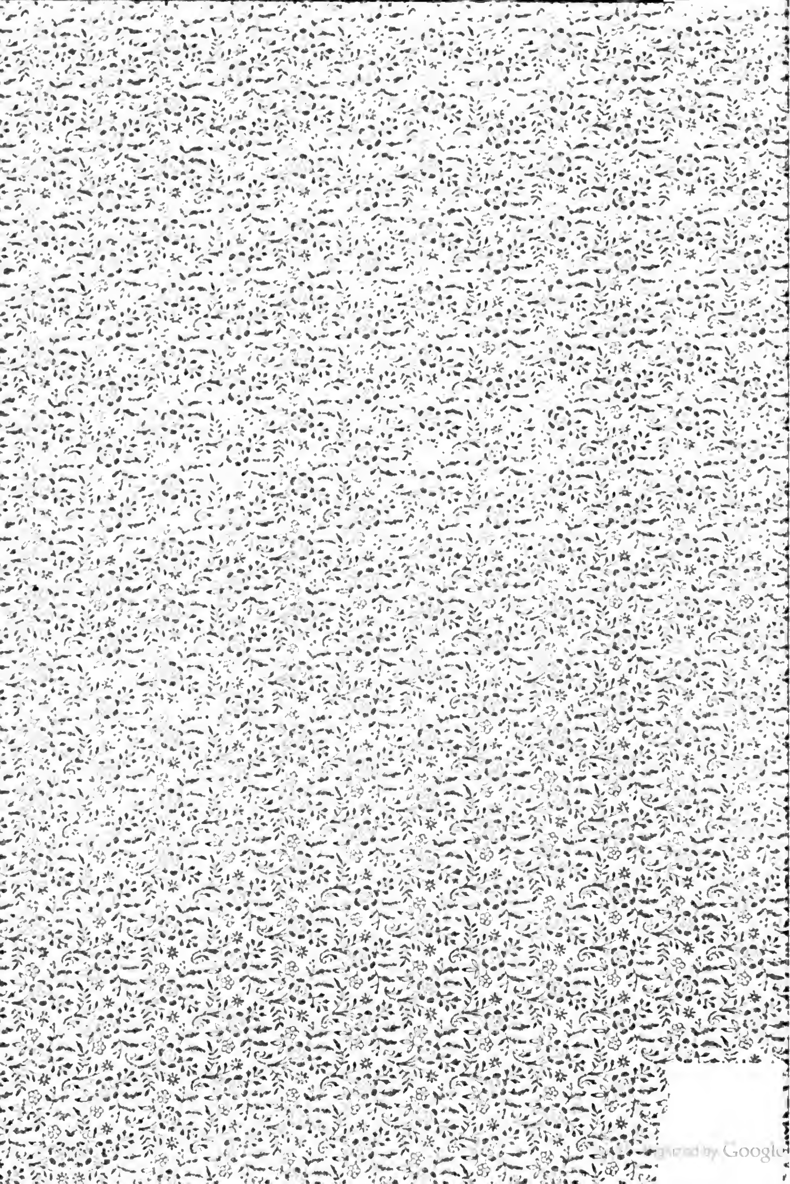
V: Kanzler Bienner und sein Prozess von Josef Hirn. 1898. XX und 533 S.

VI: Deutsche Ortsnamen und Lehnwörter des ungarischen Sprachschatzes. Gesammelt von Dr. Victor Lumtzer, Gymnasial-Lehrer. und Dr. Johann Melich, Bibliothekar am ungar. National-Museum. 1900. X und 311 S.

VII: Kaiser Franz I. von Österreich und die Stiftung des lombardo-venezianischen Königreichs. Vom Geheimrat Freih. v. Helfert. XXXII und 644 S.

VIII: Das Ansiedlungswesen in der Bukowina seit der Besitzergreifung durch Österreich. Mit besonderer Berücksichtigung der Ansiedlung der Deutschen. Von Raimund Friedr. Kaindl, Professor an der Universität Czernowitz. X und 539 S.

IX: Beda Weber 1798—1858 und die tirolische Litteratur 1800—1846. Von J. E. Wackernell 1903. X und 434 S.





	DATE DUE		

